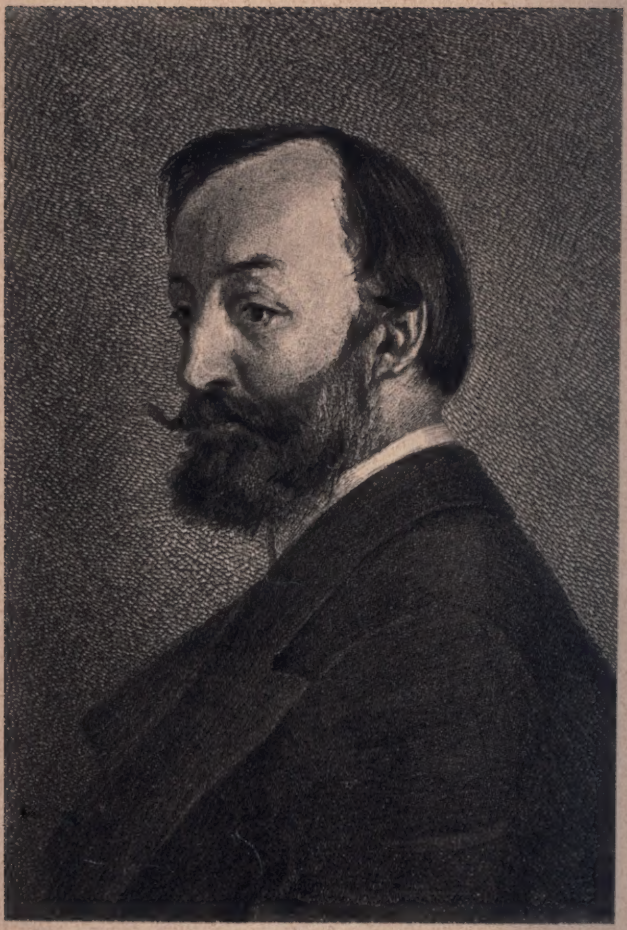
Gottfried Keller in seinen Briefen

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Bongs
Klassische
Bücherei
aller Zeiten
und Völker



Gottfried Keller.

-G
Kz97i

Gottfried Keller
in seinen Briefen

Herausgegeben und eingeleitet

von

Heinz Amelung

188135.
3.3.24.

Mit Kellers Bildnis in Gravüre und einer Handschriftprobe

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Berlin / Leipzig / Wien / Stuttgart

Alle Rechte, auch das der Übersetzung
in andere Sprachen, vorbehalten

1921

Germany

Inhalt.

		Seite
Einleitung des Herausgebers		9
1. An	Gottfried von Meiß ([Anfang 1830])	13
2. „	Dr. Heinrich Scheuchzer (3. Febr. 1837)	13
3. „	die Mutter (27. Juni 1840)	14
4. „ „	„ (5. Dezember 1840)	16
5. „	Johann Salomon Hegi (19., 25., 26. Januar 1841)	18
6. „	die Mutter (20. Dezember 1841)	25
7. „	Julius Fröbel (17. August 1843)	27
8. „	Rudolf Leemann (16. September 1845)	28
9. „	Luise Rieter (im Oktober 1847)	30
10. „	Frau Orelli-Breitinger (21. Oktober 1847)	31
11. „ „	„ „ (28. Oktober 1847)	34
12. „	Eduard Dößekel (29. September 1848)	35
13. „	Mutter und Schwester (31. Oktober 1848)	36
14. „	Wilhelm Baumgartner (28. Januar, 21. Februar, 10. März 1849)	39
15. „	die Mutter (16. März 1849)	45
16. „	Staatsrat Eduard Sulzer ([23. Juli 1849])	48
17. „	Bürgermeister Alfred Escher (30. Okt. 1849)	51
18. „	Johanna Kapp (7., 11. Dezember 1849)	52
19. „	den Verlagsbuchhändler Eduard Vieweg (26. April 1850)	57
20. „	Dr. Hermann Hettner (29. Mai 1850)	60
21. „ „	„ „ (16. September 1850)	68
22. „ „	„ „ (23. Oktober 1850)	73
23. „ „	„ „ (4. März 1851)	77
24. „	Wilhelm Baumgartner (27. März, September 1851)	83
25. „	Mutter und Schwester (18. Februar 1852)	91
26. „	Professor Hermann Hettner (15. Oktober 1853)	95
27. „ „	„ „ (5. Januar 1854)	98
28. „ „	„ „ (11. Februar 1854)	100
29. „	Mutter und Schwester (10. April 1854)	103
30. „	Professor Hermann Hettner (26. Juni 1854)	105
31. „	Nationalrat Andreas Rudolf von Planta (3. Juli 1854)	110

			Seite
32.	An	Professor Hermann Hettner (21. Oktober 1854)	110
33.	„	„ „ „ (18. Mai 1855)	114
34.	„	den Verleger Franz Duncker (19. September 1855)	115
35.	„	„ „ „ (28. September 1855)	117
36.	„	die Mutter (11. November 1855)	118
37.	„	„ „ ([16. November 1855])	120
38.	„	Frau Lina Duncker (13. Jan. 1856)	120
39.	„	„ „ „ (8. September 1856)	122
40.	„	Regierungsrat Johann Jakob Sulzer (18. Juni 1857)	125
41.	„	den Stadtsängerverein Zürich (25. Oktober 1858)	126
42.	„	Paul Heyse (3. November 1859)	127
43.	„	Berthold Auerbach (25. Februar 1860)	128
44.	„	den Verleger Georg von Cotta (7. März 1861)	130
45.	„	„ „ „ (10. Mai 1861)	131
46.	„	Orell, Füßli & Co. (19. August 1861)	133
47.	„	Nationalrat A. Wapf in Luzern (10. Sept. 1867)	133
48.	„	Zuchthausdirektor Wegmann ([1868])	135
49.	„	Regierungsrat Johann Kaspar Sieber (2. Weinmonat 1869)	135
50.	„	die erste Sektion der philosophischen Fakultät der Hochschule Zürich (5. Oktober 1869)	136
51.	„	Emil Kuh (3. April 1871)	137
52.	„	den Verleger Ferdinand Weibert (20. August 1871)	139
53.	„	Emil Kuh (10. September 1871)	140
54.	„	Ferdinand Weibert (28. Dezember 1871)	142
55.	„	Franz Duncker (28. April 1872)	143
56.	„	Friedrich Theodor Vischer (19. Mai 1872)	143
57.	„	die Herren Staatskanzlisten (28. Mai 1872)	145
58.	„	Ferdinand Weibert (31. Mai 1872)	145
59.	„	Josephine Zehnder-Stadlin (4. März 1873)	147
60.	„	Ferdinand Weibert (5. März 1873)	148
61.	„	Professor Adolf Exner (18. März [1873])	150
62.	„	Ferdinand Weibert (28. August 1873)	152
63.	„	die Schwester (16. September 1873)	153
64.	„	Marie Exner (19. Oktober 1873)	153
65.	„	Emil Kuh (23. Oktober 1873)	154
66.	„	Professor Adolf Exner (20. Dezember 1873)	156
67.	„	Marie Exner (3. Januar 74)	157
68.	„	„ „ (19. April 1874)	159
69.	„	„ „ (17. Juni 1874)	161
70.	„	„ „ (20. August 1874)	163
71.	„	Emil Kuh (9. September, 6. Dezember! 1874)	165
72.	„	Julius Rodenberg (23. Dez. 1874)	169
73.	„	Professor Hermann Hettner (31. Januar 1875)	170
74.	„	Professor Friedrich Theodor Vischer (31. Januar, 29. Juni 1875)	172
75.	„	Marie von Frisch geb. Exner (11. März 1875)	176

		Seite
76.	An Ferdinand Weibert (20. Mai 1875)	177
77.	„ „ „ (27. Juni 1875)	178
78.	„ Professor Adolf Exner (27. Augustus 1875)	180
79.	„ Ferdinand Weibert (29. August 1875)	183
80.	„ Jakob Baechtold (am VI. Tag nah Bettag 1875)	183
81.	„ Paul Heyse (11. November 1875)	184
82.	„ Ferdinand Weibert (25. Dezember 1875)	185
83.	„ Emil Kuh (15. Mai 1876)	187
84.	„ „ „ (8. Juni 1876)	188
85.	„ Ernst von Wildenbruch (11. Juli 1876)	190
86.	„ Professor Adolf Exner (19. August 1876)	191
87.	„ Conrad Ferdinand Meyer (3. Oktober 1876)	192
88.	„ Jakob Baechtold (3. November 1876)	192
89.	„ „ „ (28. Januar 1877)	194
90.	„ Marie Melos (3. März 1877)	195
91.	„ Wilhelm Petersen (8. März 1877)	197
92.	„ Theodor Storm (30. März 1877)	198
93.	„ Professor Adolf Exner (29. Oktober 1877)	199
94.	„ Wilhelm Petersen (7. Dezember 1877)	200
95.	„ „ „ (28. Dezember 1877)	201
96.	„ Theodor Storm (31. Dezember 1877)	202
97.	„ den Stadtrat Zürich (29. April 1878)	204
98.	„ Paul Heyse (9. Juni 1878)	204
99.	„ Wilhelm Petersen (25. Juni 1878)	206
100.	„ Theodor Storm (25. Juni 1878)	208
101.	„ Ferdinand Weibert (28. August 1878)	211
102.	„ „ „ (9. Januar 1879)	214
103.	„ Wilhelm Petersen (27. Januar 1879)	215
104.	„ Theodor Storm (26. Februar 1879)	216
105.	„ Franz Duncker (16. April 1879)	220
106.	„ Jakob Baechtold (25. Juni 1879)	221
107.	„ Eduard Münch (12. Oktober 1879)	222
108.	„ Paul Heyse (16. März 1880)	224
109.	„ Theodor Storm (13. Juni 1880)	225
110.	„ Wilhelm Petersen (21. Oktober 1880)	227
111.	„ Marie von Frisch (21. November 1880)	227
112.	„ Marie Melos (29. Dezember 1880)	229
113.	„ Professor Hermann Fischer (10. April 1881)	230
114.	„ Theodor Storm (11. April 1881)	231
115.	„ Wilhelm Petersen (21. April 1881)	235
116.	„ Paul Heyse (5. Oktober 1881)	239
117.	„ Marie Melos (14. Dezember 1881)	240
118.	„ Professor Adolf Exner (16. Dezember 1881)	241
119.	„ Paul Heyse (10. August 1882)	242
120.	„ Marie von Frisch (13. Aug. 1882)	244
121.	„ Theodor Storm (22. September 1882)	245
122.	„ „ „ (21. November 1882)	247

			Seite
123.	An	Hans Hoffmann (15. Dez. 1882)	249
124.	„	Marie von Frisch (29. Dezember 1882)	250
125.	„	Wilhelm Petersen (1. Juli 1883)	251
126.	„	Maria Knopf (14. Aug. 1883)	253
127.	„	Ernst von Wildenbruch (26. September 1883)	253
128	„	Maria Knopf (Okt. 1883)	254
129.	„	Professor Erich Schmidt (12. Dezember 1883)	255
130.	„	Maria Knopf (22. Januar 1884)	256
131.	„	„ „ (27. Mai 1884)	257
132.	„	Nietzsche (28. Sept. 1884)	258
133.	„	Maria Knopf (21. November 1884)	259
134.	„	Professor Adolf Exner (16. Januar 1885)	260
135.	„	Marie Melos (19. Juli 1885)	261
136.	„	Maria Knopf ([Juli 1885])	262
137.	„	Ida Freiligrath (9. August 1885)	263
138.	„	Käthe Krocker-Freiligrath (8. August 1887)	265
139.	„	Adolf Vögtlin (18. August 1887)	266
140.	„	Sigmund Schott (9. Juni 1888)	267
141.	„	Paul Heyse (26. Dezember 1888)	268
142.	„	den Verleger Wilhelm Hertz (10. März 1889)	269
143.	„	Maria Knopf (Pfingsten 1889)	271
144.	„	Marie von Frisch (7. Juni 1889)	273
145.	„	Jacques von Planta (13. Juni 1889)	274
146.	„	Sigmund Schott (4. Februar 1890)	275

Einleitung des Herausgebers.

Gottfried Keller schrieb einmal an Emil Kuh: „Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich daran bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen, es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisieren immer fort, und indem ich Neues ausbecke, kann ich genau am abgebrochenen Satz des Alten fortfahren, wenn das Papier nur erst glücklich wieder daliegt." Die scheinbare „Bärenhäuterei" war also keineswegs ein Nichtstun, sondern ein langsames Reifen der Früchte, war in Wirklichkeit ein Teil und sogar der wichtigere des dichterischen Schaffens. Das Entwerfen im Kopfe war die Hauptsache, und die Gestalten seiner Phantasie blieben lange seine „stillen Begleiter auf Spaziergängen und beim Glase Wein", bis sie auf dem Papier ihre sichtbare Gestaltung erfuhren und als die „anonymen Passagiere im Hirnkasten" nach langer Fahrt ausstiegen.

Wie auf diese Weise manche Geschichte, die Gottfried Keller längst in seinem „Schädel fix und fertig gedacht", erst spät zur Niederschrift gedieh, so war es nicht anders mit seinem Briefschreiben. Im Geiste, zumal wenn er hinter einer Flasche Wein allein saß, hat er gewiß viele Briefe an Freunde, Bekannte, auch an Fremde geschrieben, nur, leider, die Feder war zu störrisch, und so mußten „die Gerechten mit den Ungerechten es entgelten". Ward der Berg der Briefschulden gar zu hoch, dann ging der Dichter wohl einmal seufzend und stöhnend daran, ihn abzutragen; aber meist ist er auch dabei wohl nicht viel über den

guten Willen hinausgekommen. Die Mutter hat monatelang auf ein Lebenszeichen von dem Sohn warten müssen; und es ist keine Seltenheit, daß angefangene Briefe mehrere Wochen, ja wohl ein halbes Jahr liegenblieben, bis sie in einer glücklichen Stunde vollendet und der Post übergeben wurden. „Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt." So getröstet sich Keller über das Schicksal seiner alten Liebe, der dramatischen Dichtung; und ähnlich hat er wohl auch über seine Briefschulden gedacht. „Die Korrespondenzen stehen wie Wolken über meinem armen Schreibtisch", gesteht er aufrichtig; aber sie zu zerstreuen, daran hinderte ihn jene seltsame Scheu, die Feder in die Hand zu nehmen. Wie manche Briefe sind auf diese Weise ohne schriftliche Antwort geblieben; wie mancher, der sich an Keller wandte, mag vergebens auf eine Zeile der Erwiderung geharrt haben! Das aber als böse Absicht auszulegen, wäre verkehrt. Es ist ohne Zweifel eine arge Verkennung des Charakters Gottfried Kellers, ihm — mit seinem ersten Biographen Jakob Baechtold — Mangel an Wohlwollen vorzuwerfen. Das ist gänzlich ungerechtfertigt und wird ohne weiteres durch die Briefe des Angegriffenen selbst widerlegt. „Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet", soll diesem Manne gefehlt haben? Man braucht nur zu lesen, was er an die Wiener Freunde Exner, an Marie Melos, zu deren Geburtstag er sich regelmäßig mit seinem Glückwunsch einstellt, an Marie Knopf, überhaupt zumal an Frauen schreibt, um einzusehen, wie grundfalsch jenes durch persönliche bedauerliche Unstimmigkeiten beeinflußte Urteil ist.

Im Gegenteil: wenn etwas geeignet ist, uns den bewunderten und verehrten Dichter auch als Menschen liebenswert zu machen, dann sind es seine Briefe. In ihnen offenbart sich so recht der ganze Mensch mit all seiner tiefen Innerlichkeit, die trotz der rauhen Schale seines Wesens eigentlicher Kern war, mit seiner frischen, meist freilich herben Ursprünglichkeit, seiner Fröhlichkeit und Fabulierfreude, seiner allem hohlen und äußerlichen Treiben streng abgeneigten Lebenslust, aber auch seinem festgegründeten Lebensernst. Überall fühlen wir den warmen Pulsschlag des Herzens, auch wenn er nur leise pocht.

Allerdings, die schwere Jugend und Lehrzeit, die Gottfried Keller durchzumachen hatte, sind von nachhaltigstem Eindruck und Einfluß geblieben — diese Jugend, die, künstlerisch gestaltet, im „Grünen Heinrich" ihre unvergängliche Darstellung gefunden hat. Die Briefe aus den Münchener, Heidelberger und

Berliner Jahren sind ergreifende Zeugnisse einer sich schwer durchringenden Natur; aber sie sagen uns, wenn wir den „Grünen Heinrich" kennen, nicht viel wesentlich Neues. Anders dagegen steht es mit den Briefen aus den Jahren der Amtszeit und des Alters. In die Werke aus dieser Zeit hat Gottfried Keller nicht allzuviel aus eigenem Erleben und Erfahren hineinverwebt; da sind wir auf die Briefe angewiesen, und die sind ja auch überraschend aufschlußreich — überraschend, weil man dem wortkargen Manne eine solche Offenheit, ein solches Aufschließen der Seele, fast möchte man sagen: eine solche Redseligkeit und Munterkeit gar nicht zugetraut hätte. Köstliche Briefe sind namentlich in den Jahren, nachdem die Bürde des Staatsschreiberdienstes den Dichter nicht mehr bedrückte, entstanden. Manche davon oder Stücke daraus könnten ohne weiteres in eine Novelle echt Kellerscher Art hineingesetzt werden. In allen aber, auch den einfachsten Geschäftsbriefen, bewährt sich Gottfried Keller als der gleiche glänzende Stilkünstler wie in seinen Werken.

1. An Gottfried von Meiß.

Hochgeehrter Junker Götti! [Anfang 1830.]

Da Sie mich schon mit dem elften Neujahrsgeschenk erfreuten, und ich mich nun in dem Alter befinde, wo ich meine Dankbarkeit gegen meine geehrten Wohltäter bezeugen kann, so fühle ich mich verpflichtet, Ihnen nur einen kleinen schriftlichen Beweis der Dankbarkeit zu geben. Ich danke Ihnen verbindlich für die Güte, die Sie mir vom ersten Lebensjahre an erwiesen, und wünsche, daß der liebe Gott Sie und Ihre mir werte schätzbare Familie auch das künftige und noch lange Jahre gesund und vergnügt erhalte.

Daß Sie Ihre Liebe, Gunst und Wohlgewogenheit gegen mich fortsetzen, und mich in stetem Andenken behalten, wünscht von Herzen Ihr

mit Achtung ergebenster Götti

Gottfried Keller.

2. An Dr. Heinrich Scheuchzer.

Zürich, den 3. Febr. 1837.

Werter Herr Onkel!

Sie werden dem Halunken von Ihrem Neffen verzeihen, wenn er Sie mit ein paar Zeilen belästiget. Daß ich an Spillmann[1]) einige Worte über Ihre Tochter schrieb, habe ich schon lange bereuen, indem ich einsah, daß es eine Dummheit und unverzeihliche Grobheit war, durch welche ich aber weder Sie noch Ihre Tochter beleidigen wollte; denn daß Spillmann den dummen Brief in Ihr Haus brachte, war natürlich nicht meine Schuld. Auch ist es nicht meine Schuld, wenn Sie die nichtssagenden Worte mißverstanden, indem ich Herrn Spillmann weiter nichts damit sagen wollte, als daß Ihre Tochter affektiert und schnippisch und dadurch beleidigend wäre. Ich habe einmal das Unglück, daß bei mir alles impertinent grob herauskömmt.

[1]) Das „Schulmeisterlein" des „Grünen Heinrich" heiratete später Kellers Base Caton, gegen den Willen ihres Vaters.

Es tat mir schon leid für diese Dummheit, ehe Ihr Brief kam, und bitte Sie, werter Oheim, herzlich um Verzeihung. Indessen dürfen Sie mich nur nicht für einen wüsten, undankbaren, aufbegehrenden Jungen halten, denn Sie mögen mich nun hassen oder nicht, ich werde dennoch die Achtung und die Liebe für Sie haben, die dem Bruder meiner Mutter gebührt, und wahrscheinlich mehr, als Ihre Tochter für meine Mutter hat. Auf alte Schulden häufe ich nicht gern neue, also werden Sie auf jeden Fall bei so bewandten Sachen vor meinen Besuchen sicher sein.

Verzeihen Sie Ihrem ergebensten Neffen

G. Keller.

3. An die Mutter.

München, den 27. Juni 1840.

Liebe Mutter!

Da wir auf unsrer Reise schlechtes Wetter bekamen, so sind wir bereits schon wieder seit acht Tagen in München, und ich berichte Dir es daher, damit Du mir wieder eine Portion von meinem Reichtum überliefern kannst, indem ich nicht warten mag, bis ich ganz ausgekommen bin. Wenn Du also von Frau Ehinger ein gutes Wechselchen bekommen kannst, so ist es recht; geht es aber nicht, so ist es auch recht; dann schick' es mir in Brabantertalern, welches das Bequemste ist; man verliert nichts daran, und der Porto ist nicht viel höher, als vom Gold. Die andern erhalten es alle auch in Talern, z. B. Hegi hat vor zwei Monaten 250 Gulden und jetzt wieder soviel erhalten, was zu beweisen scheint, daß Herr Hegis sehr reich sein müssen. Er braucht gewiß fast 1000 Gulden des Jahrs.

Was mich betrifft, so habe ich im Anfange gewaltig gegeizt und bin nirgends hingegangen; wann ich an einem Tag etwas übers bestimmte Maß hinaus gebraucht habe, so fraß ich den andern gar nichts; allein das war sehr dumm. Ich muß mir die Fremde nicht nur in Hinsicht der Kunst, sondern auch in anderer, gesellschaftlicher Beziehung zunutze machen; denn ich war von Hause aus in vielen Sachen noch sehr ungeschliffen und schüchtern, und das ändert sich nicht, wenn man in der Fremde hinter dem Ofen hockt. Ich mische mich also unter die Leute und lerne von jedem, was zu lernen ist. Auch habe ich mich in den bayerischen Kunstverein aufnehmen lassen, was mich aber zwölf Gulden kostet alle Jahr; indessen ist der Nutzen weit größer; denn nicht nur lerne ich sehr viel dadurch; sondern ich kann später meine Sachen besser verkaufen.

Auch haben die schweizerischen Studenten und Künstler eine

Gesellschaft hier, worin ich ebenfalls bin. Donnerstag hatten wir ein Leichenbegängnis zu begehen, da einer aus dieser Gesellschaft, Graf d'Affry von Freiburg, der einzige Sohn seiner Eltern, einundzwanzig Jahr alt, starb. Wir begleiteten ihn sämtlich zum Grabe. Es war ein schöner Zug. Voraus die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne und Rauchfaß ꝛc. Dann der Sarg, von sechs Schweizern getragen, welche schwarze Kleidung mit weißen Florschärpen um den Leib trugen. Dann vier mit weiß und roten Schärpen; dann zweiundzwanzig mit allen Kantonsfarben und endlich die übrigen alle. So zogen wir um den Kirchhof herum und dann aufs Grab, wo eine Blechmusik von dreißig Mann aufspielten, nachdem die Geistlichen ihre Künste gemacht hatten. Dann hielt einer eine schöne Rede; wiederum Musik, und dann schmiß jeder von uns drei Schaufeln Erde ins Grab und bespritzte es mit Wasser, welches man uns in einem alten Kübel hergestellt hatte. Dann aber zogen wir in corpore auf unsre Kneipe, wo wir erst die rechte Totenfeier hielten. Es war wirklich ein herzerhebender Anblick, den ganzen Saal voll Schweizer zu sehen; jeder ein mächtiges Bierglas in der Hand, dasselbe in die Höhe streckend und auf Kommando mit feierlicher Miene ausleerend bis auf den Grund. Den Tag darauf wohnten wir sämtlich der Messe bei, welche dreißig Tage lang dem Toten abgehalten wird. Es brannten über zweihundert Kerzen, und das Wappen des Verstorbenen war überall an den Altären in reichen Stickereien angebracht. Das bezahlen aber alles seine Eltern. Wir hingegen haben auch etwas Kosten; denn heute nachts um zwölf Uhr bringen wir dem Toten einen Fackelzug mit Gesang und Musik aufs Grab. Das gilt aber nicht nur den Vornehmen und Reichen, sondern jedem Schweizer, der hier stirbt. So ist gestern schon wieder einer gestorben im Krankenhause hier. Die wenigsten haben ihn gekannt, und doch wurde sogleich beschlossen, ihm das gleiche Leichenbegängnis, wie dem Grafen, zu feiern. Überhaupt sind sehr viele Schweizer hier krank, und meistens sehr gefährlich am Nerven- und noch mehr am Schleimfieber. Die Münchner sagen zwar, wenn einer gleich anfangs sich ans Biertrinken halte, so werde man weniger krank; und das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben. Indessen ist das Klima sehr ungesund hier; wenn den ganzen Tag die unerträglichste Hitze ist und es regnet ein wenig auf den Abend, so tritt auf einmal empfindliche Kälte ein; und die meiste Zeit über herrscht hier feuchtes, kaltes Wetter. Daher trägt man hier die Mäntel den ganzen Sommer hindurch, und ich bin sehr froh über den meinigen. Ich wünschte manchmal nur, daß Du und Regula hier wären und die Pracht

alle sähen, die sich hier bei verschiedenen Gelegenheiten entfaltet. Wenn ich früher oder später einmal in einen guten Stiefel gerate, so muß auf jeden Fall so etwas eingerichtet werden.

Ich habe immer noch meine alte Mütze, welche meinen Kameraden vielen Spaß macht; ich bin schon bei allen honetten Schweizern bekannt, welche hier sind; die meisten haben aber mehr Geld als ich; aber das macht nichts.

Sage dem Herr Schaufelberger, ich ließ' ihn grüßen, und gestern hätten wir, als wir gerade in großer Anzahl versammelt waren, vernommen, daß Bürgermeister Heß abgegeben habe, worauf wir ihm höchst feierlich, jeder einen brennenden Fidibus in der Hand, ein Glas Bier nachsoffen zur glücklichen Reise. Marke, welcher ganz aus meinem Gedächtnis verschwunden war, ist mir heut nachts im Bett plötzlich wieder eingefallen, und ich habe mich weidlich an seinem Andenken ergötzt; auch ihn lasse ich grüßen, wenn er noch bei uns ist. Was machen Frau und Herr Hotz? Sage der Frau Hotz viele tausend Millionen Grüße, und ich hätte das Häuslein mit dem toten Bauern noch nie gefunden! Herr Ehingers grüße auch. Was macht jetzt Eduard? Und wie geht's in Glattfelden? Was macht Heinrich?

Und Regula grüße ich ohnedies, sowie eigentlich meine Briefe immer an Euch beide gerichtet sind; hat es immer Arbeit? Den ehrenwerten Herrn Spinner lasse ich grüßen, und sage ihm, ich denke sehr viel an ihn; d. h. nur wenn er etwa zu Dir kommt. Wenn es etwas Neues gibt, so schreib es mir, und wenn es möglich ist, so solle doch Herr Schaufelberger mir ein paar der letzten Nummern vom „Landboten" oder „Republikaner" besorgen, die man etwa zu dem Geld packen könnte; denn hier hat man gar keine Schweizerzeitung. Indessen hoffe ich, Ihr werdet Euch beide gesund und wohl befinden, und grüße Euch und alle, die mir etwa noch nachfragen, tausendmal.

Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Meine Adresse ist noch die nämliche: Neuhausergasse Nr. 22 rückwärts über drei Treppen.

4. An die Mutter.

München, den 5. Dezember 1840.

Liebe Mutter!

Mit großem Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief samt seinem willkommenen Inhalte empfangen, wofür ich Dir, sowie Herrn Onkel für seine Gefälligkeit meinen schuldigen Dank ab-

ſtatte. Allein ſo ſehr gelegen mir das Geld auch kam, ſo hat mich doch Deine Liebe und Sorge noch weit mehr erquickt. Daß Du je Mangel leiden ſollteſt wegen mir, liebe Mutter, werde ich zu verhüten wiſſen; denn, wenn ich das, was mir noch zukommt, verbraucht haben werde, ſo werde ich, es mag mir gehen, wie es will, doch nichts davon ſchreiben, ſondern mir ſelbſt zu helfen ſuchen; ich hoffe auch und habe Gott ſchon oft darum gebeten, daß ich bald imſtande ſein möchte, Deine vielen Sorgen und Opfer, die Du mir ſchon gebracht haſt, vergelten zu können. Aber für jetzt muß ich Dich zum letztenmal plagen und Dich bitten, mir noch vier Louisdor, wenn ſolche noch übrigbleiben, zu ſchicken, ſobald die Erlaubnis da iſt. Ich habe von dem letzten Geld zwanzig Gulden für meinen neuen Rock, vier Gulden fünfundvierzig Kreuzer für Zimmerzins und noch einige Kleinigkeiten ſogleich weggeben müſſen. Nun habe ich wohl die Ausſicht, meine jetzigen Arbeiten verkaufen zu können; aber dazu muß ich wieder goldene Rahmen machen laſſen. Daher muß ich zu meinem Anfange einen kleinen Satz haben und nicht gezwungen ſein, die Stücke um jeden Preis wegwerfen zu müſſen. Auch mag ich in Zukunft mich nicht mehr ſo ganz am Geld auslaſſen; es ſchadet nichts, wenn man immer etwas Vorrätiges in der Kaſſe hat; denn ſo habe ich weit mehr Freude, zu ſparen. Du ſiehſt alſo, daß ich dieſes Geld noch ſehr notwendig habe; nicht, daß ich ohne dasſelbe verhungern würde, ſondern es dient mir dazu, ſicherer und ſolider auftreten zu können. Auch iſt es jetzt gerade die beſte Zeit, indem auf das Neujahr immer viel Bilder gekauft werden, und es alſo viel darauf ankömmt, daß ich meine Sachen vorher noch ausſtellen kann. Sollte es aber nicht möglich ſein, mir zu entſprechen, ſo bitte ich, mir es zu ſchreiben, damit ich nicht vergeblich darauf warte.

Meine Krankheit hat mir doch einen ſchlimmen Streich geſpielt, nämlich den, daß ſie mich zum Kahlkopf macht; jeden Morgen, wenn ich mich kämme, gehen mir fürchterliche Büſche Haar aus, und das jetzt ſchon bei zwei Monaten, und wenn es ſo fortfährt, ſo bin ich in kurzer Zeit ſo kahlköpfig, wie Eli. Ich bin in Verzweiflung!

Den 6. Dezember. Vorgeſtern ſtarb hier Fräulein Fornaro von Rapperswil, und heute abend vier Uhr wird ſie beerdigt. Sie wird wegen ihrem liebenswürdigen und geiſtreichen Weſen, welches ſie innehatte, allgemein bedauert. Ein Freund von mir, Curti von Rapperswil, wohnte ihrer Sektion bei, und da fand es ſich, daß ſie an der Hirnwaſſerſucht krank geweſen war. Auch hatte ſie ein Loch im Magen.

Hier werden immer Kriegsrüstungen gemacht. Herrn Schaufelberger lasse ich danken für den „Landboten"; er hat mich gefreut. Ich lese jetzt alle Tage die „Allgemeine Zeitung", um Nachrichten von den Zuständen unseres Kantons zu erhalten. Doch muß ich jetzt enden, um dem Leichenbegängnis der Fornaro beizuwohnen. Solche traurige Feierlichkeiten sind uns hier bald zur Gewohnheit geworden. Wir werden ein Lied auf ihrem Grabe singen. Lebt wohl und grüßet mir alle!

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

Adresse: Akademie der bildenden Künste.

Wir werden wahrscheinlich diese Wohnung verlassen, weil seit einiger Zeit immer andre Mägde da sind, alles Lumpenmenscher, welche nichts putzen und schlechte Ordnung halten, und der Philister ist ein alter geiziger Jud.

Das Porto von 40 Gulden kostet 42 Kreuzer, welches ich aber gerne bezahle.

5. An Johann Salomon Hegi.

München, den 19. Januar 41.

Mein Lieber!

Ich schreibe diesen Brief mit einer aus Schnelltintenpulver zubereiteten Tinte, welche ich jenem spaßhaften alten Mann abgekauft habe, der uns schon einmal, als unsere Bekanntschaft noch grün war, im Löwengarten, Rasiermesserschärfe aufschwatzte; sie taugt aber nichts, und daher muß ich andere nehmen, mittelst welcher ich den freudigen Empfang Deines letzten Sendschreibens bescheinige. Der Kommentar über Deinen vorletzten Brief war ganz überflüssig, denn derselbe war damals Deiner Lage ganz angemessen und hat mich im mindesten nicht geärgert. Beiliegend erhältst Du also vier Ellen Leinwand, welche aber nur ellenbreit ist, indem die anderthalbellige ein ungeheuer großes und schweres Paket ausgemacht hätte, welches auf dem Wege der Post teuerer gekommen wäre, als sie wert ist; ich fürchte, das Porto von dieser wird schon zu hoch kommen. Wenn ich es auf die Fuhre getan hätte, so hätte ich ein Kistchen machen lassen müssen und es wäre Dir überhaupt zu lange gegangen. Zudem wirst Du aus dieser Leinwand wenigstens fünf Porträt machen können, was genug ist; denn je mehr Du zu Hause anfängst, desto länger müssen wir Dich hier entbehren. Das Tuch hat vier Gulden vierundzwanzig Kreuzer gekostet, die anderthalb Ellen breite

kostet zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer die Elle. Übrigens kann ich nicht begreifen, daß Du in Zürich keine Leinwand bekommen hast; Huber hat deren zu allen Zeiten gehabt, Leuthi im Zeltweg ebenso.

Dein Unglück mit den Pfeifen betreffend[1]), drücke ich Dir hiemit mein allertiefstes und aufrichtiges Beileid und meine stille Teilnahme aus, und verzweifle in größtem Schmerze, daß ich die neue Rauke[2]) nicht zugleich mitschicken kann. Damit Du Dich aber vor denen, bei welchen Du etwa mit derselben renommiert hast, rechtfertigen kannst, so stelle ich Dir beiliegend ein Beglaubigungsschreiben zu, welches Du jedem, der Dir nicht glauben will, vorlegst. Du nimmst es immer mit Dir, und wenn Du im Wirtshause von Deiner Pfeife sprichst und jemand Zweifel hegt, so ziehst Du es frisch aus der Tasche und weisest es allen Gästen vor, zur Beschämung des unverschämten Zweiflers. — Nicht wahr, ich sorge väterlich für Dich? — Bis Du aber die Pfeife erhältst, kannst Du Dir einige kölnische Pfeifen anschaffen, auch zweifle ich nicht, daß Du geschmackvolle Bestecke sowie feine Köpfe bei jedem Drechsler in Rafz, Eglisau oder Bülach finden wirst. Um Dir die Wahl zu erleichtern, will ich einige Arten angeben, wie folgt[3]):

Den 25.

Von Tuschek habe ich noch nichts erhalten und Endtrich hat mir einstweilen einen Taler gegeben. — Dein Vorschlag in betreff unsrer Korrespondenz[4]) wird mit einer Mehrheit von 1 Stimme gegen 0 angenommen, und ich eröffne dieselbe mit der Nachricht, daß jener Fischer, dem wir einen Totensalamander gerieben hatten, von den Toten wiederum aufgestanden ist, indem Curti einen muntern, lebensfrohen Brief von ihm erhalten hat. —

Die Schweizer sind nun völlig in zwei Teile geteilt; die Hälfte kneipt im „Spitzer" unter Fischer von Schaffhausen, die anderen unter Curti in der „Taube". Gegenseitig werden die ärgsten Beschimpfungen ausgewechselt. Die Spitzerianer erklären, sie gehen nur auf Pistolen los, und das nimmt niemand an; sie sind bei den Franken, mit denen wir übrigens sehr gut stehen, im Verschiß, von den Knoten (Metzger u. dgl.) sind sie geholzt worden; Curti kaufte an der letzten Dult ein Paar hölzerne bemalte Pistolen und übersandte ihnen, den Spitzerianern, die-

[1]) Hegi hatte eine neue Pfeife verloren.
[2]) Pfeife.
[3]) Hier folgen im Brief die auf der nächsten Seite 20 wiedergegebenen Zeichnungen.
[4]) Keller sollte am Ende des Monats, Hegi am Anfang schreiben.

für besondere Anläße, als bei Kindstaufen, Hochzeiten u. d. gl.
Jagdpfeife
Sonntagspfeife
Morgenpfeife.
Cigarrenrohr.
Tabaksdose von Messing

selben nebst einem spöttischen Sendschreiben. Sie glaubten, es komme von der ganzen Gesellschaft, und schickten das Paket mit dem Titel „Buben" in die „Taube" zurück, wodurch nun ein allgemeiner Comment suspendu entstanden ist und die größten Exzesse zu erwarten sind[1]).

Allein so kommun sich diese Clique aufführt, so wenig Freude habe ich an unserer Tübligesellschaft erlebt. Es ging ganz ordentlich, seit Fischer mit seinem Anhange weg war. Man war und ist noch sehr fidel; aber der Teufel schlug wieder ein anders Gift in die Suppe, nämlich den ehrenwerten Herrn Sidler. Dieses zopfige Luder wird nämlich nicht nur gelitten, sondern ist nächst Curti der einflußreichste und in der höchsten Gunst des ersteren. Er ist Redakteur des Wochenblattes, und da kannst Du Dir denken, wie das bestellt ist. Talent kann man Sidlern zwar nicht absprechen, hingegen ist er ein Schwein unter aller Kritik, was den Stoff seiner Sachen betrifft. So letzten Samstag. Den Anfang seines herrlichen Vortrages machte ein erbärmliches Gedicht von 101 Strophen; dann folgten einige Folioseiten von nichts als Zoten, . . . die sich dazu noch persönlich auf Leemann bezogen. Leemann verbat sich solche Schweinereien, wagte aber nichts weiter zu sagen. Hierauf einige politische Salbadereien von Herrn Sidler und am Ende einige angebliche Korrespondenzartikel aus der Schweiz. Der wichtigste war die Nachricht, die Züricher hätten den Insurgenten im Aargau heimlich Munition geschickt oder schicken wollen, während sie der Regierung Truppen gegen dieselben zustellten. Diese Nachricht war nun noch mit einer Brühe von Sidler übergossen, wie z. B. so etwas sei von Zürich ganz gut zu erwarten usf. Da stand ich auf und erklärte, das gehöre gar nicht in unser Wochenblatt. Die Handlung, welche den Zürchern zur Last gelegt werde, sei so niederträchtig, daß sie vorher als wahr begründet sein müsse, ehe er sie, nur etwa einem elenden Gerüchte zufolge, publizieren dürfe, besonders in einer Gesellschaft, welche mehrere Zürcher enthält. Zudem wies ich seine Nebenbemerkungen mit Verachtung zurück und verlangte Genugtuung. Da fuhr mir Curti und Konsorten übers Maul: Es sei eine Privatnachricht, welche man mitteilen müsse, dafür sei das Wochenblatt da usf. und ich solle schweigen. Ich erwiderte, daß ich weggehen würde, wenn Sidler nicht revoziere. Curti darauf: „Das sei Wurst!" Hierauf stand Bendel, der seit langem auf Curtis Einladung wieder einmal gekommen war, auf, sagte, wenn man honorige Mitglieder so behandle,

[1]) Ein hierhergeratener Ölfleck ist ringsum von den Worten umschrieben: „Dieser Mohnölfleck bittet um Entschuldigung für sein unberufenes Erscheinen."

so hätte er genug Schweizergesellschaft gehabt, nahm den Hut und ging. Darauf ging ich und nach mir Leemann. Das frappierte die Herren ein wenig, denn sie haben eben keinen Überfluß an alten Häusern und sonst fidelen Leuten. Brüller und Säufer sind zwar alle, aber sonst zu nichts tauglich. So stehen gegenwärtig die Aktien. Ich gehe immer in „Wagner", so auch Bendel und Leemann. Der „Erzähler", die „Neue Zürcher Zeitung" und die „Aarauer Zeitung" sind abonniert; doch komm' ich jetzt auf ein anderes Thema, denn dieses ist nicht sehr ergötzlich.

Nächsten Samstag werde ich ein kleines Bildchen auf den Kunstverein tun. Es ist die Aussicht auf das Limmattal vom Hottingerberg bei Zürich, Abend. Es sieht ungefähr so aus:

und ist ziemlich klar und saftig geworden. Dann werde ich auch zwei Aquarellen ausstellen.

Heute habe ich eine Landschaft entworfen, die ich nächstens auch malen werde. Eine Felsschlucht mit der Aussicht auf einen Bergsee, welcher sich in schwarzen Tannenforsten verliert. Auf der Höhe rechts im Vorgrund ragt eine alte verknorrte Fichte in den Abendhimmel hinauf, welcher mit düsterm Rot hinter den entfernten Bergkuppen verglüht. Ferner arbeite ich gegenwärtig an einem großen Karton für eine Waldlandschaft, 5′ 8″ lang und 5′ hoch. Vorn links sind große dunkle Baummassen, Linden, rechts ein Föhrenwald, und in der Mitte durch die Waldlücke erblickt man die blaue Ferne mit Schneegebirgen. Ich werde bei der Ausführung trachten, durch Luft, Ferne und Mittelgrund die schwüle Hitze des Sommers auszudrücken, während der dunkelgrüne, saftige Vorgrund mit einigem klaren Gewässer als erquickender Schatten kontrastiert. Auf den 15. Februar verlasse ich dies Logis, und sobald ich ein tüchtiges Zimmer habe, werde ich zur Ausführung schreiten. Ich arbeite mit frohem Mut, denn

meine Quarks fangen an zu gelingen. Der Kunstverein strotzt die Zeit her von hübschen Bildern, aber meistens Landschaften; Lindenschmit hat zweimal ausgestellt. Das Jüngste Gericht von Merz[1]) ist fertig und hängt ebenfalls dort. Cornelius geht dieses Frühjahr nach Berlin; einige sagen, schon in sechs Wochen. Von Kaulbach weiß man nichts. Auf jeden Fall wird er hier bleiben.

Was Deinen Plan[2]) betrifft, so habe ich mehrere Bekannte darüber ausgeforscht. Sie finden alle, daß Cornelius' Abreise auf junge Künstler weiter keinen Einfluß haben könne, wenn sie nicht bisher unter seiner direkten Leitung gestanden hätten. Seine Werke sind ja immer vorhanden, und zudem werden die wenigsten oder keine von den andern Meistern München seinetwegen verlassen, weil sie erstens alle durch verschiedene Verhältnisse gebunden sind, und zweitens schon aus dem Grunde hierbleiben, weil jeder um einen Grad höher steigen wird, wenn der Größte fort ist. Überhaupt verbergen sehr viele der hiesigen Künstler unter ihrer Lobhudelei heimlichen Neid und Eifersucht gegen Cornelius. Viele munkeln davon, daß es eben noch nicht entschieden, ob Kaulbach oder Cornelius der Größere sei.

Den 26. Januar.

Soeben komme ich von Süffert, mit welchem ich einige Stunden lang Lebensphilosophie gepflogen habe. Der gute Kerl ist in einer etwas pechbeschmierten Lage. Seit Du fort bist, hat er durchaus von der alten Vettel in der Barerstraße gelebt. Er ißt gänzlich bei ihr und empfängt sogar Taschengeld von ihr. Dabei ist sie aber ungeheuer eifersüchtig, und wenn er etwa zur Seltenheit abends eine Stunde später bei ihr eintrifft, so macht sie skandalöse Auftritte. Er darf nicht einmal mehr ein Stündchen mit seinen alten Bekannten zubringen. Letzthin hat sie ihm erklärt bei einer solchen Gelegenheit, daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle, da stand er wie der Esel am Berg und hatte nichts zu beißen noch zu brechen; glücklicherweise hatte ich gerade Geld, sonst wäre er im tiefsten Dreck gesessen. Zwar konnte es die Alte nicht lange ohne ihn aushalten und suchte ihn wieder auf; aber dessenungeachtet kann es nicht mehr so gehen. Bernhardt hat jetzt wieder vierzehn Schüler, welche halb München gratis malen, so daß jedes Mädel sagt: „Ich kann nur bei Bernhardt oder sonst einem jungen Maler sitzen, so werde ich umsonst gemalt!" Was sind da für Hoffnungen für einen Anfänger, der ganz für

[1]) Stich von H. Merz nach dem Gemälde von Peter Cornelius.
[2]) Nach Italien zu gehen, weil Cornelius München verließ.

sich allein dasteht und nirgends eine Quelle besitzt, aus der er noch schöpfen kann? Er muß daher fort von hier, was einen starken Grund darin hat, daß, wenn er seine Existenz in München auch noch mit allerlei Mist und Schmierereien erzwingen könnte, doch darüber sein Erlerntes und sein Talent zugrunde gehen würde. Amsler und andere haben ihm deshalb auch geraten, sobald als möglich in die Schweiz oder woanders hinzugehen, wo er seine erworbene Geschicklichkeit anwenden könne. Daher bitte ich Dich, es zu schreiben, wenn Du in Schaffhausen oder sonst nur für den Anfang irgendeine Bestellung oder Aussicht für ihn wüßtest. Du würdest mich so sehr verbinden als ihn, der mir sehr lieb geworden ist; er hat trotz aller Widerwärtigkeiten und Tollheiten, in die er seit einiger Zeit versunken ist, dennoch einen gesunden Sinn, ein gutes Herz und Gefühl sich erhalten und zeichnet sich in dieser Hinsicht sehr vorteilhaft vor Leemann aus, der täglich fetter wird an Charakterlosigkeit und dumpfer Lethargie. Leemann ist mir wirklich ein Rätsel. Eine solche Mischung von Talent, Gediegenheit in seinen Arbeiten, Geschmack auf der einen Seite, auf der andern das zopfigste Mistgeschwätz, Zotenreißerei und rücksichtsloser Geselligkeit, Pumperei, Eigennutz uff. ist mir noch nie vorgekommen. Wenn er heut über jemanden schimpft und lästert, so ist er morgen dessen intimster Gesellschafter, weil ein Sechser bei ihm zu pumpen ist. Diese Viertelstunde schwatzt er an dem Tische mit einigen tüchtigen Kerls über Kunst, und die andere trägt er einigen einfältigen Jungens an einem andern Tische den erbärmlichsten Seich vor. Tausendmal ärgere ich mich an ihm und schwöre, nichts mehr von ihm wissen zu wollen, und doch habe ich das Luder gern, wenn er wieder, wie das Chamäleon, eine andere Farbe annimmt.

Was Deine Ideen von Italien betrifft, so wüßte ich mir kein größeres Vergnügen, als an Deiner Seite das alte Paradies zu durchwandern; allein für mich ist's noch zwei Jahre zu frühe und vielleicht für Dich auch. Denn ich habe mir vorgenommen, Italien nicht eher zu sehen, als bis ich meiner Kunst vollkommen Meister und ich die göttliche Natur und alle Schätze dort im vollsten, unverkümmerten Maße genießen kann, und das wäre vielleicht auch auf Dich anzuwenden.

Hingegen möchte Düsseldorf und Paris für jetzt noch geeigneter sein. In Düsseldorf geht die romantische und poetische Malerei in hohem Schwange, und in der Technik ist dort mehr zu holen, als in München. Jedoch ein Jahr noch in München zu

sein, wird weder Dir noch mir zum Nachteil, eher zum Nutzen sein, besonders wenn Du Deinem Vorsatz, künftig nur ungeteilt der Kunst zu leben, getreu bleibst.

Schließlich habe ich noch zwei Bitten vorzutragen. Die erste ist die Wiederholung, daß Du wegen Süffert Dich ein wenig umschauen möchtest, die zweite ist, daß Du mir gefälligst möglichst genaue Nachricht über den erwähnten Vorfall wegen den Pulverwagen, die die Regierung von Zürich den Aargauer Insurgenten geschickt haben soll, übersenden möchtest; denn es liegt mir viel daran. Erwahret sich das Gerücht, so habe ich keine andere Wahl, als mich zu schämen und zu revozieren; erweist es sich aber als erlogen, so werde ich den Herrn Sidler ein wenig beim Füdli nehmen.

Dein ergebenster Keller.

Schreibe mir so viel und schnell als möglich.

Beiliegend ein Kopf von Süffert, den Du, wie er sagt, erwarteſt; dann zwei Bogen Zigarrenpapier und eine kleine Neuigkeit von Neureuther!

6. An die Mutter.

München, den 20. Dezember 1841.

Liebe Mutter!

Beiliegend überschicke ich Dir meinen Paß, welchen ich wieder auf ein Jahr verlängern lassen muß, mit der Bitte, daß Du denselben sogleich besorgest, damit ich ihn bald wieder erhalte.

Die 150 Gulden habe ich richtig erhalten und danke Dir für Deine Güte und Mühe und Sorgen, die Du deswegen gehabt hast. Ich kann gut begreifen, daß Du viel Kummer haben mußt bei meiner jetzigen Lage, bin aber auch ebenso sicher, daß es mit der Zeit anders werden wird; und wenn kein Mensch sich meiner mehr annimmt, so muß ich freilich eine Zeitlang in kümmerlichen Umständen leben, werde aber über kurz oder lang desto unabhängiger sein; und ich werde allen zu danken wissen, was sie mir getan. — Was die Geschichte mit der Polizei betrifft[1]), so kam das alles nur von meiner miserablen Hausfrau her, welche mich wegen 14 Gulden verklagt hatte. In München hat das gar nichts zu bedeuten, und ich bin deswegen durchaus nicht in Mißkredit, aber daß ein elender Polizeimann in Zürich seinen Senf dazugeben mußte, schmerzt mich nicht wenig. Daß ich in Schulden geriet, ist ganz natürlich, und es ist vor und

[1]) Die Polizei hatte die Mutter wegen der Schulden Kellers vorgeladen.

mit mir schon so manchem tüchtigen Kerl passiert, die sich alle zuletzt wieder herausgebissen haben, daß ich mich gar nicht zu schämen brauche. Es ist ein Unterschied zwischen Schulden und Schulden, und die meinigen sind nicht die Folgen von Liederlichkeit, sondern Verdienstlosigkeit.

Ich bin nun über anderthalb Jahr hier und hatte bisher 300 Gulden von Haus empfangen, während die Hauslichsten 400 Gulden jährlich brauchen. Man kann mir vorwerfen, ich hätte schon lange etwas anderes ergreifen sollen; aber eben darin liegt der Has im Pfeffer, daß man ausharren soll und nicht bei anfänglichem Mißgeschick den Zweck auf eine feige Weise aufgeben soll. — Ich hätte kolorieren können, aber deswegen bin ich nicht in München, das könnte ich zu Hause tun; ich muß die Zeit, die ich in dieser lehrreichen Umgebung zubringen kann, köstlicher und nützlicher anwenden als zum Kolorieren, und die Jahre würden mich nachher mehr reuen, als wenn ich gar nichts getan hätte. — Die 300 Gulden betreffend, so hätte ich jetzt das Ganze mehr nötig gehabt, als zu Ostern; denn ich muß Dir nur gestehen, daß die 150 Gulden nicht ganz hinreichten für meine Schulden; was Du vielleicht nur begreifen könntest, wenn Du an meiner Stelle wärest und für jedes Stückchen Brot Geld in der Hand haben müßtest und als Fremder für alles doppelt soviel geben müßtest, als die Einheimischen, weil er auch alles von weltfremden Leuten beziehen muß. Doch sei dem, wie ihm wolle; ich muß die ganze Sache eben dem beliebigen Urteil eines jeden überlassen, ich weiß am besten, was meine Schuld ist und was nicht, und werde, so Gott will, noch alle die naseweisen alten Lebensprediger, die trotz ihren klugen alten Tagen noch nie allein ins Leben hinausgeworfen waren und trotz ihren Erfahrungen, mit denen sie sich brüsten, noch nicht das eigentliche Unglück erfahren haben, zu beschämen wissen. — Die 300 Gulden werde ich, wenn mir Gott Gesundheit und Leben schenkt, noch vor sechs Jahren abzahlen. Schreibe mir, wenn die Zinse jährlich verfallen sind.

Dem Heinrich wünsche ich von Herzen Glück zu seiner Heirat. Er hat gegenwärtig erfreulichere Aspekten als ich; aber er hat auch darauf warten müssen; bis ich sein Alter haben werde, kann ich auch ins Trockene kommen.

Ich kann Dich noch einmal nur bitten, auf Gott und meinen besseren Geist zu vertrauen und nicht übermäßige Sorge deswegen zu haben; sondern glaube nur, daß ich auch täglich an Gott denke und auf ihn vertraue, wenn ich schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen! —

Regula lass' ich auch grüßen. Was macht Ihr? Lebt Ihr immer im gleichen Fluß fort? Was macht der Wuhrmann? Wissen die Leute im Hause oder sonst meine Verhältnisse?

In Erwartung baldiger Antwort grüßt Euch tausendmal

Gottfried Keller.

Um Dir zu beweisen, daß ich meine Schulden allenfalls nicht durch Floribus und Wohlleben erworben habe, schreibe ich noch, was ich sonst nie gesagt hätte, daß ich bei alledem dennoch oft mehrere Tage nichts genossen habe, als Brot und ein Glas Bier; was mir aber im geringsten nichts macht, ich kann mich an alles gewöhnen, und es soll mir's kein Mensch ansehen. Ich schreibe dies nur, um allen Vorwurf von Liederlichkeit abzuwehren.

7. An Julius Fröbel.

Hochgeehrter Herr!

Sie werden mich gewiß nicht abweisen, wenn ich in einer Angelegenheit, die mir viel Unruhe macht, und in welcher ich mich in meiner Isoliertheit an niemanden wenden kann, als gerade an einen Mann, der durch sein Wirken und seinen Ruf mir alle Aufmunterung dazu gibt, [mich] zutrauensvoll an Sie wende und mich um Ihren gütigen Rat bewerbe!

Ich habe mich nämlich, von der Zeit heftig angeregt, diesen Sommer mit anliegenden Dichtungsversuchen beschäftigt. — Da nun aber einerseits meine Verhältnisse mir nicht gestatten, mich mit absichts- und zwecklosen Tändeleien herumzutreiben, andrerseits ich aber über die Tauglichkeit dieser Versuche und überhaupt über meine Fähigkeit dazu in einem trostlosen Dunkel bin: so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, verehrtester Herr! einen Teil dieser Gedichte zu übersenden, mit der etwas unbescheidenen Bitte, dieselben, soweit es Ihre Zeit erlauben dürfte, gelegentlich durchzusehen und mir dann, wenn ich Ihnen so viel Mühe machen darf, durch ein paar Worte zu berichten, ob und wann ich die Lieder mit Ihrem Urteile bei Ihnen abholen dürfe?

In dem Falle, daß Sie mir nichts Tröstliches darüber sagen können, werden Sie es gewiß nicht übelnehmen, wenn ich Sie innigst ersuche, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen?

Verzeihen Sie mir indessen, hochgeehrter Herr! diese Belästigung, und genehmigen Sie meine vollkommene Hochachtung und Ergebenheit!

Gottfried Keller.

Zürich, den 17. August 1843. Rindermarkt Nr. 325.

8. An Rudolf Leemann.

Zürich, den 16. September 1845.

Mein liebster Leemann!

Mit großer Überraschung und noch größerem Vergnügen erhielt ich Deinen Brief vom zweiten Juli, und mein Erstes in der Beantwortung desselben sei die Versicherung, daß ich seit meinem Aufenthalt in der Schweiz vielleicht wöchentlich, ja täglich an Dich gedacht und oft mit andern von Dir gesprochen habe. Dieses ist seit einiger Zeit um so angenehmer für mich geworden, als ich vernehme, daß Dir ebenfalls ein besserer Stern in- und auswendig aufgegangen ist. Möge es der Morgenstern sein, der einer schändlichen Regennacht freundlich zu Grabe leuchtet. Du bist in Deinem schwarzen Habit und mit Deinen schwarzen Haaren die dunkle Gestalt, an die sich meine meisten Erinnerungen an eine graue, kummervolle Zeit knüpfen, an eine Zeit, wo ich Jugend und Leben beinah für verloren hielt, und ich darf Dir jetzt schon sagen, daß ich damals, in meinem Zimmer an der Schützenstraße, manchmal trostlos auf meinem Bette herumgekugelt bin. Ich muß hier dankbarst den Witz und den Leichtsinn hochleben lassen, die uns durch diese gräulichen Drangsale hindurchhalfen. Ein guter Witz geht immer für ein Stück Brot, und ein leichter Sinn ersetzt manchen Becher Wein.

Mich und meine Umsattlung anbetreffend, ist die Geschichte kürzlich folgende: Als ich vor nun bald drei Jahren in Zürich ankam, hoffte ich so viel Geld auftreiben zu können, als nötig sei, um wieder nach München zurückzukehren und meine Studien mit besserem Erfolge fortzusetzen. Aber alle Kräfte waren erschöpft. Ich vegetierte den Winter hindurch ziemlich langweilig und elend. Im Frühling 1843 wachte mein Schöpfungstrieb wieder auf; da ich aber im Malen keinen Trost und Erfolg empfand, verfiel ich unwillkürlich und unbewußt aufs Versmachen und entdeckte höchst verwundert, daß ich reimen könne! Ich machte Gedichte die schwere Menge und faßte den Entschluß, sie herauszugeben, damals nur, um eine Summe zu erschwingen, um nach München zu kehren, wohin alle meine Gedanken noch gerichtet waren. Es war aber dummes und schlechtes Zeug, das ich machte, das längst beiseite geworfen ist. Einzelnes davon verschaffte mir aber Aufmunterung, bis ich zuletzt eine Sammlung besserer Sachen beisammen hatte, welche ich kompetenten und einflußreichen Personen mitteilte. Sie wurde hin und her beguckt und geworfen; endlich hieß es, ich sei ein

„Dichter", und von da an kam ich in ausgezeichnete ehrenvolle Gesellschaft und begann literarische Studien. Das Malen ist nun an den Nagel gehängt, wenigstens als Beruf. Was von mir gedruckt wurde, erschien nur als Beitrag in Zeitschriften und Taschenbüchern, und die Hauptexpedition, die Herausgabe eines Buches, wird erst nächsten Frühling stattfinden. Daneben habe ich dramatische und andere Spukereien die Menge im Kopf und, falls es nicht ein Strohfeuer gewesen ist, eine schöne Zukunft. Diese wird auch teilweise von der Gestaltung der politischen Dinge abhängen, denn Du mußt wissen, daß ich ein erzradikaler Poet bin und Freud und Leid mit meiner Partei und meiner Zeit teile.

Wenn wir beide also nun anfangen, den äußersten Zipfel eines grünen Zweiges zu erhaschen, so muß ich Dir mit Wehmut melden, daß ein Dritter aus unserer Bekanntschaft beinahe im völligen Zugrundegehen begriffen ist. Müller, der Architekt von Frauenfeld, hat sein Vermögen in kurzer Zeit durch ungeschickte Praktik und Leichtsinn verloren, mußte alles verkaufen, trieb sich in Basel und nachher in Wien herum und ist nun in den elendesten Umständen. Ich kann nichts tun für ihn, obgleich ich es ihm schuldig wäre, denn ich habe zurzeit noch über kein oder nur sehr wenig Geld zu verfügen; Gott helfe ihm empor; denn er ist noch jung. Wenn das Luder nur selbst Hand anlegen wollte! Der gute, liebe Hegi beginnt auch, des Lebens Bitterkeit zu fühlen; seine Mutter ist nämlich des Studierens müde geworden und schlug ihm vor, wieder Kaufmann zu werden; er wollte nicht, entsagte aber zu gleicher Zeit der Unterstützung! Nun ist er sich selbst überlassen, und das Ding will nicht gehen. Er ist in Vivis und sucht zu porträtieren. Hier hat er ein Bildchen ausgestellt; Leonardo da Vinci im Atelier; es [ist] gut gemalt, und in Haltung, aber die Zeichnung immer noch schwach.

Mit Irminger und Ruff bin ich oft am Abend zusammen. Wir lachen und reißen so schlechte Witze, daß sich die Stiefel unter den Tischen schämen. Ruff ist just auf meinem Zimmer. raucht aus einer schmählichen Hundepfeife, die er aus dem Freischarenfeldzug (d. h. als eidsgenössischer Soldat) zurückgebracht hat, und läßt Dich grüßen. Ich muß plötzlich abbrechen.

Lebe wohl und schreibe bald wieder einmal!

Dein Keller.

Hast Du nichts mehr von dem Dresdner Franz vernommen? Grüße Bendel und andere Bekannte. Ich habe immer noch Schulden in München. Wenn Du einen triffst, dem ich schuldig bin, so sag, ich werde bis auf den letzten Heller mit Zins bezahlen, sag es auch zu Bendel.

9. An Luise Rieter.

Verehrteste Fräulein Rieter!

Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde. Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind, aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin. Wollen Sie so gütig sein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billett sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es vielleicht werden könnten! Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus, und machen Sie sich herzlich lustig über mich; denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es tue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher alle das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie sind das allererste Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben; und wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut. Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort, ich müßte mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes grobes Nein in den Briefeinwurf zu tun, wenn Sie nichts für [mich] sein können; denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen. Es ist mir in diesem Augenblick schon etwas leichter geworden, da ich direkt an Sie schreibe und ich weiß, daß Sie in einigen Stunden dieses Papier in Ihren lieben Händen halten. Ich möchte Ihnen so viel Gutes und Schönes sagen, daß ich jetzt gleich ein ganzes Buch schreiben könnte; aber

freilich, wenn ich vor Ihren Augen stehe, so werde ich wieder der alte unbeholfene Narr sein, und ich werde Ihnen nichts zu sagen wissen.

Soeben fällt es mir ein, daß man mir vorwerfen könnte: ich hätte wegen einiger scherzhaften Beziehungen und mir erwiesener Freundlichkeit nicht gleich an ein solches Verhältnis zu denken gebraucht; aber ich habe lange genug nichts gesagt und einen traurigen und müßigen Sommer verlebt, und ich muß endlich wieder in mich selbst zurückkehren. Wenn mich eine Sache ergreift, so gebe ich ihr mich ganz rücksichtslos hin, und ich bin kein Freund von den neumodischen Halbheiten. Aber ich muß schließen. Nochmals bitte ich Sie, verehrtes Fräulein, sich nicht an der Verworrenheit dieses Briefes zu stoßen: es ist gewiß nicht Mangel an Dezenz oder Respekt, sondern nur mein Gemütszustand. Im glücklichen Falle werde ich dann schon einen vernünftigen und klaren Brief schreiben, denn ich bin eigentlich sonst ganz vernünftig. Wollen Sie also die Güte haben, ein Zettelchen mit zwei Worten in den Briefeinwurf zu tun und das so bald als möglich; denn, wie gesagt, ohne sich im mindesten zu bedenken, wenn Sie ungewiß zu sein glauben; das Zukünftige wird sich dann schon geben. Leben Sie wohl, und grüßen Sie die verehrte Frau Professor Orelli von mir, und halten Sie einem armen Poeten etwas zu gut!

Ihr ergebener Gottfried Keller.

Hottingen im Oktober 1847.

10. An Frau Orelli-Breitinger.

Hottingen, den 21. Oktober 1847.

Verehrteste Frau!

Am letzten Samstag mißbrauchte ich Ihre Güte, der Fräulein Luise Rieter einen Brief zukommen zu lassen, dessen Inhalt Ihnen vielleicht bekannt ist, da Fräulein Rieter Sie in ihrer Antwort ihre mütterliche Freundin nennt. Wenn er es nicht ist, da Fräulein Rieter vielleicht zu verletzt war, um Ihnen denselben mitzuteilen, so wird es sich aus diesen Zeilen ergeben, welche annehmen und lesen zu wollen für mich eine Wohltat wäre; und darzutun, daß ich derselben nicht so unwert bin, wie es den Anschein hat, ist der Zweck dieses Briefes.

Jene Antwort ist nämlich derart, daß ich mir nicht erlauben darf, noch ein unmittelbares Wort an die Schreiberin derselben zu richten, obgleich ich zu meiner Rechtfertigung und zu ihrer Beruhigung diese unglückliche Geschichte nicht abschließen

kann, ohne noch zwei Punkte zu berichtigen. Denn trotz der Herzensgüte, welche aus ihren Worten hervorleuchtet, blickt doch ein geheimes Beleidigtsein dazwischen hervor, und das mit Recht; nur zwei Äußerungen hat sie mißverstanden auf eine Weise, welche meinem Bewußtsein wehe tut. Sie, erstens, um Nachsicht zu bitten, verehrte Frau, daß ich auch Ihr stilles Leben auf eine Stunde stören muß, und zweitens darum, daß Sie Fräulein Rieter meine Rechtfertigung in beiden Punkten auf die geeignetste Weise sagen möchten, kann ich nicht vermeiden, weil ich sonst keinen Weg kenne. Ich schrieb ihr, daß nur die Freundlichkeit, mit welcher sie mir begegnet sei u. dgl. mir den Mut gebe, ihr mein Herz zu eröffnen. Das hat sie so ausgelegt, als ob ich auf eine unverschämte Weise ihre angeborne Freundlichkeit zu meinen Gunsten ausgelegt hätte, und doch ist es nicht so. Ich wollte nichts anderes sagen, als, daß ich ihr überhaupt ein gutes Herz zuschrieb, welches mich nicht so hart und schnöd abweisen würde, weil sie mich nicht so grob und nüchtern ansah wie andere Mädchen. Ich verlange gewiß nichts weniger, als, daß diese kokettieren sollen, aber viele dürften dreinschauen, wie ihnen die Augen gewachsen sind, ohne daß sie befürchten müßten, ein Unheil anzurichten wie Luise Rieter. Ich hatte mich in meiner Voraussetzung ungeachtet des Mißverständnisses und nicht zu meiner größeren Ruhe auch nicht getäuscht.

Sodann war sie schmerzlich überrascht, daß ich in den wenigen Augenblicken, wo wir uns sahen, eine solche Leidenschaft für sie gefaßt haben sollte. Sie glaubte der unschuldige Gegenstand einer mutwilligen und oberflächlichen Neigung geworden zu sein, und daß Sie das so sehr beleidigte, anstatt ihr zu schmeicheln, bewies mir wieder ihr reines und gesundes Gemüt. Ich muß gestehen, daß es allerdings den Anschein hat, als habe ich mich auf eine leichtsinnige Weise in diese Liebe hineinphantasiert, allein es ist doch nicht so. Es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich entscheidend ist, und ich erkenne ein wahrhaft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran. Bei Fräulein Rieter hörte ich diesen Ton, welcher mir immer Heimweh erregt. Als ich sie im Garten und in Ihrer Wohnung im letzten Frühling sprechen und lachen hörte, ohne sie gesehen zu haben, fragte ich die Schulzische Magd augenblicklich, wer unten sei, und als ich sie nachher sah, es war eben Mai und das schönste Wetter, man erzählte mir viel von ihr, und nachher fand sich eben nichts vor, das mir die erwachende Neigung verleidet hätte. Deswegen aber war ich doch nicht blind, und als ich sie zum erstenmal in Ihrer verehrten Gesellschaft

sah, bemerkte ich, als man vom Zeichnen sprach, einige kleine Fehler des Geschmackes an ihr, die ich alsobald die heftigste Begierde verspürte, ihr abzugewöhnen.

Ich wünsche nicht, hochverehrte Frau Professor! daß Sie dies alles ihr sagen, sondern nur, wenn Sie können und wollen, daß Sie glauben, ich hätte sie als ein guter und ordentlicher Mensch aufgefaßt und geliebt.

Sie fragen mich wohl, wie ich denn dazugekommen sei, jenen freien und maßlosen Brief zu schreiben? Da ich in Ihrem Hause mir die Tölpelei habe zuschulden kommen lassen, so erlauben Sie mir gewiß noch einige Worte darüber, obwohl diese Zeilen sich schon nur zu sehr angehäuft haben; Sie können ja, wenn Sie dieselben gütig aufnehmen wollen, dazu beitragen, daß ich die unselige Leidenschaft mit Besonnenheit vergesse und begrabe, und dies liegt wenigstens in einem äußern Interesse Ihrer jungen Freundin. Wenn man mich hingegen nicht hören will und ich das letzte Wort unbarmherzig verschlucken muß, so bin ich noch auf Wochen hinaus zerstört und elend, und überdies sind mir alle Kreise, die im entferntesten an den Ihrigen grenzen, sogar die Schulzische Wohnung, verschlossen. Ich hatte die Nacht schlaflos zugebracht und befand mich am Morgen sogar körperlich unwohl, das Herz war mir fortwährend wie zugeschnürt und der Kopf heiß. Auch der demütigste Mensch glaubt und hofft innerlich immer mehr, als er auszusprechen wagt, und ich bin keiner von den demütigsten, vielmehr habe ich manchmal einen recht sündlichen Hochmut in mir zu bändigen. Ich erging mich an jenem Morgen in den glühendsten Hoffnungen, ich spann einen Roman um den andern aus, und mitten in meinem Rausche erinnerte ich mich gehört zu haben, daß sie heute abreisen und ich sie also auf lange Zeit, vielleicht für immer, aus den Augen verlieren würde. Eine tiefe Angst kam über mich und so entstand der Brief, während meine Gedanken bei ihr waren, schrieb meine Hand die ungeschliffenen Worte. Ich habe lange schon vorausgesehen, daß es mir einst so gehen würde, darum habe ich mich bei den zwei andern Mädchen, die ich in meinem Leben schon liebte, so gesträubt, etwas zu sagen, und es war mein gesunder Takt. Indessen ist der Schlag, der mich aus meinem Himmel warf, nur wohltätig für mich. Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten habe ich in diesen bittern Tagen abgelegt, und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres

und Unrechtes sein muß, sei es was es wolle, und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt. Sie sehen, verehrte Frau, daß ich die Sache schon ziemlich objektiv ansehen kann, und ich müßte lügen, wenn ich nicht sagte, daß ich mich bereits auf der Besserung befinde. Im schönen Mai erschien mir Luise Rieter, im Herbst entschwand sie mir für immer, und ich kann wohl in jeder Beziehung und ohne alle Ausnahme sagen, daß es trotz allem Leid der schönste Sommer und der lieblichste Traum meines Lebens gewesen ist und ich hoffe, denselben recht lange in ruhiger Seele festzuhalten; aber es wäre kindisch und unvernünftig von mir, im voraus zu behaupten, daß er sich niemals verwischen werde.

Genehmigen Sie, hochverehrte Frau! wenn Sie meine vertrauensvollen Worte nicht mit Ungeduld gelesen haben, die Versicherung meiner innigsten Dankbarkeit, in jedem Falle aber meiner tiefsten und wahrsten Ehrerbietung.

Ihr ergebenster Gottf. K.

11. An Frau Orelli-Breitinger.

Hottingen, den 28. Oktober 1847.

Hochverehrte Frau!

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren milden und wohlwollenden Brief und wünsche nur, daß jeder und jede, die eine ähnliche Krise, wie ich, zu überstehen haben, auch eine solche Hülfe finden möchten; viel ernstes und närrisches Unheil würde dadurch im Keime erstickt werden. Wenn ich bedenke, daß ich (wie ich doch darauf bestehen muß) eine große Unbesonnenheit abzubüßen hatte, so bin ich noch glücklich und bereichert aus der Verwirrung hervorgegangen, indem ich mir eine so köstliche und edle Teilnahme erworben habe, und ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu bekennen, daß noch wenige Ereignisse mich so sehr veranlaßt haben, mich zusammenzunehmen, als eben das durchlebte, und in demselben hauptsächlich Ihre gütige Teilnahme.

Ich hatte bewußtlos und hastig alles, was ich innerlich besitze, alles Wünschen und Hoffen, alles Entschiedene und Unentschiedene in die Erscheinung Luisens niedergelegt, mein ganzes Wesen hatte ich in die liebliche Form gezwungen, und als ich das schöne Gefäß plötzlich mußte fallen lassen, glaubte ich zugleich meine ganze Habe, mich selbst verloren zu haben. Nur Ihr aufrichtendes Benehmen machte es mir leichter, eine Kostbarkeit nach der andern wieder aus dem Namen Luise herauszusuchen und wieder dahin zu bringen, wo sie vorher gewesen ist, und ich

hoffe immer noch so viel zu retten, daß ich damit erreichen kann, daß weder Sie noch das teure Kind sich je dieser Tage zu schämen haben. Dies ist keine Phrase von mir, sondern mein voller Ernst, denn obschon ich recht gut weiß, daß ich Talent habe, so habe ich doch noch nichts getan, um mich in der Gesellschaft mit der nötigen Sicherheit bewegen zu können, wenn in zarteren Dingen Konflikte entstanden sind; deswegen wird es mir auch erst möglich sein, Ihrer gütigen Einladung zufolge, Sie und Herrn Professor zu besuchen, wenn ich imstande bin, einigen Humor über Vergangenes hervorzukehren, weil im Grunde die beiden Geschlechter gewissermaßen in einer Urfeindschaft stehen, welche, an sich reizend und interessant genug und die Grundlage der schönsten Erscheinungen bildend, doch das persönliche Zusammentreffen gênant und unbehaglich macht, bis gewisse Risse durch Neues und Heiteres geheilt und überwachsen sind. Jedes, wenn es verletzt ist, flüchtet sich zu seiner Armee, so verkehre ich jetzt am liebsten mit den Männern, nicht um bei ihnen zu plaudern und zu klagen, sondern mich an ihrer Härte zu stärken und mich bei ihnen wieder selbst zu finden.

Inzwischen gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, verehrte Frau Professorin! für eine bessere Zukunft bei Ihnen die Einkehr in ein Haus wahrer Freundschaft suchen und finden zu dürfen, und so erlauben Sie mir jetzt, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank auszudrücken, mich dem Herrn Professor auf das angelegentlichste zu empfehlen und endlich über die Veranlassung dieser Korrespondenz den schweren Schleier einer unwiderruflichen Vergangenheit zu ziehen. Mit aller Verehrung und Ergebenheit

Ihr G. K.

12. An Eduard Dößekel.

Zürich, den 29. September 1848.

Liebwertester Freund!

Endlich kann ich Dir eine bestimmte Nachricht geben über die Wendung meines Geschickes für die nächsten paar Jahre. Als Regierungsrat Vollier mit Regierungsrat Eduard Sulzer sprach wegen einer für mich auszufindenden Stelle, hatte dieser, sonst konservativ und mir gänzlich fernstehend, den ganz hübschen Gedanken: man wolle mich doch nicht jetzt schon für immer festbinden und isolieren, und ließ mich zu sich kommen, um mich zu fragen, ob ich nicht auf Staatskosten eine größere Reise, etwa nach dem Orient usf. machen wolle? Es seien alle bereitwillig,

mir dazu zu verhelfen; nachher könne man noch immer wieder für mich sorgen. So kurz, wie ich Dir, lieber Freund, dieses berichte, so kurz entschloß ich mich dazu. Im Verlaufe des Gespräches aber, als Sulzer nach meinen weitern poetischen Tendenzen sich erkundigte und ich von dramatischen Plänen sprach, ging er mit großem Interesse darauf ein und drückte den lebhaftesten Wunsch aus, mich in derlei Bestrebungen tätig zu sehen. Er schlug mir daher vor, ehe ich jene größere Reise anträte, noch etwa ein Jahr nach Heidelberg zu gehen, um einige historische, besonders Quellenstudien zu treiben, die Reise würde dann in doppelter Beziehung gewinnreich für mich sein. Obgleich ich nun für meine speziellen dramatischen Geschäfte gerade keine historische Gelehrsamkeit brauche, vielmehr lediglich auf mein Herz, meinen Kopf und auf die reine Menschlichkeit angewiesen bin, so ist es doch niemals zu verachten, wenn man etwas lernen kann; auch habe ich ein sorgenfreies Jahr mehr vor mir, nebst der erfreulichen Aussicht auf jene Reise. Ich gab mich somit gefangen. Vorige Woche hat der Regierungsrat 800 Franken für den Heidelberger Aufenthalt ausgesetzt, nach Verfluß desselben wird das weitere vorgenommen werden, und so bin ich dahingelangt, auf den 15. Oktober nach sechsjährigem Stillesitzen, vorerst wieder nach dem seligen oder unseligen Deutschland, diesem armen Dornröschen, hinauszusteuern. Wenn Du dann auf einen Tag einen Trunk Wein, einen Bissen Brot und ein freundliches Gespräch für mich übrig hast, so werde ich bei Dir einkehren und so das Versprechen meines Besuches endlich erfüllen; zwar nur auf der Flucht, aber desto adäquater unsrem ganzen tollen Leben.

Weiteres mündlich. Dein

Gottfr. Keller.

13. An Mutter und Schwester.

Heidelberg, den 31. Oktober 1848.

Liebe Mutter und Schwester!

Endlich komme ich dazu, Euch Nachricht von meiner Reise und von meiner Ankunft hieher zu geben. Ich verweilte einen Tag bei meinem Freunde Oberrichter[1]) auf seinem Landgute bei Aarau, den andern Tag begleitete er mich nach Aarau, wo wir miteinander über Nacht blieben, denn er hat des Obergerichtes wegen ebenfalls eine Wohnung in der Stadt; man war in Aarau, wo ich in die Gesellschaft der Regierungshäupter geführt wurde,

[1]) Eduard Dößekel.

sehr artig und freundschaftlich gegen mich, es machte viel Aufsehen, daß es hieß, die Regierung wolle mich auf weite Reisen schicken, was mein Freund überall austrompetete, um sich selbst ein Ansehen zu geben.

In Basel traf ich wieder Bekannte, welche mich dermaßen aufhielten, daß ich die deutsche Eisenbahn, mit welcher ich noch am gleichen Tage nach Heidelberg gekommen wäre, verfehlte und daher mit der französischen nach Straßburg gehen mußte. Das kostete mich zwar ein Nachtlager mehr, reute mich aber nicht; denn ich sah einmal das lebhafte französische Leben, das adrette Militär, besonders aber den wunderbaren Münster, welcher einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte als Dichter und Künstler, daß ich um vieles nicht wollte, daß ich ihn nicht gesehen hätte; der Turm ist gerade noch einmal so hoch als der Fraumünsterturm in Zürich; aber da ist kein rotes dummes Dach, sondern bis zu oberst hinauf ist alles steinernes Blumen- und Bildwerk, überall durchbrochen, wie wenn es gehäkelt wäre, so daß allenthalben der Himmel durchscheint. So ist die ganze ungeheure Kirche gebaut, kein Fußbreit ist, der nicht mit ausgehauenen Blumen und Bildern überdeckt wäre. Es sind aber auch 500 Jahre daran gebaut worden. Am Sonntag mittag endlich, dem ersten nach meiner Abreise aus Zürich, fuhr ich mit dem Dampf weiter nach Heidelberg, wo ich dann abends acht Uhr ankam. Ich blieb drei Tage im Gasthause und machte meine Besuche. Die Professoren Pfeufer und Henle, welche früher in Zürich waren und jetzt Hofräte sind und zu den angesehensten Personen der Universität gehören, nahmen mich freundlich auf, führten mich in Gesellschaft und in ihrem Hause ein und gaben mir sonst guten Rat; man muß aber viel verschlucken, indem hier überall über die Schweiz geschimpft wird, und die Herren, welche früher sehr radikal waren, sind gewissermaßen alle konservativ geworden. Es ist ihnen indessen nicht zu verargen, denn wenn man die Radikalen und Republikaner hier sieht, besonders das gemeine Volk, so bekommt man gehörigen Respekt davor; unsere Kellenländer[1]) sind noch ansehnliche Männer dagegen. Mein Buchhändler Winter, welchen ich auch besuchte, ist ein sonderbarer Kauz. Er war ganz artig und freundlich, erwähnte aber mit keiner Silbe meiner Gedichte, was er für Geschäfte damit gemacht hätte usf. Dagegen studiert hier ein Sohn meines Braunschweiger Buchhändlers, des Herrn Vieweg, welcher sagte, daß sein Vater in acht Tagen selbst hier durchreisen werde, was mir ganz ge-

[1]) Die Bewohner des östlichen gebirgigen Oberlandes von Zürich.

legen kommt; ich habe schon Vorsorge getroffen, daß ich ihn sogleich sehe, wenn er kommt.

Über den Luxus des Zimmers, welches ich bezogen habe, könntest Du Dich nun nicht beklagen, wenn Du es sehen würdest, liebe Mutter; es gehört zu den einfachsten, welche hier aufzutreiben sind, bei armen Leuten; ein kleines Zimmer mit einem Schlafzimmerchen (wie es hier nicht anders zu haben ist) und kostet mich 30 Gulden das Halbjahr (ungefähr 27 Zürcher Gulden). Das Frühstück läßt man sich im Hause geben, Kaffee und ein Brötchen, des Mittags geht man in ein Gasthaus und ißt da für 20 Kreuzer (5 Batzen) sehr gut; des Nachts nimmt man gar nichts oder kauft beim Bratwurster für 6 Kreuzer (4 Schilling) etwas, nimmt's in den Sack und geht entweder ins Wirtshaus damit, wenn man ausgehen will, oder man geht heim und frißt's dort. Übrigens gehen nur die jungen Studenten abends in ihre Kneipen; gesetztere Leute hocken zu Hause oder besuchen Privatgesellschaften. Ich bin, seit ich hier bin, erst ein einziges Mal um elf Uhr heimgekommen, als ich in eine Gesellschaft geladen war. Ich habe ein halbes Klafter Holz gekauft, welches mit Hacken und Tragen 6 Gulden 45 Kreuzer kostet; die Heizeinrichtung ist miserabel hier; im vornehmsten, wie im kleinsten Hause sind lausige eiserne Öfelchen, welche nicht einmal einen Schieber haben; es ist merkwürdig, wie dumm in dieser Beziehung so eine ganze Stadt sein kann. Überhaupt ist hier ein lumpiges liederliches Volk, alles lebt ganz und gar von den Studenten, die halbe und dreiviertels Bevölkerung sind unehliche Studentenkinder und läuft in Fetzen herum.

Was meine türkische Reise betrifft, so habe ich seit meiner Abreise allerlei Gedanken gehabt, und ich glaube schwerlich, daß ich sie machen werde.

Wenn irgend etwas vorgefallen ist zu Hause, so schreibt mir es sogleich und überhaupt bald, damit ich weiß, wie es um Euch steht. Vielleicht fahre ich morgen mit Professor Henle, welcher Schulz auch kennt, nach Darmstadt und am Abend wieder zurück. Politisches braucht Ihr mir nichts zu schreiben, ich lese hier alle Tag die Zürcherzeitung. In der festen Hoffnung, daß Ihr Euch gesund und wohl befindet, verbleibe ich mit tausend Grüßen

Euer getreuer Sohn und Bruder
Gottfr. Keller.

Adresse: D 281 in Heidelberg.

Im Hause lasse ich alle grüßen.

14. An Wilhelm Baumgartner.

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Baum!

Ich hoffe, daß Du dato ein grünender Baum seiest, einer, der sich gewaschen hat (woran nicht zu zweifeln, wenigstens innerlich)!

Dieser Brief wird leider diesmal nicht groß werden, denn derjenige, welchen ich an Ruff gerichtet und den ich zufällig zuerst angefangen, hat sich so dick angefüllt mit allerlei dummem Zeug, daß ich ganz erschöpft bin, denn Gescheites weiß ich nicht viel. Warum ich nicht früher geschrieben, frage die Sterne! ich weiß es nicht. Denken tue ich oft an Euch alle, bei jedem feierlichen Anlaß, bei jedem guten Glas Wein, welches ich vermisse, und das geschieht oft genug.

Das Merkwürdigste, was mir hier passiert ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Rezension von Ruges Werken auch ein wenig angegriffen hatte, über welchen ich groberweise vor nicht langer Zeit auch mit Dir Händel anfing, daß ich mit diesem gleichen Feuerbach fast alle Abende zusammen bin, Bier trinke und auf seine Worte lausche. Er ist von hiesigen Studenten und Demokraten angegangen worden, diesen Winter hier zu lesen; er kam und hat etwa hundert eingeschriebene Zuhörer. Obgleich er eigentlich nicht zum Dozenten geschaffen ist und einen mühseligen schlechten Vortrag hat, so ist es doch höchst interessant, diese gegenwärtig weitaus wichtigste historische Person in der Philosophie selbst seine Religionsphilosophie vortragen zu hören. Ich besuche auch ein anderes Kolleg über Spinoza und sein Verhältnis zu unserer Zeit (zugleich neue Philosophiegeschichte) von Dr. Hettner, welches sehr klar, eindringlich und gescheit gelesen wird und mich trefflich vorbereitet hat zu Feuerbach selber. Wie es mir bei letzterem gehen wird, wage ich noch nicht bestimmt auszusprechen oder zu vermuten. Nur so viel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachischen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen Gott (Rationalisten). Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Un-

sterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.

Dies alles, lieber Baumgartner, hat sich in der Wirklichkeit nicht so leicht gemacht, als es hier aussieht. Ich ließ mir Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus über Feuerbachs Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit, ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Federn anders drucken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmählich auf, und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. Einwürfe, die ich hegte, wurden richtig von ihm selbst aufs Tapet gebracht und oft auf eine Weise beseitigt, wie ich es vorausahnend schon selbst halb und halb getan hatte. Ich habe aber auch noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Schriftdünkel wäre, wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur, er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und läßt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen.

Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. — Das weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein, und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.

Obiger Dr. Hettner ist ein junger Privatdozent, welcher in Italien war und ein vortreffliches Buch zum Verständnis der antiken Kunst geschrieben hat. Er liest, außer Spinoza, auch Literaturgeschichte, sehr gut, Ästhetik. Er ist, sozusagen, eine vollkommene Blüte unserer modernen Geisteskultur; die Philosophie, Literatur und Kunst, letztere zwei besonders, sind der ausgebreitete Boden seiner Nahrung. Ich wünschte, daß dieser junge, rührige Mann unserer eidgenössischen Schule in spe erworben werden könnte; denn hoffentlich wird doch etwas für diese Interessen auch geschehen. An den jetzigen schweizerischen Universitäten sind in diesen Fächern abgelebte und überlebte,

impotente Kräfte oder Unkräfte vorhanden. Ich gehe oft zu Hettner und befinde mich sehr gut dabei. Bei Henle höre ich Anthropologie; sein Vortrag, der Form wie dem Stoff nach, ist ausgezeichnet, ein wahrer Kunstgenuß, arbeitet übrigens dem Feuerbach bedeutend in die Hände. Wie schade ist es, daß Henle ein eigentlich leidenschaftlicher Monarchist ist. Gervinus und die andern dieses Kreises bedaure ich nicht, denn es sind grobe unkultivierte Lümmel; aber dieser feine Henle tut meiner Seele weh. Er war mit Feuerbach befreundet und teilt auch seine Ansichten und Grundsätze. Als Feuerbach hieherkam, nahm er das größte Interesse daran und sprach immer mit Achtung und Liebe von ihm. Sobald er aber hörte, daß Feuerbach bei einem Republikaner wohne und selbst ein solcher sei, gab er ihn auf und — machte ihm nicht einmal einen Gegenbesuch! Das sind die freien sonnigen Höhen der Wissenschaft. —

Aus der Geschichte, die ich hauptsächlich hier betreiben wollte, ist nun soviel als nichts geworden. Das einzige, was ich brauchen konnte, war deutsche Geschichte von Häusser; als er aber in die badische Kammer gewählt wurde, verlegte er seine Stunden auf den Vormittag, und an diesem besuche ich keine Kollegien. Schlosser liest die neuere Geschichte seit 1814, was mir nichts nützt, ich hospitiere übrigens oft bei ihm. Ich werde im Sommer die Geschichte mehr berücksichtigen. An meine Reise denke ich wenig mehr. Der kurze Aufenthalt in hier hat mir so gut bekommen, ich habe so nützliche Bekanntschaften gemacht, daß ich fast vorziehe, noch ein Jahr oder zwei in Deutschland herumzustreichen. Dies wird mir so viel nützen, daß sich eine größere Reise dann nachher immer noch von selbst geben kann. Wäre ich gleich vor drei oder vier Jahren, als ich die ersten Gedichte drucken ließ, hinausgekommen, so wäre ich jetzt wahrscheinlich innerlich wie äußerlich ein anderer Mensch; denn für einen Poeten ist die Schweiz ein Holzboden.

Auf Ostern wird endlich mein Roman herauskommen. Nächsten Sommer will ich es mit dem Drama versuchen, vielleicht hört Ihr Bühnengeschichten von mir. Ich habe einen Plan so ziemlich im Kopfe zurechtgelegt, sage aber noch nicht, was[1]). Jenes epische Gedicht von den zwei jungen Leutchen und den Bauern, welche pflügen, habe ich auch angefangen[2]), sowie auch aus hiesiger Landschaft schon ein paar lyrische Gedichtchen entsprungen sind.

[1]) „Therese."
[2]) Daraus entstand später die Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

Ästhetische Notiz. Ich wohnte jüngst einer Operation in hiesigem Spital bei. Einem alten Manne, welcher den Arm gebrochen hatte, mußten ein paar Stücke aus dem Ellebogen gesägt werden. Der Mann wurde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht narkotisiert, so daß er dem ganzen Schmerze ausgesetzt war. Er fing ganz allmählich, wie man ihn in die Kur nahm, an zu klagen und stöhnen, und ich erwartete ein unartikuliertes, wildes Geschrei. Allein, als die Messer beiseite gelegt und die Säge ergriffen wurde und der Schmerz immer höher stieg bis ins anscheinend Unaushaltbare, da wurde der Mann freilich immer lauter, aber er wandte sich an seinen Gott und gab seine Pein in wohlausgesprochenen Worten und Anrufungen kund, welche immer schöner, ausgetragter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang, er wurde zuletzt eigentlich beredt und erging sich in den auffallendsten Äußerungen, welche, sowie der Schmerz abnahm, in wehmütige Betrachtungen übergingen, bis zuletzt alles verbunden war und er wieder still wurde. Der Mann sah eben nicht intelligent aus, und ich möchte fast behaupten, daß er noch nie in seinem Leben so gut und ausdrucksvoll, oder auch nur so klar bewußt gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob sich alle Unglückliche, welche höchstem physischem Schmerze unterworfen werden, so benehmen: aber hier wenigstens habe ich gefunden, daß der höchste Schmerz zugleich sich in der schönsten Form äußern kann, was zwar eine alte Geschichte ist, aber für den Hausgebrauch durch eigene Anschauung vortrefflich aufgefrischt wird. Für Deine musikalischen Interessen habe ich bemerkt, daß der Rhythmus in den Schmerzäußerungen dieses Mannes ein durchaus gemessener, fast langsamer und gravitätischer war, aber äußerst fest und nachdrücklich.

Kennst Du den Morel, welcher Furrers Sekretär geworden ist? Ich kenne hier mehrere Freunde von ihm, welche viel Gutes von ihm sprechen, mir auch sehr gute Gedichte von ihm zeigten. Die Schweizerstudenten aber verwundern sich allgemein über Furrers Wahl, indem Morel gar keine juristischen und staatsrechtlichen Vorlesungen besucht, sondern nur Belletristik und allgemeine Schwärmerei und Bummlerei getrieben hätte, er sei gar kein Geschäftsmensch usf. Was ist wohl daran? Grüße alle Bekannten von mir, besonders Sulzer, welchem ich als Finanzrat gratuliere, dann Louis Meyer, den Knieper, wenn jemand nach Bern schreibt, kurz die ganze holde Kompanie. Schreibt mir bald ein Paket Briefe zusammen und laßt mich es nicht entgelten, denn es fällt Euch leichter, jeder seinen einzelnen Brief zu schreiben, als mir so viele.

Den 21. Februar.

Noch immer liegen die unglücklichen Briefe in meiner Tischtrucke, kommen aber hoffentlich heut oder morgen endlich auf die Post. Daher noch einen flüchtigen Gruß. Hegi hat mir geschrieben, daß er nach Amerika gehe. Nun erwarte ich täglich die Nachricht, daß Du nach Afrika und ein dritter gar nach Australien wolle, so muß ich am Ende doch nach Asien ziehen, damit wir recht auseinander fahren! Da schlage doch der Teufel in die Welt! Ich werde fast mit jedem Tage europaluftiger, da ich nun erst recht an die Revolution glaube, je schlechter es ihr geht. Aber ein Mensch, der nicht an die Freiheit glaubt, wie unser Hegi, der muß freilich auswandern, denn das, an was er glaubt, will sich noch viel weniger zeigen und Gestalt annehmen, und so bleibt ihm nichts übrig, als nach Mexiko zu gehen und dort den alten Vitzlipuzli zu restaurieren. Übrigens habe ich unsern armen Freund in Verdacht, einen ganz kleinen Weidenkorb mit über das Weltmeer zu tragen, worüber ich aber nichts weiteres sagen kann und daher zu schweigen bitte, wenn Du nicht etwa mehr weißt, als ich.

Die Professoren sind doch ein wunderliches Volk. Henle wird nun von hier fortgehen, weil ihm der geheime Hofrat Tiedemann auf der Anatomie in einem Wortwechsel gesagt hat, er sei ein unverschämter Judenbub! Hofrat Henle selbst hat, nachdem er vor wenigen Wochen zu mir und anderen gesagt hatte, er teile durchaus Feuerbachs Grundsätze, nur nicht sein Auftreten; dieser gleiche Henle hat letzter Tage in seiner Anthropologie den lieben Gott wiederhergestellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen will, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben. Dieser letztere wird mir täglich lieber, vielleicht auch ein wenig darum, weil er ein Glas Roten nicht verachten tut.

Meine Reise wird mir immer problematischer; ich glaube fast, es wäre besser, wenn ich noch ein Jahr in Deutschland bliebe und etwas lernte, da ich doch einmal im Zuge bin. Etwa nach Italien kann ich später immer noch aus eignen Mitteln gehen. Wenn ich in Zürich nur irgendeine Stelle bekleiden kann, wovon zu leben ist, so kann man immer ein Stück Honorar u. dgl. zu einer Reise verwenden. Mit meinem Stipendium bin ich, was diesen Winter betrifft, ordentlich ausgekommen, weil ich nichts mitgemacht und auch nichts angeschafft habe. Im Sommer hingegen wird es ein wenig knapp zugehen, wenn ich die schöne Gegend ein wenig mitgenießen, einige Bücher kaufen und ordent-

lich wieder heimkommen will. Es sind auch einige angenehme Mädchen in meinen Bereich gekommen, was anmutvolle Spaziergänge in Aussicht stellt, wenn das „Fruhjahr kummt".

Ich würde meine Briefe vielleicht jetzt noch nicht abstoßen, wenn ich es länger ohne Nachricht aushalten könnte. Ich beschwöre Euch daher, mir gleich zu schreiben, wogegen ich mich anheischig mache, bald wieder zu schreiben, sobald die Ferien da sind.

Den 10. März.

Unglückseliges Schifflein dieser Briefe! Es will nicht vom Lande stoßen; im Spätherbst planiert, zu Neujahr angefangen und im Frühling fertig, wenn's nun noch Sommer wird, bis er in Zürich ankommt, dann kann dieser Brief sagen, er sei durch alle Jahreszeiten gewachsen, bis er, wie eine reife Frucht, endlich vom Baume fiel. Hier haben wir schon die herrlichsten Frühlingstage gehabt; heute nacht ist zwar ein Schnee gefallen, aber die Sonne brennt ihm diesen Augenblick, da ich dieses schreibe, tüchtig auf den Pelz. Es gärt wieder ziemlich unter dem Volke hierzulande; ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht, wenigstens möcht' ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution; denn ein roheres und schlechteres Proletariat habe ich noch nirgends gesehen, als hier; man ist nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht; die unverschämtesten Bettler fressen einen fast auf, und dabei brummen diese unglückseligen Geschöpfe fortwährend von Republik und Hecker. Die sogenannten „Führer" sind aber auch danach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter ꝛc. Borniertere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niederen Volke. Sie haben auch ihre guten Freunde in der Schweiz. Heute las ich in einem hiesigen Blatte, der „Republik", eine Korrespondenz aus Bern, worin der sämtliche jetzige Bundesrat Volksverräter, Furrer, Ochsenbein ꝛc. Buben und Schufte genannt werden, der italienischen und deutschen Flüchtlinge wegen.

Nun geht es endlich mit Macht an meinen Roman, von Anfang bis zum Ende wird er umgeschrieben, und über die Ferien soll er fertig werden. Es geht mir aber auch an den Kragen, denn ich habe nur noch 200 Franken von der Regierung zu beziehen, um welche ich jetzt schreibe; wenn sie mir dieselben nur

schnell schicken! Mein Honorar für das Buch bekomme ich erst, wenn das Ganze abgeschickt ist.

Ein Student reist heim, welchem ich die Briefe mitgebe, sie wären vielleicht sonst noch einige Wochen liegen geblieben. Dies Blatt habe ich nur noch besudelt, um zum letztenmal zu grüßen. Ich glaube, ich habe vieles zweimal geschrieben, ich bitte um Entschuldigung, die großen Intervallen sind schuld daran. Antwort! Antwort! Antwort! Sonst hol' Euch der Teufel, welchen ich zu diesem Ende hin einseitig noch eine Weile existieren lasse!

Was ist denn das für ein Poet Müller, welcher sich in Zürich aufgetan hat und von dem die „Zürcher Zeitung" ein Präambulum machte? Es hieß darin, derselbe sei in Deutschland berühmt, aber ich habe noch kein Sterbenswörtchen davon gehört, es müßte denn Wolfgang Müller sein, welcher aber meines Wissens kein Student ist[1]).

Alexander Müller[2]) lasse ich ebenfalls bestens grüßen. Behalte übrigens den philosophischen Teil dieses Briefes ein wenig beieinander, damit nicht jeder Esel in Zürich den Senf dazu gibt, eh' nur das Fleisch auf dem Tische steht. Wie hält sich denn die „Eidgenössische Zeitung"? Ist der Spyri[3]) immer noch ein Problem, oder fängt er an, auf eine Seite überzuschnappen? Sein Patron Bluntschli wird in Bayern wohl die gleiche Rolle spielen, wie Dr. Keller in Berlin. Es ist wundersam: Deutschland schickt der Schweiz Demagogen und Kommunisten, und die Schweiz sendet dafür reaktionäre Staatsmänner nach Deutschland. Ein liebreicher, wohlriechender Handel! Den alten Orelli[4]) habe ich sehr bedauert; was macht seine Tochter? Adieu.

G. Keller.

Grüße doch Dr. Suter und Walder vielmal von mir, ich kann ihnen jetzt unmöglich schreiben. Was machen sie? Was treibst Du selbst? Ist etwas zustande gekommen von Deinen Kompositionen?

15. An die Mutter.

Heidelberg, den 16. März 1849.

Liebe Mutter!

Deinen Brief habe ich durch den Schustergesellen richtig erhalten. Es nimmt mich wirklich wunder, daß Du mir seither

[1]) Es war F. K. Müller von der Werra.
[2]) Alexander Müller, der aus Erfurt stammte, war ein Schüler Hummels und Freund Richard Wagners.
[3]) Schriftleiter der „Eidgenössischen Zeitung".
[4]) Joh. Kaspar Orelli, der klassische Philolog, war am 6. Januar gestorben.

keinen Sturmbrief mehr geschickt hast, da mein Stillschweigen auch gar zu lang dauert. Ich hatte nämlich schon lange etwa sieben Briefe an verschiedene Bekannte in Zürich angefangen; weil ich noch an gar niemanden geschrieben habe, seit ich hier bin, so wurden die Briefe sehr groß und blieben lange unvollendet liegen, und weil ich alle in einem Einschluß an Dich zum Verschicken senden wollte, so blieb der Brief an Euch auch aufgeschoben. Letzten Montag fand ich Gelegenheit, eine Portion durch einen Studenten abzusenden. Inliegend folgen noch zwei Briefe, welche ich in den Briefeinwurf zu tun bitte; doch wäre es schicklicher, wenn sie hingetragen würden. Professor Löwig wohnt bei der Kantonsschule im Stadlinschen Institut.

Mein Geld habe ich noch gar nicht bekommen, sonst hätte ich schon lange geschickt. Doch bin ich diesmal selbst schuld, indem ich hier, durch andere Grundsätze und Ansichten veranlaßt, mein Buch[1]) noch einmal gänzlich umzuarbeiten anfing, und da ich daneben noch studieren muß, so ging es nicht so schnell vonstatten, und vom Buchhändler kann ich auch nicht verlangen, daß er mir das Geld schickt, eh' das Buch fertig ist. So kann es vielleicht noch Ostern werden, doch ist die Sache ganz sicher. Es tut mir leid und ist mir selbst nicht angenehm, daß Du dem Heinrich[2]) das Geld so lange schuldig bleiben mußt. Ich werde übrigens auch für meine anderen Schulden alle das Geld schicken. Hier habe ich indessen ganz knapp aus ein paar kleinen Pöstlein gelebt, welche ich von verschiedenen Buchhändlern eingetrieben habe; auch wurde einiges Geld entlehnt. Jedoch habe ich, was Schulden betrifft, keinen Kreuzer mehr verbraucht, als was ich ganz bequem bezahlen kann. Gegenwärtig bin ich sehr auf dem Hund und nehme auch ein anderes Zimmer, da die Leute, wo ich bin, sehr unordentliches Volk sind. Gestern hat die Frau, ein altes Weib, der Magd, welche ihren Unterrock noch flicken wollte, befohlen, sie solle ins Bett gehen, denn sie brauche das Licht zum Flöhfangen, worauf die Magd schimpfte. Da nahm die Frau den Nachttopf und warf ihn der Magd an den Kopf, und diese hinwiederum packte die Frau und schmiß sie hinter den Ofen, worauf der Mann aus dem Bett sprang und auf beide zusammen loshieb. Solche Geschichten passieren alle Tage, und ich möchte daher nicht länger dableiben. Ich muß aber den Zins bezahlen und schreibe darum dem Regierungsrat Sulzer, daß er mir die übrigen 200 Franken schicken möchte.

[1]) Den „Grünen Heinrich".
[2]) Heinrich Scheuchzer, Arzt in Eglisau.

Auf den Sommer werde ich Hemden machen lassen, denn ich habe doch zuwenig an sechs Stück; ich muß schon jetzt, im Winter, alle Augenblick waschen lassen. Ich habe hier schon Feuer- und Wassernot gehabt. Einmal, als ich lang in die Nacht aufblieb, geriet mein Sofa, wahrscheinlich durch die Pfeife, in Brand, was ich erst merkte, als ich schon zwei Stunden geschlafen hatte und der Rauch mich weckte. Ich sah eine große Glut und glaubte im Schrecken, der ganze Boden brenne. Ich erstickte beinahe und konnte des Rauches wegen die Türe nicht finden. So eilte ich zum Fenster und warf dasselbe, um Lärm zu machen, auf die Straße, schrie feuerjo! und schmiß auch noch den Jalousieladen hinterdrein. Es war übrigens nur ein einziges Kissen verbrannt, was aber einen höllischen Rauch machte. Kurz darauf gab es eine Überschwemmung, so daß ich zwei Tage lang im Schiff vom und zum Haus fahren mußte. Für den Brand bekam ich eine Rechnung von 7 Gulden[1]).

Über die Weihnacht war ich in Darmstadt und besuchte den Schulz, welcher mit seiner Frau sehr munter ist. Den Münch konnte ich erst am dritten Tag auffinden. Er kannte mich nicht mehr. Er hockt mit seiner Familie und mit seinen Pressen in einer Stube; die Frau und zwei schöne Buben, die er noch hat, helfen ihm allerlei. Die Frau ist weder jung mehr, noch schön; doch mag sie früher hübsch gewesen sein. Sie sprach sehr wenig und schien ein wenig demütig zu sein. Übrigens sah alles zufrieden und ordentlich aus. Münch läßt Euch alle vielmal grüßen, auch die alte Lisebeth, welche auch ich grüßen lasse. Er fragte mich nach hundert Dingen und Personen, welche ich schon lang vergessen habe, nach dem alten Frank, nach Schönberger, nach einem Schuhmachermeister, den ich in meinem Leben nie sah, nach allen Mitgliedern der Foppertschen Familie usw., nach Glattfelden, der Caton, dem Seti, dem Heinrich, dem Alten, den Jungen, den Krummen und den Graden.

Es ist merkwürdig, wieviel Leute sterben, sobald man der Tür den Rücken kehrt! Auch Regierungsrat Vollier ist auf den Tod krank und wird wahrscheinlich nicht mehr aufkommen.

Hegi hat mir auch geschrieben; er will nach Amerika gehen. Die Alte wird indessen warten müssen, bis ich Geld habe, und wenn sie blau wird. Solange ich selbst immer in der Not bin, schäme ich mich gar nicht, mein Versprechen nicht halten zu können.

[1]) Außerdem noch eine Glaser-, Schreiner- und Tapeziererrechnung im Betrage von 19 Gulden 18 Kreuzern. Als Beweis legte Keller dem Brief einen Umschlag mit Inhalt bei mit der Aufschrift: „Etwas Asche".

Der Monsieur Spillmann macht wieder schöne Geschichten, hat er sein Examen endlich gemacht? Es sollen diesen Winter ja so viele Advokaten gemacht worden sein in Zürich, hoffentlich wird er sich auch darunter befinden.

Ich habe freilich keine Lust, die große Reise zu machen, weil ich lieber noch ein Jahr in Deutschland, etwa in Berlin, bleiben möchte, weil ich einmal am Studieren bin. Indessen wären die Besorgnisse meiner verehrlichen Jungfer Gotte auf mich nicht anzuwenden, weil ich kein Naturforscher bin, welcher in unbekannte Gegenden, allen Beschwerden und Entbehrungen ausgesetzt, dringen muß, um seine Entdeckungen zu machen; sondern ich könnte ganz gemächlich von einem bewohnten und zivilisierten Orte zum andern, und das auf guten Dampfschiffen, reisen, wo überall gute Handelshäuser mit guter Lebensart sind.

Hat der Jacques von Glattfelden noch nie geschrieben? Was macht Fritz? Ich lasse ihn vielmal grüßen.

Ich wünschte, daß ich bald wieder einen Brief von Euch bekäme, um zu vernehmen, was Ihr macht und was es Neues gibt.

In der Hoffnung, daß dieser Brief Dich, liebe Mutter, sowie die Regula in der besten Gesundheit antreffe, grüße ich Euch und alle im Hause tausendmal.

Euer Sohn und Bruder
G. Keller.

16. An Staatsrat Eduard Sulzer.

[Heidelberg, den 23. Juli 1849.]

Hochgeehrter Herr Staatsrat!

Indem ich Ew. Wohlgeboren für Ihre gütige und freundliche Mitteilung vom 20. März meinen ergebensten Dank ausdrücke, bitte ich Sie zugleich, Ihre gefällige Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke für meine kleinen Angelegenheiten in Anspruch nehmen zu dürfen, da dieselben, wie ich glaube, sowohl der Zeit, als der Beschaffenheit nach für einen schuldigen Bericht von meiner Seite wieder geeignet sind.

Ich war so frei, auch an Herrn Regierungsrat Bollier seinerzeit zu schreiben; mein Brief hat ihn aber, wie ich erst nachher erfuhr, in schwerer Krankheit getroffen, und ich bin auch seither ohne alle Nachricht von seinem Befinden geblieben, indem ich sonst, außer von meiner Familie, von keiner Seite her Briefe erhalte. Ich bin daher um so mehr an die gütige Aufmerksamkeit von Ew. Wohlgeboren gewiesen, als auch Ihr geehrtes Schreiben

vom 20. März mich hoffen läßt, daß Sie noch das gleiche wohlwollende Interesse an meinem Dichten und Trachten hegen.

Ich halte mich diesen Sommer durchaus auf mein Zimmer gebannt und befinde mich innerlich wohl dabei. Die badische Revolution hat freilich, zuerst bei ihrem Entstehen, dann während des Kampfes in der unmittelbaren Nähe von Heidelberg einige Tage Störung gebracht; indessen haben nun die Preußen eine kühle Ruhe über die Geister gebracht, welche, wenn auch nicht für die hiesigen Zustände nachhaltig, doch für den Unbeteiligten bequem ist.

Ich hatte anfangs im Sinne, Mohls angekündigte Vorlesungen über die Enzyklopädie der Staatswissenschaften zu hören, um auch in diesem Gebiete ein paar Fäden zu erhaschen, an welche anzuknüpfen früher oder später einige Ein- und Übersicht, sei sie noch so „zu Faden geschlagen", doch besser als nichts sein könnte. Herr Mohl hat sich aber nie gezeigt, sowie auch, außer den hauptsächlichsten juristischen und medizinischen Größen, fast alle Lehrer entweder durch die hier etwas triviale Volksjustiz oder durch die Furcht von ihren Posten gedrängt worden sind. Einzig bei Mittermaier habe ich in seinem Kriminalrecht und den darangehängten Vorlesungen über die Zurechnung und den psychologischen Teil dieses Gegenstandes einige Stunden zugebracht, indem ich dadurch einige Erfahrungen in Sitten und Seelenzuständen zu gewinnen hoffte. Ich befand mich auch ziemlich gut dabei, allein Mittermaiers politische Tätigkeit und der Drang der Ereignisse brachten auch hier eine so häufige Unterbrechung und Veränderung der Stunden hervor, daß ich, leider schon nicht mehr so disponibel und biegsam, wie ein zwanzigjähriger Student, mich zuletzt gänzlich zurückzog.

Außerdem, daß ich das im verflossenen Winter Aufgenommene möglichst zu verarbeiten suchte, warf ich mich nun hauptsächlich auf das dramaturgische Studium; denn obgleich ich früher vieles derartiges gelesen hatte, so war es doch nicht mit der Intention unmittelbarer Selbstanwendung geschehen. Von Lessing bis auf die Neuesten, wie Rötscher, nahm ich die betreffenden Schriften vor und las gleichzeitig den behandelten Stoff durch, das Antike in guten Übersetzungen. Da ich mir einmal vorgenommen habe, mein Glück auf dem dramatischen Gebiete zu versuchen, so war es notwendig, daß ich aus der gewöhnlichen Belesenheit heraustrat und zu bestimmten und klaren Anschauungen zu kommen suchte. So machte ich mir ein Bild von den aristotelischen Grundsätzen an und ihren Schicksalen bis auf die Gegenwart und das, was man jetzt für Bedürfnis hält,

und endlich, was von diesem Dafürhalten wiederum zu urteilen sein dürfte.

Dazwischen habe ich wohl auch eine Szene geschrieben zum Versuche, oder einen Monolog u. dgl. und schrieb an meinem Romane, welchen ich immer noch in den Händen behalten habe. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erfahrung ist und ein Abschluß sein soll, so habe ich eine große Scheu, denselben endlich gedruckt zu sehen, und bin namentlich immer noch unschlüssig über die Haltung der letzten Kapitel. Denn der innere Gehalt muß bei solchen Produkten durch Äußerlichkeiten und poetische Erfindungen verstärkt und ausgeputzt werden, die Leute tragen dem aber keine Rechnung und lassen ihre Hypothesen fliegen, sobald der Schuß los ist und sie merken, daß etwas Reelles zugrunde liegt. Gegenwärtig redigiere ich ein Bändchen Gedichte zusammen, welche sich nach und nach angehäuft haben. Dieses wird wohl mein Abschied von der Lyrik sein, sowie ich überhaupt, auch in betreff obigen Romanes, nun dieses subjektive Gebaren endlich satt habe und eine wahre Sehnsucht empfinde nach einer ruhigen und heitern objektiven Tätigkeit, welche ich zunächst im Drama zu finden hoffe.

Sie haben mich, hochzuverehrender Herr! im letzten Herbste mit dem Vorschlag zu einer orientalischen Reise auf das erfreulichste überrascht. Nun bin ich aber diesen Monat genau dreißig Jahre alt geworden, und ich fühle eine Art von Notwendigkeit, daß die nächsten Jahre nun die Zeit sind, wo rasch hintereinander gewirkt und produziert werden sollte. Eine solche freilich sehr anlockende Reise aber würde vielleicht in vier oder fünf Jahren wohltätiger sein, wenn ich im Leben noch mehr gereift und auf der anderen Seite eines Teils meiner Vorräte entledigt bin. Wenn überhaupt noch etwas Weiteres aus mir wird, so läßt sich dann eine solche Reise entweder aus eigenen Mitteln oder aus denjenigen eines Buchhändlers machen. Für jetzt aber hätte ich mehr Neigung, meine dramatischen Bestrebungen unmittelbar fortzusetzen und zwar dieselben, nachdem ich mich theoretisch ziemlich vorbereitet habe, nun auf das praktische Gebiet zu verpflanzen.

Ich werde auf die Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstag, welche künftigen Monat in Frankfurt stattfindet, mich dahin begeben und daselbst über diese Dinge mit Gutzkow zu sprechen suchen, welcher Dramaturg am Hoftheater zu Dresden ist. Vielleicht läßt es sich tun, daß ich durch ihn mit der Bühne näher bekannt werde; denn dieses ist nun das nächste Erfordernis. Auf jeden Fall kann er mir diese und jene Erfahrung mit-

teilen. Nach meiner Ansicht aber wäre es nun am nützlichsten für mich, wenn ich mich einige Zeit in Berlin aufhalten könnte, wo ich den Besuch des Theaters mit den nötigen historischen Studien verbinden könnte. Ich habe einige Ursache zu glauben, daß ich bei Varnhagen von Ense gut aufgenommen würde, welcher mir gewiß durch seine Persönlichkeit und Stellung den nötigen Vorschub leisten könnte. Während eines solchen Aufenthalts müßte dann ein dramatisches Produkt, als Probe, zuwege gebracht werden, welches vielleicht für ein weiteres selbständiges Fortgedeihen entscheidend würde, indem von allen literarischen Tätigkeiten diejenige des Dramatikers ihren Mann gegenwärtig noch am besten hält, wenn er sich einmal Beifall erworben hat. Ich könnte auch nur den nächsten Winter in Berlin und den Sommer in Dresden zubringen, sowohl um mannigfaltige Zustände als um möglichst viele Personen kennenzulernen; leider ist dies letztere bei der heutigen Art und Weise für das Reüssieren eines jungen Mannes von großem Gewicht.

Durch diese Ihrem Urteile unterlegten, unmaßgeblichen Ansichten, hochzuverehrender Herr! möchte ich aber in keiner Weise die Initiative ergriffen haben. Vorzüglich sind sie nur an die Person von Ew. Wohlgeboren gerichtet und nur in dem Falle einer weiteren Erwägung empfohlen, wenn die Konstellation von Gesinnungen und Personen im Regierungsrate in Hinsicht auf meine Angelegenheit noch die gleiche ist.

Indem ich mich . . .

17. An Bürgermeister Alfred Escher.

Hochverehrter Herr Bürgermeister!

Sie haben wiederholt mir das gütige Wohlwollen erwiesen, von den Beschlüssen des hohen Erziehungs- und Regierungsrates mir freundlichst Kenntnis geben zu wollen. Seither habe ich auch die amtliche Anzeige durch die Staatskanzlei, sowie die Summe für das bevorstehende Semester erhalten und bin dadurch in den Stand gesetzt, ferner auf freie und bequeme Art meiner literarischen Entwickelung nachleben zu können. Möchte es mir im Laufe dieses Jahres gelingen, einigermaßen zu beweisen, daß das Vaterland nicht umsonst sein Vertrauen in mein Talent und in meinen Fleiß gesetzt hat.

Einstweilen aber bleibt mir nur übrig, Ihnen, hochgeehrter Herr Bürgermeister! meinen ergebensten und wärmsten Dank vorzulegen für Ihr gütiges und eifriges Bemühen, sowie Ihren

hochgeachteten Herren Kollegen für derselben wohlwollendes Zustimmen in dieser Sache.

Hoffentlich haben Sie meinen Brief in betreff Herrn Prof. Hagens und Herrn Prof. Häussers seinerzeit richtig empfangen. Seither ging hier die Rede, daß Herr Häusser berufen worden sei. Jedermann war aber der Meinung, daß derselbe den Ruf nicht annehmen, wohl aber benützen würde, das badische Ministerium zu veranlassen, ihn hier zum Ordinarius zu befördern. Vielleicht ist dies Gerücht auch durch ihn selbst veranlaßt worden, denn in diesem Jahre ist die Universität Zürich hier im gleichen Kreise schon einmal auf ähnliche Weise benutzt worden, in einem Falle zwar, welcher für Zürich nur vorteilhaft, wenn es wahr gewesen wäre.

Noch einmal ersuche ich Sie, hochverehrter Herr Bürgermeister! die Versicherung genehmigen zu wollen des herzlichsten Dankes und der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihres ergebensten Gottfried Keller.

Heidelberg, den 30. Okt. 1849.

P. S. Sobald ich in Berlin angekommen und mich orientiert haben werde, will ich so frei sein, dem einen oder andern verehrten Herren zu berichten.

18. An Johanna Kapp.

Heidelberg, den 7. Dezember 1849[1]).

Teure Freundin!

Obgleich ohne Berechtigung, war ich doch in einer Art unbestimmter Erwartung, daß ich heute oder morgen noch etwas Freundliches von Ihnen empfangen würde. Die bittere Notwendigkeit zwang mich zu diesem instinktmäßigen Hoffen, und kein liebevoller Gruß hat je seine Sendung besser erfüllen können, als Ihr letzter vor Ihrem Scheiden. Die Gewißheit, daß nichts Konventionelles in Ihrer Handlungsweise sein kann, hat mir seine Wirkung noch versüßt. Trotz des leidenschaftlichen Lebens, welches ich seit einiger Zeit geführt habe, hätte ich doch nicht geglaubt, daß es mir noch so elend zumute sein könnte, als es mir vergangene Nacht und den Morgen darauf gewesen ist. Ich war die letzten Wochen hindurch sozusagen glücklich gewesen, ich kannte nichts Wünschenswertes mehr, als einige Stunden mit Ihnen zuzubringen, und war ich bei Ihnen, so dachte

[1]) Dieser Brief ist nie in die Hände Johanna Kapps gelangt.

ich in glücklicher Vergessenheit weder an die Zukunft noch an die Vergangenheit, nicht an mich selbst und nicht einmal an Sie. Ich hatte von der ganzen Welt genug, wenn ich auf den Bergen hinter Ihnen oder neben Ihnen hergehend Ihre Stimme fortwährend hörte und manchmal in Ihr Gesicht sah oder im Zimmer auf Ihre Hände schauen konnte, wenn Sie etwas arbeiteten. Es war gerade kein rühmlicher Zustand, und es ist vielleicht unschicklich, daß ich Sie noch mit diesen Klagen in die Ferne verfolge, Sie, welche genug selbst zu tragen haben. Aber erstens kann ich den heutigen Tag nur dadurch erträglich zubringen, daß ich irgend etwas an Sie schreibe; und dann werden Sie auch, wenn Sie diese Zeilen erhalten, überzeugt sein können, daß es mir wieder frischer und besser zumut ist. Ich will Ihnen zukünftig nie mehr von meiner Liebe schreiben, sondern ganz vernünftig von Menschen und Dingen, die ich sehe, und mit tausend Freuden von Ihnen selbst und Ihrem Schicksale, wenn ich Ihnen auf Ihre Aufforderung irgend etwas Gutes oder Aufmunterndes sagen kann. Nur muß ich Sie bitten, immer und so lange zu leiden und zu glauben, daß mein Herz an Ihnen hängt, auch wenn ich nichts mehr davon sage, bis ich Ihnen selbst meinen Abfall verkündige; und ich werde fröhlichen Sinnes der erste sein, welcher die drückende Last von Ihnen und mir zugleich nimmt. Daß dies jedoch bald geschehen werde, daran zweifle ich selbst. Meine Jugend ist nun vorüber, und mit ihr wird auch das Bedürfnis nach einem jugendlich poetischen Glücke schwinden; vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gut geht, werde ich noch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winterschwank aufführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als bare Münze anzubieten, dazu, dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr abgebraucht und werde es noch ferner abbrauchen, bis es nur von Ihnen frei ist. Und was sollte ich auch mit den heiligen und süßen Erinnerungen anfangen, müßte ich nicht jeden traurigen oder glücklichen Moment, welchen ich früher verlebt, wie etwas Gestohlenes verbergen und verschweigen? Es wäre mir ganz ärgerlich, zu denken, daß ich z. B. die letzte Nacht umsonst so traurig gewesen wäre und sie ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen müßte.

Ich hatte ganz fest geschlafen bis gegen Morgen; aber um halb drei Uhr erwachte ich, wie wenn ich selbst verreisen müßte. Während ich munter wurde, kam es mir nach und nach in den Sinn, warum es sich handelte. Ich ging ans Fenster und sah jenseits des Neckars Licht in Ihrem Zimmer; es strahlte hell und still durch die helle Winternacht und spiegelte sich so schön

im Flusse, wie ich es noch nie gesehen. Obgleich von Schlaf keine Rede mehr war, so hätte ich doch um keinen Preis ein Licht angezündet, aus Furcht, Sie möchten es bemerken; und ich wollte Ihnen mein armseliges Bild nicht noch aufdrängen bei Ihrer sonstigen Aufregung. Nach einiger Zeit glaubte ich einen Wagen hinausfahren zu hören, und bald darauf rollte er zurück über die Brücke. Jetzt geht sie, dachte ich, drückte mein Gesicht in das Kissen und führte mich so schlecht auf wie ein Kind, dem man ein Stück Zuckerbrot genommen hat. Den ganzen Vormittag war ich dumpf und tot und sagte nur: diese Zeit wird auch vorübergehen! Ja, sonderbarerweise mischte sich in meine Trauer ein Ärger über jene kahlen Jahre, wo ich, wie ich vorauszusehen glaubte, über meinen jetzigen Schmerz lächeln würde. Und gerade aus diesem Ärger lauschte eigentlich nur meine einzige Hoffnung, die Hoffnung auf jene Zeit der Ruhe und Unbefangenheit. Es war der altbekannte Strohhalm des Ertrinkenden.

Da brachte mir Max nach Tisch Ihr allerliebstes Briefchen, welches mir wie eine Sonne aufging. Ihre lieben Worte versetzten mich bald in die Normalstimmung, in welcher ich nun längere Zeit bleiben werde. Ich wurde so aufgeweckt, daß ich singend in meinen Papieren zu kramen anfing und Sie auf eine Viertelstunde rein vergaß! Darauf machte ich einen tüchtigen Spaziergang und wurde wieder traurig; und nun schreib' ich an Sie. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weich und lind mich Ihr Wunsch überkommen hat, daß ich Ihnen unter allen Lebensverhältnissen gut bleiben möchte! Das ist doch halbwegs das, was ich gewünscht habe, eine Heimat in einem edlen und verständnisreichen weiblichen Herzen, und mehr will ich jetzt nicht. Ach, ich glaub', ich schreibe immer das gleiche, das ist ein sehr langweiliger Brief für Sie; aber ich schreibe ihn nur für mich, Sie brauchen ihn nicht auf einmal zu lesen, und wenn es Ihnen unbequem ist, denselben aufzubewahren, so verbrennen Sie ihn sogleich. Ich will künftig über andere Dinge schreiben und nicht mehr so viel. Heut abend will ich zu Hettners gehen, damit ich doch etwas von Ihnen sprechen höre. Wenn man Durst hat, so ist schlechtes Wasser besser als gar keines. Sie werden jetzt in Stuttgart sein, leben Sie recht wohl!

Den 11. Dezember.

Ich weiß noch nicht, wenn dies Papier fortkommt, und will es noch voll schreiben. Ich war seit Ihrer Abreise schon zweimal in Ihrem elterlichen Hause, habe aber nur Ihre Mutter gesehen, indem Ihr Vater, von früheren Besuchen ermüdet, auf

seinem Zimmer war und ich ihn durchaus nicht stören mochte. Ihre Mutter spricht zu meinem großen Vergnügen sehr viel von Ihnen.

Bei Hettners habe ich letzthin schlechte Geschäfte gemacht. Ich traf Moleschotts dort. Herr Moleschott las einen Abschnitt aus einem diätetischen Werke vor, das er schreibt, das Kapitel über Hunger und Durst. Es kam darauf hinaus, daß man sterben müsse, wenn man nichts mehr esse und trinke, was mich sehr frappierte. Allerlei häßliche physiologische Ausdrücke trug er, um die Pille zu vergolden, mit einer Sorte von süßem Pathos vor, welche mir, trotz meines Elendes, einen abscheulichen Lachkrampf verursachte, was mir fast übel bekam. Von Ihnen aber wurde kein Wort gesprochen, als einmal flüchtig, daß Sie nun in München sein werden; und als ich sagte, Sie seien erst heute fort, so bedauerten sie, nicht noch einen Besuch bei Ihnen gemacht zu haben. So mußte ich durstig wieder abziehen, und die guten Leute haben mich unbewußt am besten bestraft für meine geheime Feindseligkeit und für meinen Undank.

Für Ihre Veilchen danke ich herzlich; sie liegen in Ihrem Briefstäschchen, und wenn der Ort, wo dieses liegt, eine Ruhestätte genannt werden kann, so haben die Blumen allerdings eine solche gefunden. Ich hatte sie dazumal in einer melancholisch widerspenstigen Stimmung fast absichtlich auf Ihrem Fenstersims liegen lassen und es nachher sehr bereut; nun habe ich sie doch noch bekommen. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangen anmutigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen lernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen. Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnismäßig kleinen Begriff, welcher sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und nach in mir ausgebildet hat. Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh' ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt; ich erwerbe mir neue Freunde, welche mir so lieb werden, wie die früheren; diese ihrerseits tun das gleiche, und so entsteht ein großes Gewebe von

guten und mannigfachen Charakteren, welche voneinander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen; es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben, aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht. In Beziehung auf Frauen ist es etwas anderes, aber auch da muß ich, wenn ich für eine einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben, oder vielmehr ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen, und das Wohlwollen, das ich für die Frauen im allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nah stehen, es ist nur Artigkeit. Zu meinem Nachteil vermisse ich leider eine gesellschaftliche Tugend, jenes unschuldige Kokettieren und Freundlichtun bei kaltem Blute, womit viele junge Leute sich sonst das Leben angenehm machen.

O je, was ist das für eine langweilige Predigt! Es ist, wie ich es überlese, doch nicht alles wahr! Aber ich kann mich jetzt nicht recht ausdrücken. Ich danke sehr für Ludwig Feuerbachs Gruß. Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so entschieden resigniert in die Zukunft zu blicken; zwei, drei nächste Jahre können solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engeren Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen, die erste Pflicht werden kann. Es kann einen solchen Durcheinander geben, daß alles, was sich liebt, fest aneinander klammern muß, ohne daß die andern deswegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft. Legen Sie mir dies nicht als Leichtsinn aus, ich bin eben sehr bekümmert für Sie. Leben Sie so glücklich und heiter als möglich, Sie können es gewiß und sagen es ja selbst! Ich hoffe, bald von Ihren Fortschritten in der Kunst zu hören; ob ich wohl jemals etwas von Ihnen zu sehen bekomme?

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

19. An den Verlagsbuchhändler Eduard Vieweg.

Berlin, den 26. April 1850.

Hochgeehrter Herr!

Ich muß vor allem aus dringendst um Entschuldigung bitten für die lange Verzögerung einer Beantwortung Ihres geehrten Schreibens vom 6. März, und ich ersuche Ew. Wohlgeboren, die Gründe meines langen Schweigens nicht in meiner Fahrlässigkeit, sondern in einem anfänglichen Unwohlsein und später in meiner Übersiedelung von Heidelberg nach Berlin suchen zu wollen. Ich konnte Ihnen natürlich nicht eher schreiben, als bis ich zugleich wieder eine feste Adresse beifügen konnte.

Zu meinem Schrecken habe ich ersehen, daß Sie mein Manuskript[1]) nicht bequem lesen können; denn, abgesehen davon, daß ich die größte Mühe hätte, einem Kopisten meine Konzepte deutlich zu machen und ich für denselben alles doch vorher ins Reine schreiben müßte: kann ich mich auch überdies nicht leicht entschließen, auf einen ungewissen Erfolg hin eine Ausgabe zu machen, welche in Berlin nicht klein sein kann. Indessen bin ich imstande, bei gehöriger Zeitnahme, bedeutend leserlicher zu schreiben und hätte es auch bei dem schon übersandten Fragmente getan, wenn ich Kenntnis von Ihrem bedauerlichen Unfalle gehabt hätte[2]).

Ich glaube Ihnen, hochgeehrter Herr! schon geschrieben zu haben, daß mit der Reinschreibung des Ganzen (welche aus den oben angegebenen Ursachen seither auch aufgeschoben wurde) zugleich eine nochmalige Durchsicht und kleine Verbesserungen verbunden sind; da ich nun aber aus verschiedenen Gründen den sofortigen Beginn des Druckes wünschen muß, so fällt es mir ebenfalls schwer, diesen bis nach Vollendung des ganzen Manuskriptes aufgeschoben zu wissen, während ich mit demselben in Ablieferung größerer Partieen Schritt halten könnte. Ich will aber, damit Sie sich vielleicht doch entschließen können, die Sache zu übernehmen ohne Lektüre des Ganzen, nicht unterlassen, hier eine Übersicht der Intention und des Planes beizufügen.

Die Moral meines Buches ist: daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt ist, im bürgerlichen

[1]) Den „Grünen Heinrich".
[2]) Vieweg war 1848 bei Straßenunruhen am Auge verletzt worden, das dadurch an Sehkraft erheblich eingebüßt hatte.

Leben seine wirksame Stellung einzunehmen. Die Schuld kann in vielen Fällen an der Gesellschaft und am Staate selbst liegen, und alsdann wäre freilich der Stoff derjenige eines sozialistischen Tendenzbuches. Im gegebenen Falle aber liegt sie größtenteils im Charakter und dem besonderen Geschicke des Helden und bedingt hierdurch eine mehr ethische Bedeutung des Romanes. Unternehmung und Ausführung desselben sind nun nicht etwa das Resultat eines bloß theoretischen, tendenziösen Vorsatzes, sondern die Frucht eigenster Anschauung und leider teilweiser Erfahrung. Ich habe noch nie etwas produziert, was nicht den Anstoß aus meinem äußeren oder inneren Leben dazu empfangen hat, und werde es auch ferner so machen; daher kommt es, daß ich nur wenig schreibe, und wirklich weiß ich gegenwärtig nicht zu sagen, ob ich je noch einen Roman schreiben werde. Einige Novellen ausgenommen, habe ich für die Zukunft ausschließlich dramatische Versuche im Auge.

Mein Held ist ein talent- und lebensvoller junger Mensch, welcher, für alles Gute und Schöne schwärmend, in die Welt hinauszieht, um sich sein Schicksal, sein künftiges Lebensglück zu begründen. Er sieht alles mit offenen klaren Augen an und gerät als ein liebenswürdiger lebensfroher Geselle unter allerlei Leute, schließt Freundschaften, welche seinem Charakterbilde zur Ergänzung dienen, und berechtigt zu großen Hoffnungen. Als aber die Zeit naht, wo er sich in ein festes geregeltes Handeln, in praktische Tätigkeit und Selbstbeherrschung finden soll, da fehlt ihm dieses alles. Es bleibt bei den schönen Worten, einem abenteuerlichen Vegetieren, bei einem passiven ungeschickten Umhertreiben. Er bringt dadurch sich und seine Angehörigen in äußerstes Elend, während minder begabte, aber praktische Naturen aus seiner Umgebung, die unter ihm standen, reüssieren und ihm über den Kopf wachsen. Er gerät in die abenteuerlichste traurigste Lage, abgeschnitten von den Seinigen und ganz verlassen. Da wendet sich sein Schicksal plötzlich günstiger; er findet Glück und einen Kreis edler Menschen, erholt sich, befestigt seine Grundsätze und betritt eine neue reinere Lebensbahn, auf welcher ihm ein schönes Ziel winkt. So rafft er sich zusammen, eilt mit goldenen Hoffnungen in seine Heimat, um seine alte Mutter aufzusuchen, von welcher er seit geraumer Zeit nichts mehr gehört hat, so wenig als sie von ihm. Er stößt vor den Toren seiner Vaterstadt auf ihr Leichenbegängnis, mischt sich unter die Begleiter auf den Kirchhof und hört mit an, wie der Pfarrer den Tod der verarmten und verlassenen Frau ihrem ungeratenen, in der Ferne weilenden Sohne beimißt.

Da er im Grunde ein ehrenhafter und nobler Charakter ist, so wird es ihm nun unmöglich, auf den Trümmern des von ihm zerstörten Familienlebens eine glückliche wirkungsreiche Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen. Das Band, das ihn nach rückwärts an die Menschheit knüpft, scheint ihm blutig und frevelhaft abgeschnitten, und er kann deswegen auch das lose halbe Ende desselben, das nach vorwärts führt, nicht in die Hände fassen, und dies führt auch seinen Tod herbei. Dieser wird dadurch noch tragischer, daß ein gesundes schönes Liebesverhältnis gebrochen wird, welches ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war. Ein Nebenzug in seinem Charakter ist eine gewisse aufgeklärte, rationelle Religiosität, eine nebulose Schwärmerei, welche darauf hinausläuft, daß in einem unberechtigten Vertrauen auf einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben genialerweise die Lösung aller Wirren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird. Nach dieser Seite hin ist die Moral des Buches das Sprichwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! und daß es gesünder ist, nichts zu hoffen und das mögliche zu schaffen, als zu schwärmen und nichts zu tun.

Da, wie schon gesagt, der Roman ein Produkt der Erfahrung ist, ausgenommen die unglückliche Katastrophe am Schlusse, so glaube ich mir schmeicheln zu können, daß es kein fades Tendenzbuch sein wird. Es ist wohl keine Seite darin, welche nicht gelebt und empfunden worden ist.

Was Ihre Ansicht über das hohe Honorar betrifft, welches ich mir vorzuschlagen erlaube, so weiß ich in der Tat nicht recht, was ich, ohne unbescheiden zu sein, darauf erwidern soll; denn ich kann mich doch nicht selbst als ein Genie herausstreichen, dessen Werk gleich bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregen werde. Ich habe vor schon vier Jahren sechzig Louisdor für ein kleines Bändchen Gedichte empfangen, welche bei Herrn Anton Winter in Heidelberg erschienen sind, ohne mein eigenes Dazutun, indem Freunde und Gönner die Sache für mich abmachten. Seither habe ich für Kleinigkeiten, die ich da oder dort etwa einrücken ließ, verhältnismäßig noch mehr erhalten. Auch glaube ich, daß ich, obgleich ich nicht alle Wochen in den Zeitungen stehe, meines langen Schweigens wegen, doch zu der besseren literarischen Gesellschaft gehöre, und habe auch solche Freunde und Verbindungen, welche meinem Buche bei seinem Erscheinen eine durchaus anständige Aufnahme sichern. Ferner sehe ich nicht ein, warum ich allein, wenn ich endlich etwas fertig habe, dabei nichts verdienen soll, während ich täglich ge-

wahre, daß rings um mich Leute, welche das Handwerk vielleicht mit weniger Beruf und weniger gewissenhaft betreiben, ebensoviel und mehr mit Leichtigkeit sich zueignen, als ich verlange. Überdies wird mein Buch seit geraumer Zeit von vielen erwartet, welche darum wissen, und auch glaube ich, daß dasselbe ziemlich neu und, obgleich es sich an keine Tagesereignisse knüpft, dennoch zeitgemäß sein dürfte. Ich weiß wohl, daß mit allem diesem dem Geschäftsmanne, welcher sicher gehen will, nicht viel geholfen ist; ich muß . . .

20. An Dr. Hermann Hettner.

Berlin, den 29. Mai 1850.

Verehrtester Herr und Freund!

Wer ernten will, muß erst säen! Desnahen sehe ich mich gezwungen, endlich die Feder zu ergreifen, wenn ich Nachricht und freundliches Wort aus einer mir sehr lieb gewordenen Landschaft und einigen von mir hochgehaltenen Insassen derselben erhalten will. Doch denken Sie nicht, lieber Hettner, daß dies Säen ein saures Geschäft des Eigennutzes für mich sei; sondern genehmigen Sie allerfreundlichst die Versicherung, daß es ein wahres Labsal und ein Ersatz für manche der in Ihrem Hause plauderhaft zugebrachten Stunden zu sein versucht werden soll. Vielleicht finde ich auch im Verlaufe des Briefes Gelegenheit, etwas von dem süßen Salze unschuldiger Verleumdung beizumischen, um die Illusion so vollständig als möglich zu machen, und es würde mich beglücken, dürfte ich annehmen, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin noch mit eben der schweigsamen und nachsichtsvollen Geduld unser kritisches Geplauder hingehen läßt, wie in jenen vertraulichen Konventikeln auf Ihrer Stube.

Ich bin also in Berlin. Meine erste Tat in dieser Stadt war, daß ich für die Bekanntschaft der Fanny Lewald um einen Tag zu spät kam. Ich fand zwar noch eine Weibsperson vor, welche sagte, sie würde ihr Briefe nachschicken; ich gab derselbigen meinen Brief ab, unterließ aber aus purer momentaner Dummheit, die drei Taler beizufügen. Man sagte, Fräulein Lewald werde bis zum Oktober wieder erscheinen, und da ich dann jedenfalls hier bin, so werde ich das Geld bis dahin behalten, im Falle Sie nichts anderes inzwischen verfügen. Ich hatte nun, wollte ich in Berlin in literarische Kreise kommen, keinen anderen Weg, als zu Varnhagen zu gehen und zu sehen, ob er sich meiner noch erinnerte. Bis jetzt bin ich aber — nicht gegangen, und es hat sich der Eigensinn in mir festgesetzt, den Sommer über ganz still

und unbekannt zu bleiben; auch denke ich, Varnhagen werde nun ebenfalls verreist sein. So beschränkt sich also mein Umgang auf das abendliche Zusammensein mit studierenden Schweizern und — preußischen Leutnants! nämlich in der Armee dienenden Neuenburgern höchst aristokratischen Aussehens, welche aber trotzdem gute Kinder, artige Gesellschafter und patriotische Landsleute sind. Sonst befinde ich mich insofern wohl hier, als man ungestört und anhaltend für sich sein und arbeiten kann, der großen Einsamkeit wegen in der großen Stadt; und ist man müde, so findet man, auch wenn man allein ist, außer dem Hause bald Zerstreuung. Ich wohne sehr angenehm in einem Eckhause der Mohrenstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, auf welcher es im Anfange des Romanes „Prinz Louis Ferdinand“[1]) sieben Uhr schlägt. Gegen Osten ragt das Dach des Schauspielhauses über die Häuser empor, und das auf seinem westlichen Giebel stehende Flügelpferd, das mit dem Vorderfuße scharrt, scheint mir manchmal auf italienische Weise freundlich zuzuwinken; indessen kehrt mir Apollo, auf dem östlichen Giebel, den Rücken zu, und er hat doch den Kranz in Händen! Eine zweifelhafte Konstellation. Soll ich mich umquartieren und unter seinen Augen wohnen? Dann vernachlässige ich den Gaul, welcher mich einzuladen scheint, hinter dem Rücken des Gottes aufzusitzen. Ich will mich an Herrn Rötscher[2]) wenden.

Was das Theater betrifft, so bin ich erstaunt und erschreckt über die Art, wie das geschriebene Wort des Dichters in Berlin, nachdem die deutsche Kritik über ein halbes Jahrhundert gewütet hat, mißverstanden oder beliebig aufgefaßt wird, und wie an einer Anstalt, wie das hiesige Hoftheater, neben einigen routinierten, gut zu nennenden Personen die vollendetsten Stümper existieren können. Nur einige Beispiele. Im „Hamlet“ werden gerade diejenigen Szenen gestrichen, welche seine Unentschlossenheit, Tatlosigkeit, kurz den eigentlichen Angelpunkt des Stückes am deutlichsten darstellen, z. B. wo Hamlet dem tatenfrohen Fortinbras gegenüber sich die erschütternden Vorwürfe macht. Der Schauspieler selbst gibt den Hamlet zu lebendig und unklar geräuschvoll, so daß man, alles zusammengenommen, gegen den Schluß das Pathos und Tragische gar nicht motiviert findet, wenn man das Stück nicht sonst studiert hat. In Hebbels „Maria Magdalena“ spielt der Tischlermeister in seiner Art vortrefflich, aber für die Rolle viel zu bewegt und bunt, der Sohn Karl er-

[1]) Von Fanny Lewald.
[2]) Den Dramaturgen.

scheint als ein roher Lump aus irgend einer Wienerposse, während man ihm doch deutlich den, wenn auch leichtsinnigen, Sohn aus einem guten Hause und besonders das Schoßkind einer guten vortrefflichen Hausfrau in Kleidung und Benehmen noch ansehen sollte.

Solche oberflächliche krasse Auffassung stört mich peinlich; zu was dienen die Hunderte von Theaterzeitungen, die Jahrbücher, die Monographien, all das endlose Gewäsche, wenn nicht einmal die einfachsten wichtigsten Grundsätze und Typen unverletzlich festgestellt werden können? Und welch blindem Ungefähr ist das Schicksal eines Produktes preisgegeben! Um so ärgerlicher, wenn man bedenkt, daß die Schauspieler nur durch die wohlverstandenen schönen Worte des Dichters ihre Triumphe feiern können, und daß sie trotz des besten Spieles immer nur dann zum Beifallssturme hinreißen, wenigstens den großen Haufen, wenn der Text recht schön und imponierend ist. Indessen, um nicht ungerecht zu sein, liegt wieder ein großer Trost darin, daß vieles, was in trockener Laune geschrieben wurde, durch die lebendige Darstellung einen Eindruck macht, den man nie geahnt hätte. Diese meine Bemerkungen scheinen nach dichterischem Egoismus zu riechen, der die Schauspieler nur als ein Mittel betrachtet, wie es diese oft mit uns umgekehrt zu halten pflegen. Ich bin aber von dieser Schnödheit frei und möchte jedesmal den Kerlen, besonders aber den Damen, um den Hals fallen, wenn sie recht gut und verständig gespielt haben. Nur verlange ich, daß sie originell und ursprünglich seien und mir mein Werk in einem neuen Leben, gleichsam einer zweiten Natur wieder vorführen, damit ich in ihnen eine andere selbständige Kraft achten und ehren kann. Diejenigen aber, welche die Glanzstellen eines Stückes nur dazu benutzen, durch abgedroschene Mittel und Effektmacherei momentane wohlfeile Siege unter den Eseln zu erringen, sind mir zuwider, wie schlechter Tabak. Es sind dieses alte Geschichten; ich muß aber alles neu und von vornherein erleben. Den „Robespierre“[1]) habe ich in Frankfurt gesehen und muß leider auch mit seinen Feinden schreien. Obgleich vortreffliche Szenen darin sind, so kann ich einem Drama doch keine große Bedeutung beilegen, wenn jede Szene mit vorgeschriebenen Pointen und bonmots schließt. Es ist eine Frucht der Lektüre von Lamartines „Girondisten“, so kam es mir wenigstens von Anfang an gleich vor, und dazu braucht es meines Erachtens keinen dramatischen Messias. Die hohe vielgerühmte Unparteilichkeit des Gedichtes

[1]) Von Griepenkerl.

reduziert sich auf eine unklare Zusammenstellung von allbekannten Expektorationen, Phrasen und Fakta. Die Helden verkünden zwar ohne Widerspruch ihre schönen Grundsätze, aber man sieht nirgends, wie sie dazu gelangen; das Volk erscheint durchaus niedrig und lächerlich; und das ist nicht nur kleinlich von Herrn Griepenkerl, sondern auch gemein und unwahr. Robespierre selbst ist eine konfuse Erscheinung, in deren inneren Lebensprozeß nur einige schwache Blicke vergönnt sind. Besser angelegt ist Danton, welcher sehr dankbar ist für eine energische Effektrolle; wenn nur nicht der erwähnte fatale Umstand da wäre, daß er immer mit einem längst gedruckten Witze abgeht. Die klassischen Phrasen eines Shakespeare, Goethe, Schiller, welche tausend Büchern zum Motto dienen, wurden nicht aus Chroniken und Memoiren abgeschrieben, sondern selbst gemacht. Ich weiß wohl, daß bei der zeitlichen Nähe und Bedeutung der französischen Revolution jene Pointen nicht zu übersehen waren, aber es ist halt ein fataler Umstand für die Wertbestimmung des Dichters. Eine Moral, ein fabula docet, hat das Gedicht gar nicht, wenn nicht etwa die Herabsetzung des Volkes eine solche sein soll. Die gelungenste Gestalt ist weitaus der alte Vadier und wirklich der besten Umgebung würdig, die man sich denken kann, besonders da, wo er mit Stroh bekränzt an dem Festzuge erscheint, um Robespierre und sein höchstes Wesen lächerlich zu machen. Dieser Charakter sowie mehrere Szenen, z. B. ein Bankett, wo Danton und Robespierre sich als Todfeinde erkennen, oder Robespierre in der alten Königsgruft, wo ein uralter Mönch, der Hüter dieser Gräber, weder von der Revolution noch von dem gewaltigen Robespierre ein Sterbenswörtchen weiß, sind vom besten Stoffe und machen einen zweifelhaft. Wenn nur Griepenkerl ein junger Mensch und nicht so ein alter Sünder und Professor wäre, so ließen sich die schönsten Hoffnungen schöpfen.

Auerbachs „Hofer" habe ich auf der Reise gekauft und gelesen. Wenn ein politischer Kretin eine dramatische Gestalt ist, so ist es dieser Hofer auf jeden Fall. Mißverstehen Sie mich nicht. Höchst dramatisch und tragisch muß der Konflikt sein zwischen dem sich opfernden betrogenen Volkshelden und der falschen elenden Dynastie, und auch gewiß bedeutungsvoll und zeitgemäß; in dieser Hinsicht ist Auerbachs Intention durchaus zu anerkennen und zu loben. Nur müßte der Held auch etwas sagen, etwas handeln, kurz uns ein wenig unterhalten. Ein Mensch aber, welcher nie das Maul auftut, als nur dann und wann zu sagen: „Mein Koaser"! und dann wieder still ist und sich zuletzt erschießen läßt, der ist in meinen Augen kein tauglicher Mitspieler

in einer Haupt- und Staatsaktion. Meines Erachtens liegt die Schuld hierin an einem affektierten Haschen Auerbachs nach schlagender Lakonik, Naivetät oder weiß der Teufel was, und es ist schmählich mißlungen. Mit anerkennenswertem Freimut hat er den Erzherzog Johann zu einem Schuft gestempelt; wenn aber, wie ich höre, und ich kenne die Geschichte nicht genug, um selbst zu urteilen, wenn die Verhältnisse unwahr und entstellt wären und Johann dazumal entschieden gegen den Hof gewesen ist, so wäre es von Auerbach doch etwas willkürlich und gewissenlos gegenüber einer lebendigen Person, die das Bewußtsein vom Gegenteil in der Brust hat. Daneben hat es genug wunderhübsche Sachen in dem Buche; das Verhältnis zwischen den beiden zerfallenen Gatten ist von wahrhaft antiker Größe, wenigstens die Frau.

Von Auerbach bin ich überzeugt, daß er meisterhafte Dramen schreiben wird, wenn er nicht zu hochmütig und zu borniert ist, die Ökonomie der Bühne und die Forderungen des schaulustigen Volkes sowohl, als die hundertjährigen Erfahrungen und Entwicklungen der Theaterwelt und ihrer Kritik zu beachten und seinen souveränen persönlichen Einfällen überzustellen. Leider scheint mir das ganze sichere und naive Auftreten mit diesem dramatisch ziemlich übel eingerichteten Stücke eher darauf hinzuweisen, daß er einstweilen sich an keine allgemeinen Erfahrungen und Errungenschaften zu halten gedenkt. Es wäre jammerschade, wenn seine reiche und tiefe Herzens- und Menschenkenntnis, sein starkes Gemüt durch Eigensinn für die Bühne verlorengehen und es nur einer Birch-Pfeiffer gelingen sollte, aus seinem Reichtume Nutzen zu ziehen[1]).

Bei der Aufführung der „Maria Magdalena" habe ich entdeckt, was ich früher übersehen habe, daß auch dies Stück noch gewaltig am Schicksal und Zufall laboriert. Gleich anfangs die Geschichte mit dem Grab, in welches die Frau ihren Strauß wirft, und nachher die Katastrophe, welche eigentlich nur durch den Zufall herbeigeführt wird, daß der Sekretär in der Eile vergißt, der Klara zu sagen, er wolle sie dennoch heiraten, und er sie also in dem Wahne läßt, auch diese letzte Hoffnung sei gestorben. So schön nun das Hereinziehen dieses ersten Geliebten in die Entwicklung ist, so wohltuend für die Bühnengerechtigkeit sein Koramieren des Leonhard, so peinlich ist es, das arme Kind lediglich an diesem Irrtum und nicht an der inneren Notwendig-

[1]) Charlotte Birch-Pfeiffers „Dorf und Stadt" ist eine Dramatisierung von Auerbachs „Frau Professorin".

keit sterben zu sehen. Indessen ist Hebbel dadurch zu entschuldigen, daß der Fehler eigentlich nur ein embarras de richesse ist, indem ohne die Wiederkunft des Sekretärs die Katastrophe schon motiviert und unvermeidlich gewesen wäre, es also auch nicht Verlegenheit und Gedankenarmut ist, welche den leidigen Zufall veranlaßt. Wir haben in Mannheim bei der „Deborah“[1]) das Unglück gänzlich durch ein kleinliches zufälliges Mißverständnis hereinbrechen gesehen, und nun höre ich auch, daß in einem neuen Trauerspiel, das jetzt gepriesen wird, dem „Erbförster“ von Otto Ludwig, die Katastrophe ebenfalls durch einen Zufall herbeigeführt wird. Woher kommt es, daß alle diese entschiedenen Talente an diesem wichtigsten Punkte scheitern und in einer Art geistiger Faulheit steckenbleiben? Entweder glaube ich, es ist die verkünstelte und gesuchte Wahl des Stoffes, welche sie auf das Eis führt — oder sie legen zuviel Gewicht auf das Gelingen der Sprache und Szenerie, ein Gelingen, welches wie andere poetische Formen nach und nach zum Gemeingut und von den Inhabern zu hoch angeschlagen wird. Wir haben erlebt, daß ein lyrisches Gedicht, dessen Bilder und Wendungen vor zwanzig Jahren den Verfasser berühmt machten, jetzt kaum gelesen wird; ich denke, es wird auch mit dem Drama so gehen. —

Ich benutze jetzt die Nächte, mich mit Fanny Lewalds Arbeiten näher zu befreunden. Wenn man den Roman das moderne Epos nennt, so hat sie allerdings das Recht gehabt, mit dem Tode des Helden abzubrechen. Dann hätte sie aber auch dem Gedichte[2]) mehr epische Breite geben sollen, weniger dilettantische Geschichtschreibung und mehr Beschreibung und Poesie hineinlegen sollen. Die Lewald hat einen scharfen Verstand, aber wenig Phantasie und Wärme. Sie läßt uns zu wenig allein in den Verkehr und Haushalt ihrer Personen hineinsehen. Ich möchte sagen, daß es eine angenommene gelehrte Vornehmheit ist, welche sie von einem liebevollen freudigen Ausarbeiten und Ausfüllen ihrer Schriften abhält und sich mehr einem kalten Räsonnement hingeben läßt in flüchtigen Umrissen, welche sie mehr als eine femme spirituelle, als eine Dichterin erscheinen läßt. Wenn ich ein Gedicht lese, so will ich mich sättigen an der Begeisterung und Phantasie, am technischen und musikalischen Genie des Verfassers und nicht immer hinweggetrieben werden, wenn eine interessante Situation kaum angegeben ist. Ich wünschte sehnlich, daß die Lewald weniger Bücher, aber die wenigen voller und üppiger schreiben

[1]) Von Mosenthal.
[2]) „Prinz Louis Ferdinand.“

würde. Wenn ihr die damalige Gesellschaft der Schlegel, Gentz, Unzelmann usf. objektiv war und sie beabsichtigte, dieselbe recht in ein ungünstiges Licht zu stellen, so ist ihr dieses meisterhaft gelungen; denn nicht bald hat mich etwas so angewidert als der Verkehr jener Menschen, und ich bedaure, das schöne Bild Rahels darunter stecken zu sehen.

Übrigens achte ich Lewalds Energie und männliche Erfahrungsgabe, sowie ihre Tendenz sehr hoch. Doch klatsche und krittle ich ohne Ende drauflos, ohne zu bedenken, daß mein eigenes Examen vor der Türe steht, und daß ich allen Grund habe, mit Demut und Bescheidenheit umherzugehen. Mit Vieweg bin ich jetzt im reinen; er hat zwar das Manuskript nicht gelesen, ist aber über mein Exposé entzückt und fängt nun an zu drucken. Gebe der Himmel, daß ich das Exposé nicht zu schön gemacht habe, es macht mir angst. Er ist ganz vergnügt, hat mir sogar vorläufige Zahlungen angeboten und will nun auch meine Gedichte unversehens doch drucken, so daß ich also auch annehmen kann, er werde die dramatischen Sachen auch nehmen. Den Roman will er spekulationshalber erst im Oktober versenden, jedoch will ich dafür sorgen, daß ich Ihnen vorher die Aushängebogen schicken kann. Ich sehe erst jetzt ein, daß ich ihm doch vielleicht zuviel gefordert habe, und wünsche nur, daß die Sache gut abläuft und er nicht petschiert ist.

Meine wunderliche Tragödie[1]) muß noch ein wenig theatralische Färbung bekommen; ich glaube nicht gegen die Natur eines Trauerspiels zu sündigen, wenn ich in den ersten Akten einige Heiterkeit hineinbringe, und halte mich manchen Kritikern zum Trotze an Shakespeare hierin. Wie der Humor oft auf dem dunklen Grunde der größten Trauer seine lieblichsten Blüten treibt, nach allbekannter Erfahrung, so darf, oder *muß* vielleicht sogar die Tragödie im *ganzen* und allgemeinen diesen Charakterzug beibehalten und zwar nicht nur in humoristischen oder ironischen Auslassungen der einzelnen Personen, sondern an rechter Stelle in lustspielartiger Wendung ganzer Szenen. Doch genug hierüber! Weiß ich doch nicht bei meiner geringen Belesenheit, ob alles, was ich vorbringen kann, nicht schon besser und gründlicher besprochen ist.

Den versprochenen Aufsatz über die Berliner Ausstellung habe ich nicht geschrieben. Die Ausstellung ist ein solcher Ausdruck einer inneren geistigen Armut und Bettelhaftigkeit der jetzigen Staffeleikunst, daß nichts zu sagen war, als etwa über diese

[1]) „Therese."

Armut selbst. Und dazu fühlte ich mich nicht aufgelegt, da ich mich nun lieber der positiven Beschäftigung zuwende. Freilich ist auch nicht viel gesandt worden von außen her. Aus Frankreich und England gar nichts, von München und Wien zwei oder drei Bilder, und selbst aus Düsseldorf wenig. Die glänzendste Repräsentation genoß die vornehme Porträtmalerei in gut gemalten Bildnissen von Fürsten, Adeligen, Diplomaten und eleganten Damen. Selbst die guten Landschaften übersteigen nicht ein halbes Dutzend, gute Genrebilder bringen es nicht einmal so hoch, und doch zählt die Ausstellung 1300 Nummern! Die biblische Geschichte war in großen Dimensionen von nicht talentlosen Leuten vorgeführt, aber ebenfalls mit einem solchen Mangel an Energie und Lebensfrische, daß Ihr in Ihrem Buche über die romantische Schule ausgesprochener Satz[1]) in diesen Sälen seine Bestätigung leider nicht findet. Und doch liegt Wahrheit darin, besonders wenn man noch die Mythologie in weitestem Sinne herbeizieht. Ich fühlte dieses, als ich jüngst von einem Bilde Rahls in München las. Ohne es zu sehen, kann ich mir lebhaft vorstellen, wie der Künstler den uralten Stoff aufgriff lediglich als Mittel, ein Stück gewaltigen schönen Natur- und Sinnenlebens und einen namenlosen Moment begeisterter Stimmung mit einem legitimen Namen und Laufpaß zu versehen. — Ich war sehr lustig am Rhein, Freiligrath kam [mit] mir nach Düsseldorf, wo drei Tage lang schwer Maitrank getrunken wurde. Jetzt bin ich aber gänzlich ausgenüchtert und die nordische Mäßigkeit ist mir sehr willkommen für meine Zwecke. Freiligrath ist ganz absorbiert durch politische Umgebung und Geschäfte und klagt über gänzliche Verlassenheit in literarischen Dingen. Besonders tat er's, als wir zusammen Ihr Buch besprachen und ich sagte, daß ich das Vergnügen hätte, Sie näher zu kennen. Dabei nahm ich mir vor, Sie recht fest beim Rockzipfel zu halten, lieber Herr Doktor! Wollen Sie wohl die Güte haben, mir gelegentlich ein paar Zeilen zukommen zu lassen? Hoffentlich befindet sich alles, was Ihnen lieb ist, also auch auf jeden Fall Sie selbst, wohlauf! Dieses verlange ich auch in gerechter Erwartung vom Kappschen Hause, in welchem mich indessen recht herzlich zu empfehlen ich Sie ersuche, sowie Herrn Moleschotts. Sagen Sie Herrn Kapps, daß ich bei diesem schönen Wetter oft das Heimweh nach ihrem Garten und dem Heiligenberge empfände. Ich sollte auch an die Johanna und an Fries schreiben, fürchte aber, beide

[1]) Die Historienmalerei werde immer gut tun, sich an die alttestamentlichen Gestalten zu halten, vorausgesetzt, daß sie diese in freiem, wahrhaft historischem Stil behandle.

kunstbeflissene Kinder Gottes seien irgendwo im Gebirge, und wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir in Ihrem gelegentlichen Briefchen hierüber Nachricht geben könnten. Empfehlen Sie mich insbesondere Frau Hettner und bitten Sie wohldieselbe, die Erinnerung an mich freundlicher sein zu lassen, als der Eindruck meiner kleinen struppigen Personnage sein mag.

Ihr ergebenster Gottfried Keller.
Mohrenstraße Nr. 6, 3 Treppen links.

21. An Dr. Hermann Hettner.

Berlin, den 16. September 1850[1]).

Ich komme soeben von einem Abendgang im Tiergarten zurück und weiß in meiner gottvergessenen Einsamkeit nicht, was ich anfangen will, da ich zum Schriftstellen nicht aufgelegt bin. Drei Referendare, welche neben mir wohnen und sich den ganzen Tag über gegenseitig Pandekten in den Kopf treiben, hämmern in diesem Augenblick auf einem Klavier herum, und das Echo, das ihre indiskreten Finger in den nur zu willfährigen Tasten finden, erweckt auch in mir die Lust, mich mitzuteilen, und da fällt es mir ein, daß ich ein wenig auf Ihrer Geduld Klavier spielen könnte, indem ich Ihnen einen Brief fabriziere, ohne erst eine konventionelle Antwort auf den jüngst abgesendeten erhalten zu haben. Da es mir rein selbstsüchtig ums Plaudern zu tun ist, so brauchen Sie das Geschreibsel nicht auf einmal zu lesen. Ich genieße endlich das Vergnügen, die Druckbogen des „Grünen Henri" zu korrigieren, welcher in drei Bänden, jeder von ungefähr sechzehn Bogen, erscheinen wird. Vieweg wird Ihnen den ersten Band zuschicken, sobald er gedruckt ist, damit Sie nach dem unendlichen Geschwätz endlich die Spur einer Tat sehen. Das „Werk" liegt wie ein Alp auf mir, und ich werde zu keinem frischen und raschen Vorwärtsschreiten kommen, bis es endlich ganz aus dem Hause gefegt ist. Inzwischen treibe ich mich in den Theatern herum, was aber mit einer eigentümlichen Strapaze verbunden ist, indem die guten Berliner Bürgersfrauen und Jungfrauen, zwischen welche ich einsamer Fremdling im Parkett gewöhnlich zu sitzen komme, so stark von allen erdenklichen kostbaren Parfüms duften, daß ich manchmal ganz betäubt werde. Doch erhole ich mich wieder durch die Augen, und ich würde mir

[1]) Eine ganze Reihe von Stellen aus diesem Briefe wie auch aus den folgenden hat Hettner in verschiedenen Abhandlungen sowie in seinem Buche „Das moderne Drama" verwertet.

bald getrauen, einem ansehnlichen Putzmachergeschäft würdig vorzustehen vermittelst der genauen Studien, welche ich in den Zwischenakten an Häubchen und Halskrausen allerart vornehme. Ich habe letzthin auch den „Tasso" gesehen, und er hat mir sehr viel Vergnügen verursacht und viel dramatischer geschienen, als das handlungslose Stück mich vermuten ließ. Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im „Hamlet" und „Faust" besitzen und welche die alte Welt durchaus nicht kannte, zu ihrem Glücke, gelungen und meisterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichen Wurfe vervollständigt und damit manchem aus der Seele geredet hat. Die Geschichte der Sappho, welche man einwenden könnte, gehört meines Erachtens gar nicht hierher. Übrigens ist der Berliner Tasso (ein vielbewunderter Herr Hendrichs) ein höchst trauriger Mensch. Die Rachel habe ich einige Male gesehen und fast Lust bekommen, mich zu entnationalisieren und Französisch zu lernen. Sie hat viel Manier, ist aber trotzdem eine großartige Person und die oder vielmehr der größte Künstler, den ich kenne. Am besten hat sie mir in Racines „Athalie" gefallen, wo sie eine altorientalische, tyrannische und blutbefleckte Königin so darstellte, wie es nur ein Weib kann, die in der Wirklichkeit und in den gegebenen Verhältnissen das Original selbst gewesen wäre. Sie spielte nur den zweiten Akt und diesen fast ganz in einem Sessel sitzend, in einem prägnanten, glanzvollen Kostüm mit großen ergrauten Locken. Ihre Bewegungen waren so kolossal einfach, derb und fast männlich, und doch so majestätisch, wie man es sich von einem Königsweib aus der Pyramidenzeit nur denken kann; es lag auch so viel wilde Majestät und Größe in ihr, daß man für sie Partei nahm gegen die frommen, aber langweiligen Priester Jehovas, wenigstens ich. Dem deutschen Publikum hat sie freilich in dieser Rolle am wenigsten gefallen; man sah nur ein böses „Weib" und bewunderte sie hingegen als Virginia, wo sie als liebende Braut ihre Jungfräulichkeit gegen einen Tyrannen bewahren mußte. Diese Aufgabe ist nicht nur ihrer, sondern auch jeder tragischen Personnage unwürdig; wenigstens kann ich nicht umhin, einen feineren und für ein Weib weniger peinlichen Konflikt für eine tragische Situation auf der Bühne zu verlangen, als das angstvolle und tapfre Zusammenhalten ihrer Unterröcke ist. Das Stück ist übrigens nicht ohne Wirkung und von einem jetztlebenden Franzosen

geschrieben[1]). Während Rachels Aufenthalt haben eine Menge Literaten Veranlassung genommen, in alter Weise über das altfranzösische Theater zu salbadern, was mich sehr geärgert hat. Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Lessing die Aufgabe hatte, das französische Theater als ein Hindernis für eine nationale eigene Entwicklung wegzuräumen, und daß diese Aufgabe nun längst gelöst, also das Hindernis nicht mehr da und der Anerkennung wieder Raum zu lassen ist, wohl zu eigenem Frommen. Schiller hat selbst die „Phädra" übersetzt und Goethe sogar den „Mahomet", wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat, als der Pfuscher und Lauser. Die Franzosen seien Phrasenmacher, heißt es immer! Macht einmal solche Phrasen, die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt! Wenn es in gleicher Mühe zugeht, so will ich doch lieber schöne Worte hören, als triviale! Sie hätten die Griechen schlecht nachgeahmt! Das ist nicht wahr, sie sind eben die Franzosen ihres Zeitalters geblieben, und die ganze Gesinnungsweise, Manier und Form ist originell und sowohl Shakespeare als Calderon, sowohl Sophokles als Goethe und Schiller gegenüberstehend, berechtigt und unbefangen zu genießen. Erst jetzt, da wir sie nicht mehr nachzuahmen brauchen, sind sie auch für uns wieder schön geworden. Besonders wenn ich ihre Zeit und Umgebung betrachte, beneide ich sie doppelt um ihre edle Einfachheit und moralische Frische, um ihre kindliche und doch so männliche Naivetät und hauptsächlich um ihre reine, wahre Tragik. Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er dringe am sichersten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe.

Es sind diesen Sommer schon mehrere Wiener Komiker hier als Gäste aufgetreten, und ich gehe deswegen auch in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater und vergnüge mich alldort in allen möglichen Dummheiten der Wienerpossen. Wenn die tragische Schauspielkunst täglich mehr in Verfall gerät, so hat sich dafür in der sogenannten niedern Komik eine Virtuosität ausgebildet, welche man früher nicht kannte. Unabhängig vom Text der Stücke werden mit allen möglichen Organen Possen, Schlingeleien und Faxen ausgeführt, welche einen unendlichen Jubel erregen und alt und jung aufheitern; bald ist es ein Bein, bald der ganze Körper, bald nur das Gesicht oder gar ein einzelner Ton, gleich

[1]) „Virginie" von Isidore Latour.

dem Krähen eines jungen Hahnes, was unser Lachen erregt. Diese Wienerpossen sind sehr bedeutsame und wichtige Vorboten einer neuen Komödie. Ich möchte sie fast den Zuständen des englischen Theaters vor Shakespeare vergleichen. Auch hier sind schon eine Menge traditioneller, sehr guter Witze und Situationen, Motive und Charaktere, und es fehlt nur die Hand, welche den Stoff reinigt und durch geniale Verarbeitung und Anwendung den großen Bühnen aufzwingt. Ein vortreffliches Element sind auch die Couplets, welche von den Hauptpersonen gesungen werden und gewöhnlich politische oder soziale Anspielungen enthalten. In halb wehmütiger, halb mutwilliger Melodie, begleitet von den wunderlichsten Gesten und Sprüngen, werden diese anzüglichen Verse gesungen, und es ist jedesmal ein befriedigender Moment, wenn während des rauschenden Beifalls, den das Volk reichlich spendet, zwei tolle Käuze zusammen als Refrain einen ergötzlichen Tanz aufführen und die zierlichen Waden auf die lächerlichste Art herumschlenkern. Der deutsche Michel, Belagerungszustand, deutsche Einheit usf. sind meistens der Gegenstand dieser Couplets und ziemlich erbärmlich zusammengereimt, und doch ist in alledem mehr aristophanischer Geist, als in den Gymnasialexerzitien von Platen und Prutz. Die Schauspieler oder befreundete Literaten machen diese Verse immer nach den Tagesbedürfnissen neu und wechseln damit ab in den Stücken; das Volk bekommt davon nie genug und fordert den Komiker jedesmal, wenn er endlich abtreten will, auf, noch mehr vorzutragen, worauf er mit komischen Verbeugungen zurückkehrt, während das Volk in lautloser Spannung wartet und denkt: nun kommt's, nun bringt er gewiß den Hassenpflug! nun kommt der Haynau usf. Der Schauspieler spielt endlich den letzten Trumpf aus und bleibt dann gewöhnlich entweder der Polizei oder eigenen Unvermögens wegen hinter den Erwartungen zurück; aber es ist rührend anzusehen, wie unverkennbar hier Volk und Kunst zusammen, unbewußt, nach einem neuen Inhalte und nach der Befreiung eines allmählich reif werdenden Ideales ringen.

Ich befürchte als Kavalier nicht, [in] Ihrer Achtung zu sinken, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß die Bierbrauer von London auch Ihnen einige Satisfaktion verschafft haben. Fast alle halbliberalen Waschblätter und Leute, welche selbst niemals einen Handel „ritterlich" auszufechten imstande sind, wollen sich jetzt dadurch ein ritterliches Ansehen geben, daß sie über die wackeren Burschе schimpfen, welche Herrn Haynau ausgeklopft haben. Und doch ist die Begebenheit gerade für den Ästhetiker und Kunstliebhaber sehr erwünscht gewesen. Haynau hat uns in

Ungarn so vortrefflich phantastische Bilder, ganz à la Callot geliefert, Galgen in Masse, mit langen Reihen Gehängter, gepeitschte Weibsbilder, gequälte Juden u. dgl., dazu das Land der Zigeuner, die malerischen Kostüme 2c., daß wir bei diesen Vorstellungen eine Sammlung Callotscher Kupferblätter oder eine alte Chronik mit Holzschnitten zu durchstöbern glaubten, wozu auch der Pandurenschnauz des Generals gut paßte: ist da nicht die Londonerszene ein vortreffliches Gegenstück in Breughels oder Teniers' Geschmack? Geschwungene Besen und Strohwische, zerfetzte Straßenjungen, derbe Brauknechte, dazwischen rollende Bierfässer, Kehrichthaufen und in der Mitte die abenteuerliche Gestalt! Es nimmt mich wunder, wo der Kunstfreund einen geeigneteren Pendant hätte finden können! Neben einen Niederländer hängt man nicht einen Raffael, sondern auch einen Niederländer, und die Zeit wird beiden Bildern schon die erforderliche Bräune und jenen düstern Firnis geben, welche sie für die Galerie der Geschichte aufnahmsfähig macht. Ich hoffe, das Volk werde fortfahren mit einem munteren Breughel aufzuwarten, wenn man ihm einen Callot-Hoffmann vorsetzt.

Dieser Tage habe ich mit vergnüglicher Erinnerung Ihren Aufsatz über Schillers Anthologie gelesen, sowie früher den von Stahr über Ihre und Vischers Werke; ich habe mich dabei geärgert, daß Brockhaus die letztere Arbeit in die Hinterkammer seines Blattes rangiert hat, während er das Unbedeutendste manchmal in die Hauptspalten rückt. Wie steht es mit Ihren Arbeiten? Ich fürchte, ich habe Ihnen jüngst sehr triviales Zeug geschrieben über Ihren Gedanken eines dramatischen Katechismus; wenigstens habe ich nachträglich klarere Gedanken gehabt, doch will ich es nicht zum zweitenmal riskieren, platt zu sein.

Ich hoffe, Frau Hettner und Fräulein Tochter werden sich des vollkommensten Wohlseins erfreuen, sowie auch Sie selbst. Was mich betrifft, so habe ich die Cholera noch nicht bekommen und gedenke es auch nicht zu tun. Nach Dresden gehe ich nun nicht mehr, sondern will meinen dortigen Aufenthalt mit meiner gänzlichen Abreise zusammenreimen. Auf jeden Fall spekuliere ich auch, nach Wien zu kommen, ob in diesem Zug, oder nach einem vorhergehenden Aufenthalt in der Schweiz, weiß ich noch nicht.

Mein namenloses Trauerspiel ist den Sommer über liegen geblieben, und obgleich ich nicht viel darauf gebe, will ich es doch nächstens fertigmachen und es Ihnen schicken, wenn Sie noch so freundlich sind, es lesen zu wollen.

Was ich denn eigentlich tue? Ich kann Ihnen nichts sagen,

als daß ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekuliere, tüftle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen und neue haben sich bereits angesetzt, und im ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte. Gutzkows neuer Roman[1]) oder der erste Teil desselben hat mir sehr gefallen, obgleich er etwas liederlich geschrieben ist. Es sind sehr treffende und feine Zeit- und Charakterschilderungen, und er zeigt seine Meisterschaft im Beobachten. Ich glaube, es wird ein bedeutendes Werk sein, wenn die mannigfaltigen Anlagen gleichmäßig fortgeführt werden und wird eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen.

Wie geht es dem alten Kapp? Wissen Sie nichts von Feuerbach?

Mit herzlichen Empfehlungen und Grüßen Ihr ergebenster

G. Keller.

Mohrenstraße 6.

22. An Dr. Hermann Hettner.

Ich habe die verlangten Schriften bei keinem Antiquare gefunden, sende Ihnen dagegen fünf Hefte der Rötscherschen Jahrbücher, welche ich früher für einige Groschen aufgetrieben und längst durchgelesen habe. Wenn ich einmal nach Heidelberg komme, will ich sie gelegentlich wieder mitnehmen, wenn ich inzwischen mir nicht das ganze Werk anschaffe, wozu ich große Lust habe, da wir jedenfalls in einer bedeutenden Entwicklungsperiode leben, auf welche wir später einmal, wenn wir an Leben und Gedeihen bleiben, vielleicht gern zurückschauen. Nach dem, was Sie mir über Hebbel schreiben[2]), machen einige Arbeiten von ihm in diesen Heften, besonders die im vierten, einen wahrhaft traurigen Eindruck auf mich, welcher weit entfernt von allem

[1]) „Die Ritter vom Geiste."

[2]) Hettner an Keller, 17. Oktober 1850: „Gestern habe ich ‚Julia' von Hebbel (Theatermanuskript) gelesen. Es ist meine völligste Überzeugung, daß Hebbel nunmehr das Schicksal Lenaus und Hölderlins teilt oder nächstens sicher teilen wird." Worin sich dieser kluge Kritiker, obwohl er doch Hebbel selbst kannte, freilich gründlich täuschte!

schadenfrohen Spotte ist. Diese Grübeleien, dieses müßige Herausfordern und souveräne Behaupten von Dingen, welche niemand bestreiten wird, sehen aus wie ein gewaltsames Heraufbeschwören seines jetzigen Zustandes. Ich habe letzthin den Dingelstedt in meinem Herzen verhöhnt, als er bei Anlaß Lenaus in der „Allg. Augsburger" Wort haben wollte, es seien noch mehrere Zeitgenossen dem Wahnsinne verfallen, und hielt es für gewöhnliche Affektation, welche à tout prix interessant sein will, selbst um den Preis der Verrücktheit. Aber es ist doch etwas Wahres daran, und bald entschlüpft einem der Ausruf: sauve qui peut!

Auf Ihren Aufsatz über das französische Theater bin ich sehr begierig; hoffentlich wird er nicht so lange liegen bleiben, als es sonst oft der Fall ist.

Wenn Sie in Ihrer Schrift über das moderne Drama die Shakespearomanie besprechen, so werden Sie, wie ich denke, darauf aufmerksam machen, daß diese mehr an Äußerlichkeiten hängt, und werden dann darauf hinweisen, daß es mehr darauf ankomme, den Kern, die höchsten Aufgaben, welche Shakespeare sich stellte und welche er wiederholt mit Wohlgefallen zu lösen schien, mit ähnlichen Lieblingsaufgaben anderer Zeiten und Dichter zu vergleichen. Es gibt in Shakespeare gewisse einzelne gewaltige Szenen, welche von aller Zeitkultur und ihrem Anhängsel entkleidet, nackt und erhaben an uns herantreten und zu uns sagen: „Wir sind die wahren Proben von seinem Herzblute, uns müßt ihr fassen und mit unsern Geschwistern im Sophokles, im Calderon, im Corneille, im Schiller vergleichen, wenn ihr den wahren Maßstab finden wollt." Es handelt sich nicht sowohl um Ökonomie und Szenerie, um Sprache und Bilder, um Charaktere und Sitten, um Religion und Politik — dieses sind alles vergängliche Dinge (d. h. in Beziehung auf diese spezielle Vergleichung) — als um diese majestätisch hervortretenden einzelnen furchtbaren Situationen, für welche die Dichter alles andere nur gemacht zu haben scheinen und an welchen einzig man erkennen kann, wie sie sich voneinander unterscheiden würden, auch wenn alle zusammen leben würden.

Eine Szene dieser Art bei Shakespeare ist für mich z. B. die zweite des ersten Aufzuges im „Richard III.", und er hat sie wiederholt in der vierten Szene des vierten Aufzuges. Ferner die Situationen im „Lear" und andre mehr. Man muß, um beurteilen zu können, was ein solcher Klassiker für wirklich schön hielt, auf diejenigen Züge merken, mit welchen er gern zu kokettieren scheint. Bei Shakespeare ist ein solcher wiederholt das Reflektieren über einem Gegenstande, einem Attribute, einem

Möbel usf. und das endliche Wegwerfen desselben. So Hamlet mit Yoriks Schädel und Richard der Zweite mit dem Spiegel (IV, 1). Dieses sind die wahren genialen Züge, welche man ablauschen muß, und nicht die Willkürlichkeit und Zufälligkeit in Behandlung und Zeitwitz. In den äußerlichen Dingen, welche ich oben angeführt habe, wozu noch manche kritische Streitfragen kommen mögen, muß der Dichter sich allerdings der theoretischen und praktischen Bildung seiner Zeit unterwerfen und sich mit ihrem Bedürfnisse fortentwickeln. Will er aber auf die Sterne der Vergangenheit zurückschauen und sich an ihnen stärken und Rats erholen, so muß er sich an diese stofflichen Lichtblicke halten und zu ergründen suchen, was sie mit Vorliebe für schön und imposant gehalten haben. Nur eine Vergleichung in diesem Sinne wird wirklich fruchtbar sein.

Es versteht sich von selbst, daß ich mit dieser langatmigen Bemerkung nicht etwa dem freien Prozesse der Kritik und der notwendigen Entwicklung des Geschmackes zu nahetreten, sondern Sie nur speziell hier in der Bekämpfung der Manie unterstützen möchte. Und wie sehr diese immer herrlich an ihrem Ziele vorbeischießt, sehen wir an den Romantikern, welche nur das Willkürliche und Witzige an Shakespeare gepackt haben, und andrerseits an Gervinus, welcher nur von seiner tiefen Philosophie und männlichen Weisheit zu sagen weiß. Jene lassen sich nachahmen, diese können auch bei jedem andern ausgezeichneten Menschen vorhanden sein. Von den spezifisch poetischen Urkräften aber, von der eigensten wunderbaren Erfindung dramatischer Situationen und Verläufe, mit denen Shakespeare, entblößt von jedem Zeitgewande, mit seinen olympischen Brüdern konkurriert, davon hören wir nur wenig sagen; es versteht sich ja von selbst, wie Gervinus sagt, daß in Shakespeare „poetische Schönheiten" so beiläufig zu finden seien.

Kommen die Leute einmal dazu, die wahren Mittel zu erkennen, durch welche die großen Dichter wirkten (wenigstens diejenigen, welche nicht zu sehr durch die Grübelei einer kritischen Übergangszeit zersetzt waren), so werden sie auf größere Einfachheit und Klarheit geführt werden und damit das Intrigenwesen von selbst fallen [lassen], und alle andern Mittel werden in bequemster Auswahl nur zu Erreichung jenes einen Zweckes angewandt werden.

Es kommt im Theater lediglich darauf an, daß man komisch oder tragisch erschüttert werde, und das geschieht weit mehr, als durch Überraschungen und künstliche Verwicklungen, durch die vollständige Übersicht des Zuschauers über die Verhältnisse

und Personen. Er sieht mit dem Dichter, wie alles kommt und kommen muß, er wird dadurch zu einem göttlichen Genusse, zu einer Art Vorsehung erhoben, daß er vollkommen klar die ergreifenden Gegensätze einer Situation durchschaut, welche den beteiligten Personen selbst noch verborgen sind, oder welche zu beachten sie im Drange der Handlung keine Zeit haben. Es sind dieses die edelsten und reinsten, die einzig dramatischen Erschütterungen, welche stufenweise vorher schon empfunden und vorausgesehen worden sind, und wer nach ihnen trachtet, wird unfehlbar auf der Bahn innerer Notwendigkeit wandeln. Damit aber so viele als immer möglich, damit das ganze Volk auf diesen hohen Standpunkt, zu diesem wahren Genusse gebracht werden könne, ist auch von selbst die größtmögliche Einfachheit, Ruhe und Klarheit bedungen, welche zur Klassizität führt und wieder führen wird, wenn die Herrschaften einmal wieder für einfache und starke Empfindungen empfänglich sind.

Ich will jedoch nicht bestreiten, daß auch die geschickte und lebensvolle Darstellung eines munteren Stück Lebens oder Geschichte mit allen seinen Abenteuern und Verwicklungen ihre Berechtigung haben könne; der letzte und höchste Genuß wird indessen immer jener bewußte sein.

Doch werden Sie ohne Zweifel glauben, daß ich mich sehr gern schreiben und salbadern sehe, was indessen nicht der Fall ist. Ich reite mich nur hinein wider Willen, indem ich Ihnen irgend eine Erfahrung, welche ich gemacht zu haben glaube, mitteilen möchte, und bei dem Mangel an dialektischer Geschultheit gerate ich in Wiederholungen und sogar Widersprüche hinein. Desnahen merken Sie sich nur das, was Ihnen etwa plausibel scheint, und von dem übrigen nehmen Sie an, daß ich es vielleicht den andern Tag selbst widerrufe. Für meinen Privatgebrauch bin ich ganz klar; meine Erfahrungen und Überzeugungen bilden sich schnell und leicht und gehen sogleich in das Blut über und sind schneller praktisch angewendet, als kritisch mitgeteilt.

Dr. Bachmayr hat mich mit Ihren Grüßen sowohl, als mit seiner eigenen Person erfreut. Er hat mir einige Szenen aus einem Trauerspiel „Alphonso" und von seinem Hauptstücke den ersten Akt vorgelesen. Da er die Manuskripte für seine Zwecke bei den Notabeln zirkulieren lassen muß, so konnte ich noch keine Einsicht in das Stück gewinnen, und es mangelt mir aller und jeder Begriff davon, obgleich ich sehr neugierig bin, da sich hier auch Rötscher stark dafür interessiert, wie Bachmayr sagt.

Über seine Auspizien wird er Ihnen selbst berichten. Auf

jeden Fall ist er nach dem, was ich bis jetzt weiß, ein bedeutendes Talent, wenn er auch nicht diejenige Ruhe und Unbefangenheit besitzt, welche ich an poetischen Talenten zu treffen wünsche. Doch mögen dies mehr Folgen lange erduldeter Hindernisse und Schikanen, als persönliche Eigenschaften sein, und der endliche Triumph wird ihm in mehr als einer Beziehung auf den Strumpf helfen. Wir kneipen viel miteinander herum, und ich habe dabei den Vorteil, die nötigen Umtriebe für die Aufführung eines Stückes vorläufig zu studieren.

Von meinem Roman wird leider nur der erste Band nächstens versendet werden können, welcher allein fast so stark ist, als das Ganze ursprünglich war. Vieweg dringt aber darauf, daß bald etwas versendet werden müsse wegen seiner merkantilischen Interessen. Das Trauerspiel[1]) kann ich leicht fertigmachen, sobald ich will; ich weiß aber nicht, ob es nicht zu einfach und zu wenig geräuschvoll ist für ein erstes Auftreten. Ich habe perfiderweise fast Lust, ein Stück expreß für Berlin zu berechnen, um den Anfang zu machen und dabei alle einflußreichen Personen im Auge zu behalten. Fräulein Lewald werde ich dieser Tage aufsuchen; ich habe wirklich das Bedürfnis, unter die Leute zu kommen.

Ich wollte Ihnen nur einige Zeilen schreiben und habe nun über diesem Geschwätz doch vergessen, was ich seit dem letzten Briefe an Sie schreiben wollte. Ich danke Ihnen namens der jungen Kunst für das lebendige Interesse, das Sie an ihr nehmen, und grüße ergebenst Frau Hettner nebst Töchterlein und wer mir sonst nachfragt.

Ihr G. Keller.

Berlin, 23. Oktober 1850.

23. An Dr. Hermann Hettner.

Berlin, den 4. März 1851.

Lieber Freund!

So sehr mich Ihre freundliche Antwort auf meinen jüngsten Brief erfreut und erquickt, war sie mir doch ein Donnerschlag, als ich daraus ersah, daß Ihnen mein Herr Verleger voreiligerweise Aushängebogen meines Romanes zugestellt hat, ohne wenigstens den Abschluß des ersten Bandes abzuwarten. Dieser Umstand ist es vorzüglich, welcher mich antreibt, Sie schon wieder mit einer Epistel zu bestürmen, um dem mangelhaften und gewiß seltsamen Eindruck, welchen das Fragment auf Sie machen

[1]) „Therese."

muß, vorläufig mit einigen Andeutungen nachzuhelfen, da das Unheil einmal geschehen ist. Doch davon weiter unten.

Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich mit sehnlicher Erwartung dem fertigen Teile Ihrer dramaturgischen Studien entgegensehe[1]), und das nicht sowohl, um Sie nachher eifrig mit meinem konfusen und empirischen Urteile bedienen zu können, als daran meine eigenen dramatischen Lebensgeister ein wenig zu wärmen und unterhalten, da sie durch andere Arbeitsrückstände und Konfusion der Geschäfte immer noch schlummern und brachliegen müssen. Die treffliche Geschichte von dem übel beratenen Rocke, welche Sie mir zu Gemüte führen, läßt mich der Überzeugung leben, daß auch Sie nicht bloß aus äußerlicher oder innerlicher Freundlichkeit ein so ehrendes Zutrauen in mein Räsonnement, sowie das vorläufige Lob des „Grünen Henri" aussprechen[2]). Doch schließt dies keineswegs aus, daß Sie dennoch meine Kräfte überschätzen könnten, und ich werde daher meine allfälligen Bemerkungen über Ihre Studien zugleich mit einer Selbstkritik begleiten, damit Sie gleich sehen, daß selbige nicht etwa apodiktisch sein sollen.

Ihre Zweifel an der inneren Berechtigung Ihrer Arbeit sind insofern ganz in der Ordnung, als sie beweisen, daß es Ihnen ernst mit der Sache ist und daß Sie eine wahre Pietät für Ihren Gegenstand empfinden. Dies festgestellt, dürfen Sie dann aber auch um so überzeugter sein von der Berechtigung und dem Willkommensein des Buches; denn wo rechtes Streben und lebendiger Geist zusammenwirken, kann es keinen absoluten Irrtum geben. Ich, der ich mich einstweilen noch, bis auf weitere vielleicht eintreffende Enttäuschung, für einen Produzenten und Experimentator halten möchte, muß Ihnen offen gestehen, daß ich bisher noch keine dramaturgische Arbeit, sei es von Rötscher oder von immer wem, gelesen habe, ohne etwas daraus gelernt zu haben, wenn ich auch über den konkreten Fall nicht einig mit dem Philosophen war. Selbst in dem von Schiefheiten wimmelnden dicken Buche des Herrn Gervinus[3]) habe ich eine reichliche Ausbeute an Anregungen zum Weiterspinnen gemacht. Um wievielmehr darf sich also die Klasse der Lernbegierigen und Lebens-

[1]) Hettner an Keller, 25. Febr. 1851: „Diese Studien habe ich in Gedanken eigentlich an Sie geschrieben, mein teuerster Freund. Es ist kein Wort darin, bei dem ich mich nicht gefragt hätte, ob es wohl Ihre einsichtige Zustimmung erhalten würde."

[2]) Hettner hatte Keller um ein ganz offenes Urteil über seine dramaturgischen Studien gebeten, damit er nicht wieder vor der Welt bloßgestellt würde, wie es ihm jüngst mit einem Rock ergangen sei, den er auf Anraten eines Freundes gekauft hatte.

[3]) „Shakespeare."

frohen, welche ich mit repräsentiere, von Ihnen versprechen, der Sie ja unsern anerkannten Bedürfnissen und Grundsätzen, sowie dem Leben der Gegenwart und den Hoffnungen der Zukunft unendlich näher stehen, als alle jene Herren. Doch abgesehen von allen Eventualitäten, sage ich Ihnen mit aufrichtigem Ernste, daß Ihr Buch nach dem, was ich von Ihnen weiß und von anderen täglich lese, das Beste und Bedeutendste sein wird, was in neuerer Zeit geschrieben wurde, und daß ich mir eine äußerst wohltuende Wirkung davon verspreche, in jedem Fall.

Bei aller inneren Wahrheit reichen für unser jetziges Bedürfnis, für den heutigen Gesichtskreis, unsere alten klassischen Dokumente nicht mehr aus, und ich glaube keine krasse Dummheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Lessingische Dramaturgie uns mehr in historischer und formeller Hinsicht noch berührt, fast wie sein Kampf mit dem Pastor Goeze. Und was ist seither geschrieben worden? Die praktischen, ebenfalls klassischen Erfahrungen und Beobachtungen von Goethe, Schiller und Tieck! Aber diese Leute sind längst gestorben und ahnten nicht den riesenschnellen Verfall der alten Welt. Es verhält sich ja ebenso mit den Meisterdichtungen Goethes und Schillers; es ist der wunderliche Fall eingetreten, wo wir jene klassischen Muster auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt haben und doch nicht mehr nach ihnen zurück, sondern nach dem unbekannten Neuen streben müssen, das uns so viele Geburtsschmerzen macht. Daß es so lange (? laßt doch der Natur ein wenig Ruhe!) ausbleibt, berechtigt uns zu keinem Pessimismus; sobald der rechte Mann geboren wird, der erste, beste, wird es da sein. Und alsdann werden veränderte Sitten und Völkerverhältnisse viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche nicht in dem Lebens- und Denkkreise unserer Klassiker lagen, und ebenso einige ausschließen, welche in demselben seinerzeit ihr Gedeihen fanden. So sehe ich wenigstens die Sache an und begrüße daher jeden Lichtblick mit Freuden, welcher die gegenwärtige Dämmerung durchblitzt. Was ewig gleichbleiben muß, ist das Streben nach Humanität, in welchem uns jene Sterne, wie diejenigen früherer Zeiten, vorleuchten. Was aber diese Humanität jederzeit umfassen solle: dieses zu bestimmen, hängt nicht von dem Talente und dem Streben ab, sondern von der Zeit und der Geschichte.

Was die künftige politische Komödie und ihr wahrscheinliches Hervorgehen aus der jetzigen Lokalposse betrifft, so glaube ich Ihnen schon im vergangenen Jahre etwas darüber gemeldet zu haben. Ich weiß daher nicht, ob ich mich jetzt wiederhole, wenn

ich Ihnen meine Ansichten und Vermutungen unmaßgeblich mitteile. Gerade dies ist ein Gegenstand, ein Gebiet, in welches die Klassiker vor fünfzig Jahren noch keine Aussichten hatten, und ich bin überzeugt, daß wenn wir jetzt einen dreißig- oder vierzigjährigen Goethe hätten, ja selbst nur einen Wieland, so würde dieser aus den vorhandenen Anfängen bald etwas gemacht haben. Denn sowohl die Form, als die Art des Witzes und seines Vortrages sind neu und ursprünglich. Und was das Beste und Herrlichste ist: das Volk, die Zeit haben sich diese Gattung selbst geschaffen nach ihrem Bedürfnisse, sie ist kein Produkt literarhistorischer Experimente, wie etwa die gelehrte Aufwärmung des Aristophanes und ähnliches! Gerade deswegen wird vielleicht ihre Bedeutung von den gelehrten Herren ignoriert, bis sie ihnen fertig und gewappnet, wie die junge Pallas, vor den Augen steht.

In der gegenwärtigen Beschaffenheit der Possen ragen vorzüglich zwei wichtige Momente hervor. Das eine ist die freie Willkür in der Ökonomie und die Allegorisierung politischer und moralischer Begriffe, aber in durchaus unsern Zuständen homogener Weise und nicht wie es z. B. Platen in blinder Nachahmung getan hat. Dadurch wird der für die politische Komödie durchaus nötige göttliche Unsinn und unbeschränkte Mutwillen wiederhergestellt. Das andere Moment ist die Verbindung der Musik mit der Dichtung, in den Couplets. Diese hat, wenigstens in ihrer jetzigen Bedeutung, das Wiener Volk mit seinen obsturen Possendichtern erfunden und der Bühne geschenkt, und es ist weiter nichts dazu zu tun, als reinere Poesie und ein tüchtiger Inhalt, welches übrigens für das Ganze ebenfalls gilt. Die Weihe der Poesie wird von wahren Dichtern, welche den Willen und das Bedürfnis des Volkes darzustellen imstande sein werden, gebracht werden und sicher nicht ausbleiben, wenn der tüchtige Inhalt durch die Geschichte verschafft wird. Gegenwärtig reitet man immer auf dem Philister und seiner Misere herum, welches eben kein poetischer Stoff ist, und auf den Erbärmlichkeiten der jetzigen Politik, insofern die Polizei es erlaubt. Dies ist schon lohnender; jedoch wird der rechte Stoff erst dann vorhanden sein, wenn die Völker frei, geordnete würdige Zustände und wahre Staatsmänner und andere Träger der Kultur vorhanden sind. Alsdann werden auch die Konflikte und Differenzen der Völkerschaften würdiger Art sein und einen tüchtigen Inhalt für eine wahre Poesie abgeben. Denn im Theater über einen Lumpenhund zu lachen, ist nichts Erbauliches; erst wenn wirklich große, aber einseitige Staatsmänner, großartige Dummheiten ganzer Völker, edle Philosophen, die sich in irgendein Paradoxon hin-

eingeritten haben, Gegenstand des dramatischen Spottes werden, wird auch die Posse eine edlere Natur annehmen können und müssen.

Inzwischen ist es immerhin schon ein bedeutendes Schauspiel, die Bevölkerung einer so pfiffigen Weltstadt, wie Berlin, vor der Bühne versammelt und dem mutwilligen Schauspieler, der ihr seine Anspielungen mit wehmütiger Laune vorsingt, eifrigst lauschen und zujubeln zu sehen. Bemerkenswert ist auch, daß die Kunst der komischen Darstellung der Dichtung weit vorausgeschritten ist und bereits schon jetzt für eine klassische Komödie beinahe fertig und reif wäre, während in der Tragödie die Darstellung fast ebenso weit hinter den Dichtungen, die wir besitzen, zurückgeblieben ist. Vorzüglich beim Vortrage der Couplets, welche die jeweilige Kritik der Tagesmisere, des politischen und moralischen Unfuges enthalten, exzellieren die Komiker. Sie machen wunderliche und höchst mutwillige Gesten und Sprünge dazu, meist zwei zusammen; das Werfen der belebten Beine gibt der Satire noch Nachdruck, während das Orchester bei und nach den Refrains durch brummige Paukenschläge, durch einen schrillen Pfeifentriller oder einen lächerlichen Strich auf der Baßgeige den Eindruck noch erhöht und das Gelächter vermehrt. Ich habe lebhaft mitgefühlt, wie in solchen Momenten das arme Volk und der an sich selbst verzweifelnde Philister Genugtuung findet für angetane Unbill, ja wie solche leichte Lusthiebe tiefer dringen und nachhaltiger zu wirken vermögen, als manche Kammerrede. Ich führe die Einzelheiten der Darstellung, vorzüglich die Mimik und die Musik, nur deswegen an, damit Sie sehen, wie auch hierin ein wichtiger Lebenskeim für die Zukunft liegt: denn sie bedingen ein inniges Zusammenwirken des Dichters mit den andern Bühnenkünsten und ein Eingehen desselben in die lebendigen Gebräuche. Er wird sich vor unplastischen und unsingbaren Phantasien hüten müssen, während diese lustigen Schnurren ihm neue Ideen und einen kräftigen Ton angeben werden. Die Natur dieser Komödie bedingt es ferner, daß vieles in Übereinkunft mit dem ganzen Personal der Bühne und nach den momentanen Vorkommnissen und Stimmungen der Öffentlichkeit eingerichtet werden muß, und daraus wird wieder etwas Lebendiges und Wahres entstehen. Denn es ist eine Lüge, was die literarischen Schlafmützen behaupten, daß die Angelegenheiten des Tages keinen poetischen und bleibenden Wert hätten. In Berlin ist es der Dichter Kalisch, welcher das für jetzt Bestmögliche leistet. Seine Sachen werden auf dem Königstädtischen Theater gegeben; allein wie gesagt, der Inhalt ist halt noch nicht viel wert.

Nun noch einige Worte über den „Henri vert". Ich habe

bei diesem Unglücklichen das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigene Jugendgeschichte zum Inhalt des ersten Teiles machte, um dann darauf den weiteren Verlauf des Romanes zu gründen, und zwar so, wie er mir selbst auch hätte passieren können, wenn ich mich nicht zusammengenommen hätte. Es kommt nun alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen sei, das Gewöhnliche und jedem Naheliegende darzustellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu sein; und dies ist es, was ich mir vorgeworfen zu sehen befürchte. Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjektivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich sie es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objektiv zu machen und ein Exempel zu statuieren. Desnahen ließ ich auch alles weg, was nicht charakteristisch für den Endzweck des Buches ist.

Ich hatte die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantien auch ein aufgeklärter und freier Staat, wie der Zürchersche, für die sichere Erziehung des einzelnen darbiete heutzutage noch, wenn diese Garantien nicht schon in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind, und anderenteils den psychischen Prozeß in einem reich angelegten Gemüte nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationellen Religiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zugrunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Teil auf äußeres und inneres Erlebnis gegründet, noch weit bedenklicher, als die Jugendgeschichte, und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, daß das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte. Und dies wäre mir am Ende genug; denn ich hätte wenigstens den Beweis, daß ich schreiben kann, und könnte diese edle Kunst dann später besser anwenden. Allein gerade bei dem ersten Teil ist es mir höchst unangenehm, daß Sie nur die Hälfte davon gelesen haben, indem derselbe zu seiner Ehrenrettung durchaus abgerundet sein muß. Haben Sie die Güte, mir nach Ihrer Ankunft in Jena bald Ihre Adresse zu schicken, damit Sie dann das ganze Buch erhalten können.

Meine verehrte Gönnerin, die Frau Professor Hettner, bitte ich bis dahin auch noch für den Heinrich wohlgesinnt zu bleiben; er wird sich bald genug schlecht aufführen und dann ihrer Gnade vielleicht verlustig werden.

Ihr immer gleicher Gottfr. Keller.

24. An Wilhelm Baumgartner.

Berlin, den 27. März 1851.

Lieber Freund!

Ich danke Dir sehrest für Deinen freundlichen Brief, welcher mich in doppelter Weise überrascht hat. Erstens war er ein anmutiger Vorbote eines Briefes von Alfred Escher und riß mich um einen Tag früher aus der Ungewißheit über die 500 Landsmänner, welche mir unsere Patriarchen wieder votierten. Ich hatte Escher bloß angefragt, ob er meine, daß ich den Staat noch einmal anpumpen könne, und erwartete erst eine Antwort hierüber. Statt dessen stellte er aber sogleich den Antrag und realisierte die Sache. Es fängt aber doch an, mich zu genieren, da ich einen alten und seltsamen Stipendiaten vorstelle und es bei unseren kleinen und knappen Verhältnissen noch nie vorkam, daß man einen im Alter schon vorgerückten Kunstmenschen reisen ließ. Zweitens hat mich Dein Brief auch sonst aufgeheitert, und ich sehe nun ein, daß ich mit meinen misanthropischen Grillen im Unrechte war. Es war indessen nicht sowohl Deine Faulheit im Schreiben, welche ich an mir selbst genugsam kenne, als andere Zeichen, aus welchen ich eine Erkältung zu erkennen glaubte. So als z. B. der junge Boßhard vom Café litéraire nach Berlin kam, ich ihn angelegentlich nach allen Stammgästen und Freunden fragte, und er auch nicht von einem einen Gruß an mich zu bestellen hatte. Ich setzte nämlich voraus, daß sowohl seine Reise, als meine Anwesenheit in Berlin bekannt wären. Indessen habe ich wirklich einige bittere Erfahrungen gemacht, doch glücklicherweise nur an Leuten, bei denen es sich verschmerzen läßt. Dann habe ich auch den eigentümlichen Unstern, daß man mir oft Vorwürfe über den Mangel an Nachrichten macht und mit einem kleinen mageren Briefe einen großen und dicken von mir herauslockt, in welchem ich ganz gemütlich krakehle wie ein Kind; wenn man aber die Beute hat, so läßt man mich säuberlich wieder sitzen und gibt seinerseits kein Lebenszeichen mehr. Doch genug hievon. Du und Ruff, welcher mir letzthin auch geschrieben hat, haben sich von aller Sünde gereinigt, und ich ermahne Euch nur zu fernerem Wohlverhalten, als zu welchem ich mich hiermit auch

verpflichte, da ein vernünftiges Wort zwischen alten Freunden am Ende das beste ist im Wechsel des Lebens und ich leider noch einige Zeit fern bleiben muß. Dabei müßt Ihr bedenken, daß derjenige, welcher allein in der Welt herumfährt, weit schlimmer daran ist, als die, welche gemächlich zu Hause sitzen und die Köpfe zusammenstecken können.

Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluß an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, daß Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus ebenso schöne und sentimentale Reden führen, wem das einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit usf., und diejenigen Tröpfe, welche immer von höheren Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als „höhere" Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompleten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich tun, sobald sie über dem Rubikon sind. Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich und doch ein eifriger Deist ist, sowie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottesnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen. Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken, und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der

nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden, als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin. Jedes dramatische Gedicht wird um so reiner und konsequenter sein, als nun der letzte Deus ex machina verbannt ist, und das abgebrauchte Tragische wird durch den wirklichen und vollendeten Tod einen neuen Lebenskeim gewinnen.

Mein alter unsterblicher Roman, „Der grüne Heinrich", ist endlich so weit gediehen, daß der erste Band gedruckt ist. Ich weiß noch nicht bestimmt, ob ich aus dem Reste einen oder zwei Bände machen werde, ob also das Ganze zwei- oder dreibändig sein wird, dies wird sich jedoch nächstens während des Druckes entscheiden. Ich habe nur selten an dem Buche, welches indessen ein ganz anderes, als das ursprünglich angelegte, geworden ist, geschrieben, da ich auch in Rücksicht auf meine Staatsunterstützung etwas lernen mußte und vorzüglich auch dramaturgischen Studien und Projekten nachhing. Der Verleger behauptet nun, die Versendung für diese Ostern sei nun wieder verspätet und müsse man den Herbst abwarten. Indessen werde ich jedenfalls bald Exemplare nach Hause und anderweitige Freunde befördern. Einen Band Gedichte, den er schon seit Neujahr in Händen hat und dessen erste sechs Bogen auch gedruckt sind, läßt er nun ebenfalls liegen, wahrscheinlich weil er beide Opera zusammen verbreiten will. Dies ist ärgerlich, indessen hat er mir das Honorar bezahlt, und ist selbiges in diesem verdammten Sandhaufen Berlin schon spurlos versiegt. Dr. Escher schrieb mir, er wolle diese Produkte, wenn ich sie geschickt hätte, den Behörden vorlegen. Ich weiß aber nicht, welchen Eindruck dieselben machen werden, da meine Feuerbachischen Mucken deutlich daran herumschwirren, obgleich durchaus anständig und gemessen. Ich befürchte fast, es könnten von übelwollender Seite etwa spöttische Vorwürfe laut werden, daß man ein solches Kräutlein gepflegt und genährt habe. Schreibe mir doch Deine Ansicht hierüber, ohne indessen einstweilen davon zu sprechen.

September 1851.

Endlich, nach halbjährigem Unterbruch, will ich doch an die Beendigung dieses Briefes gehen und das alte Blatt beibehalten, obgleich der Inhalt desselben nun teilweise überlebt ist. Ich glaubte dazumal, um diese Zeit selber wieder unter euch zu wandeln und gelegentlich einen Schoppen mitzutrinken; allein meine

Verbannung von der Heimat wird noch einige Monate andauern und zwar so, daß ich den Tag der Heimkehr noch gar nicht bestimmen kann. Denn ich möchte nicht nur einen etwelchen Erfolg, als Resultat der gehabten Kosten, mit nach Hause bringen, sondern ich muß auch trachten, mit demselben etwas klingende Bewaffnung zusammenzuraffen, um nicht während meines ersten Aufenthaltes in Zürich gleich wieder mich so miserabel und geldlos umherzutreiben. Dies alles hoffe ich durch meine dramatischen Arbeiten zu bezwecken. Ich habe erst in den letzten Monaten einige gute Bekanntschaften gemacht, durch welche ich leicht an den jetzigen Intendanten der kgl. Bühnen gelangen kann. Meine neuen Freunde wollen ihm ein Lustspiel von mir, das nächstens fertig sein wird[1]), oktroyieren, und wenn es einigermaßen stichhaltig ist, so wird die Aufführung im Schauspielhause nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, zumal das wunderliche Lesekomitee des Professor Rötscher und Konsorten, an welches ich früher zu gelangen dachte, nun umgangen wird; denn der neue Intendant hat den Konstitutionalismus, als ehemaliger Gardeleutnant, abgeschafft. Ein zweites Lustspiel ist schon angelegt[2]), dagegen ein Trauerspiel, das ich früher großenteils fertig hatte[3]), zurückgestellt, da man mit Lustspielen für jetzt besser ankommt. Habe ich mich einmal durchgebissen, so werde ich schon meinen eigenen Weg gehen und meine ernsteren dramaturgischen Studien anwenden. Die Not lehrt einen leider klug sein! Doch bitte ich Dich, diese Projekte und Aussichten einstweilen noch zu verschweigen, da ich nicht immer Lärm schlagen mag, ehe die alten Schüsse einmal aus der Flinte sind. Roman und Gedichte, beide schwach und für mich schon überlebt, werden im Oktober verschickt werden. Wenn ich nicht das Honorar so notwendig gebraucht hätte, so würde ich dieselben ganz zurückbehalten haben. Doch mögen sie zur anderen verlorenen und mit Dummheiten zugebrachten Zeit zum Teufel gehen, ich schaue nur nach vorwärts und bin einzig bedacht, mit mehr Verstand aus dem Stückchen Leben, das noch bleibt, herauszuschlagen, was möglich ist, und einen guten Namen aus der jämmerlichen Staubwolke herauszusalvieren.

Wenn ich in Berlin mit einem Stücke reüssiere, so bin ich für einige Zeit geborgen, da dies für die meisten kleineren Theater maßgebend ist. Doch habe ich noch eine kritische Zeit bis dahin durchzuwaten, besonders da das eingangs dieses Briefes

[1]) „Die Roten."
[2]) „Jedem das Seine."
[3]) „Therese."

empfangene Stipendium nun glücklich aufgebraucht ist. Doch tut dies nichts zur Sache; bin ich einmal aus dem Dreck heraus, so werde ich mich freuen, eine gute Zeit an Wind und Wetter gestanden zu haben. Denn meine Maxime ist geworden: wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten[1]). An sonstigen leidenschaftlichen Erregungen hat es mir auch nicht gefehlt, und dies alles hat mich vor dem geistigen Philistertum bewahrt, welches manchem näher sitzt, als er glaubt, und mich wenigstens schon ganz artig umsponnen hatte.

Richard Wagner habe ich schon in Heidelberg in seinen ersten Schriften kennengelernt und seither alles mit großem Interesse verfolgt, was ich von ihm erfuhr, z. B. den Aufsatz von Liszt über ihn. Sein Schriftchen über „Ein Theater in Zürich" habe ich mir kommen lassen und mit Freuden gelesen, und obgleich es leider zunächst nicht viel Folgen haben wird, so hat es doch meine schon früher gefaßte Hoffnung bestärkt, daß ich, nachdem ich mir in Deutschland vielleicht einigen Erfolg und Erfahrungen erworben haben werde, zu Hause nicht ganz abgeschnitten sei, sondern ein Feld zur Wirksamkeit in vaterländischer Luft finden dürfte. Ich bin mit dem Schriftchen ganz einverstanden, nicht so mit den letzten Konsequenzen von Wagners Ideen über die Kunst der Zukunft. Es versteht sich allerdings, daß alle Künste, dereinst noch in größerer Harmonie, als jetzt im Drama aufgehen werden, und gewiß auch die Masse, das Volk selbst, sich beteiligen und selbst verklären wird durch die Kunst; allein daneben wird immer das entschiedene Bedürfnis individueller Virtuosität im einzelnen bestehen bleiben; das lyrische Gedicht, das Staffeleibild (mit Kupferstich ꝛc.) und alle solche Dinge entsprechen einer bestimmten vorhandenen Gemütslage und Fähigkeit. Überdies ist das gemalte und in Marmor gehauene Fleisch des menschlichen Körpers, sowie die ganze Gestalt, etwas himmelweit Verschiedenes von der Natur, und in dieser Verschiedenheit ist es Selbstzweck. Die schönsten Menschen mögen in den durchdachtesten Gruppen zusammentreten, so ist es immer nicht das, was man im gemalten oder plastischen Werke sucht und findet. Indessen die Historienmalerei ist immerhin preiszugeben, insofern sie nach bisherigem Usus nur arrangierte Szenen darstellt, die allerdings eher dem Theater anheimfallen.

Ich ersehe aus Deinem Briefe, den ich wieder hervorgesucht,

[1]) Nach einer Bemerkung Voltaires.

daß Du behaglich und sicher gestellt bist und lebst. Um so eher wünsche ich, daß nun auch bald die Erfüllung Deiner höheren Interessen hinzutritt. Kann Dir denn Herr Wagner nicht zu deutschen Verlegern helfen? Ich habe in Berlin die Gelegenheit benutzt und habe viele Konzerte besucht, allein mein musikalisches Urteil ist noch ziemlich auf dem alten Punkte, da ich seither keinen Umgang mit Musikern hatte. Hingegen bildende Künstler lernte ich sehr tüchtige kennen und erfreue mich ihres Umganges. Die Oper mußte ich leider vernachlässigen, da ich mein Geld auf den häufigen Besuch des Schauspieles verwenden muß, so habe ich weder den „Propheten" noch irgendein anderes Stück der Neuzeit gesehen und beschränkte mich darauf, die berühmtesten alten Sachen von Gluck und Mozart kennenzulernen. Im Schauspiel aber habe ich, begünstigt durch die Marotten der hiesigen Herren, der Reihe nach alle Dichtungen von Shakespeare, Goethe, Schiller und viel französisches Lustspiel aufführen gesehen, was meiner Erfahrung zugute kam, sowie ich ausgezeichnete Gäste sah, und mit der Rachel, die zweimal hier war, das französische Wesen und zugleich eine geniale Gestalt studieren konnte. Die Berliner Schauspieler sind ohne Genie und bewegen sich, mit seltenen Ausnahmen, in langweilig anständiger Mittelmäßigkeit. Doch sind sie in der Komödie noch ganz gut gebräuchlich. Es ist mir von der Intendanz erst jetzt ein Freibillett angeboten worden als einem strebenden Jüngling, allein ich nahm es nicht mehr an, da ich doch öfter hingehen müßte und ich gerade jetzt nicht mehr Zeit habe und mit meinen eigenen Produkten zu sehr beschäftigt bin. Ich habe eine mäßige Reihe von Stoffen, sowohl komische wie tragische, die ich durchführen will. Doch sind diese Sachen nicht das, was ich für das Absolute, auch in Hinsicht meiner persönlichen Verhältnisse, halte, vielmehr betrachte ich sie für eine Übergangstätigkeit oder einen Anfang, da einerseits ich selbst noch nicht bei der höchsten Erfahrung, deren ich mich fähig glaube, angelangt bin, und man andrerseits nicht wissen kann, welche Forderungen die kommenden Jahre durch ihre geschichtliche wie wissenschaftliche Entwicklung, beide nicht vorauszusehen, aufstellen werden. Inzwischen habe ich mir die größte Einfachheit und Klarheit zum Prinzip gemacht; keine Intrige und Verwicklung, kein Zufall usf., sondern das reine Aufeinanderwirken menschlicher Leidenschaften und innerlich notwendige Konflikte; dabei möglichst vollkommene Übersicht und Voraussicht des Zuschauers alles dessen, was kommt, und wie es kommt; denn nur hierin besteht ein wahrer und edler Genuß für ihn.

Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe; denn

das Volk ist mir zuwider. Im Winter frequentierte ich einige Zirkel z. B. den der Fanny Lewald; fand aber das Treiben und Gebaren der Leute so unangenehm und trivial, daß ich bald wieder wegblieb. Hingegen gibt es treffliche Leute, die im Stillen leben und nicht viel Geräusch machen, sowie auch überhaupt hier einem immer etwas anfliegt, was man in den kleinen Städten Deutschlands nicht hat. Ein reger geistiger Verkehr, mag er noch so verkehrt sein, regt den einzelnen immer vorteilhaft an. Doch sehne ich mich recht herzlich einmal nach Hause und wünsche Berlin zum Teufel. Besonders die vielen Festtage des vergangenen Sommers im Vaterlande haben mir oft Heimweh gemacht.

Ich würde bei dieser Gelegenheit gern meine Gedichte und Roman mitschicken, allein ich habe sie nicht und weiß nicht, warum der Verleger sie nicht schickt. Von letzterem besitze ich nur den ersten und zweiten Teil und will daher noch warten. Ich lege einige Fetzen der Gedichte bei, die gerade bei der Hand sind. Doch wie gesagt, es sind alte Sachen, und ich bin mit vielen Schmerzen ein ganz anderer Mensch und Literat geworden, als dort ersichtlich. Ich mußte die frühere Gedankenlosigkeit und Faulheit büßen, besonders die Zeit, die ich in Zürich verlümmelt habe. Doch war auch meine Isolierung viel schuld, denn es galt in Zürich nicht für guten Ton, literarische und poetische Bestrebungen gründlich und wohlwollend zu durchsprechen. Obgleich das fortwährende Ästhetisieren à la Flugi auch zu nichts führt, so ist das entgegengesetzte Extrem doch nachteilig. Die Freunde aber, wie Follen, Schulz, Eßlinger 2c. waren doch eigentlich nicht au fait unserer jetzigen Bedürfnisse; wenigstens erinnere ich mich nicht eines eingreifenden und fruchtbaren literarischen Gespräches, das auf mich einen Eindruck gemacht hätte. Freilich absorbierte die verfluchte Kannegießerei dazumal alles. Ad vocem Politik muß ich doch bemerken, daß die Berner Geschichten[1]) recht lausig und langweilig aussehen. Ich muß hierin das Verhalten der „Eidgenössischen" und „Zürcher Zeitung" beloben, in der Hoffnung, beide Blätter werden den „Neuen Schweizerspiegel" aus St. Gallen, dessen Resüme ich in der „Zürcher Zeitung" bis anhin las, gehörig abweisen. Wenigstens der Militärpunkt ist mir verdächtig, wie ihn Baumgartner bespricht. — Wenn die Schweizer wüßten, was das alles für Esel sind, die in Berlin und Wien 2c. immer die Interventions-Gerüchte machen, so würden sie gar keine Notiz davon

[1]) Die Radikalen im Kanton Bern waren bei den Wahlen zum Großen Rat 1850 unterlegen.

nehmen. Überhaupt darf man nach meiner Überzeugung versichert sein, daß, wenn die reaktionären Mächte etwas mit der Schweiz anfangen wollen, sie dies ganz plötzlich und ohne vorheriges Geräusch tun würden, und am wenigsten jene alten Waschweiber davon unterrichtet sind. Auf die Leitartikel der ministeriellen Organe kommt es auch nicht an; denn die Harmonie zwischen Wort und Tat, zwischen heute und morgen, zwischen dem angestellten Redakteur, dem Minister und dem Regenten usf. ist in jenen Verhältnissen hinlänglich bekannt.

Noch habe ich eine Bitte an Dich, insofern es angeht, was ich Deinem Urteile anheimstelle. Man hat mir von Jena aus geschrieben, daß Heinrich Simon, der Exreichsregent, das Bürgerrecht in unserm Kanton erwerben möchte, und daß derselbe es zu seinen Zwecken nützlich erachte, wenn entweder in der Presse oder bei der Regierung es gelegentlich gesagt würde, daß er in seiner Heimat als ein durchaus ehrenfester und unbescholtener Charakter geachtet sei. Ich wurde ersucht, meinerseits auch soviel möglich dahin zu wirken. Ich kann nun allerdings, soweit und soviel ich hier höre, bestätigen, daß Simon in seinem bisherigen Vaterlande der größten Achtung genoß. Vielleicht kannst Du dem Freund Spyri es beibringen, daß er, im Fall Simons Bewerbung zur Sprache kommen sollte, in seiner Zeitung irgendeine Bemerkung oder Phrase beifügt, was er vielleicht um so eher täte, als er sich immer nobel in der Flüchtlingsfrage gezeigt hat. Er könnte nur sagen: „Wie wir hören, oder soviel bekannt, wäre Herr Simon ein durchaus ꝛc. ꝛc." Soweit habe ich nun meiner Verpflichtung gegen die Jenenser Freunde genügt und damit basta!

Grüße mir alle Bekannten, Sulzer, Spyri, Dubs, Meyer, Knieper, womöglich den Röteli-Weidenmann, wenn Du ihn siehst, den Sali Tobler ꝛc. Dem Ruff schreib' ich selbst. Was macht denn Flugi? Hat er sich noch nicht von seinem verrückten „Cardenio" erholt? Ist Walder schon Oberstleutenant? Schreibe mir doch einige Klatschereien, es ist gewiß manches passiert! Gewiß hat etwa eine Jungfrau, hinter der man es nicht gesucht hätte, ein uneheliches Kind bekommen mit einem Schafskopfe usf. Auch berichte mir, ob Du immer noch damit umgehst, Deine Jungfernschaft zu opfern, und ob die Slimora Reiser nicht zu diesem Zweck wieder nach Zürich komme? Oder hast du vielleicht ernstlich „gewählt" oder „gefunden"? und gedenkst Deine Lektionsgulden mit Methode durchzubringen, mit Frau und Kind?

Wenn Du trotz meiner Felonie mir doch wieder schreiben

willst, so tue es bald, da ich nicht weiß, wie lange ich noch in meiner jetzigen Wohnung oder überhaupt in Berlin bleibe.

Mit tausend Grüßen Dein alter Gottfr. Keller.

25. An Mutter und Schwester.

Berlin, 18. Februar 1852.

Liebe Mutter und Schwester!

Dein Brief hat mir aus einer großen Verlegenheit geholfen, indem er mir einen guten Anlaß gab, endlich einmal Nachrichten von mir zu geben. Ich befürchtete nämlich, daß es schlimmer bei Euch stünde wegen meines langen Ausbleibens und meiner hinterlassenen Verwirrungen, z. B. die Dietrichsche und Schneiderschuld 2c., und ich wußte nicht, was ich schreiben sollte. Nun sehe ich aber, daß Ihr Euch, dank dem treulichen Ausharren Regulas, noch so leidlich durchgeholfen bis dahin, auch sehe ich an dem Briefe, daß Du noch nicht gealtert und alle Munterkeit des Geistes beibehalten hast, was schon aus der Handschrift hervorgeht. So fällt es mir also etwas leichter, endlich zu schreiben. Ich habe öfters große Briefe an Leute nach Zürich geschickt, die mir weit fernerstehen; aber dort hatte ich gut schreiben.

Mein langer Aufenthalt in Berlin hatte zum Zweck, mich am Theater bekannt zu machen, dasselbe zu studieren und alles zu lernen, was nötig ist, gute Schauspiele zu schreiben. Ich werde damit schließen, ein Stück auf ein großes Berliner Theater zu bringen, weil ich dadurch, wenn es gelingt, für alle die hundert andern Theater in Deutschland den Zutritt habe, welche mir die Sachen abkaufen müssen, die ich alsdann in Zürich machen und versenden kann. Aber aller Anfang ist schwer; nicht nur ging es nicht so schnell mit dem Machen, wie ich geglaubt; sondern es sind eine Menge Scharwenzeleien und Umtriebe erforderlich, um zum Ziel zu gelangen, da die Vorgesetzten königliche Beamte und Adelige sind, denen ein unansehnlicher republikanischer Schweizer schon von weitem ein Greuel ist, auch gibt es eine Menge von intrigantem und aufgeblasenem Schriftstellervolk, welche das Paradies belagern und niemand hineinlassen wollen. Wenn ich nicht einige einflußreiche Bekanntschaften hätte, so bliebe mir vielleicht wenig Hoffnung. Da ich seit einem Jahre kein Geld mehr von unserer Regierung beziehe, so mußte ich das Buchhändlergeld selbst brauchen, anstatt es nach Hause schicken zu können, so daß ich nach und nach das Honorar für die erst jetzt erscheinenden Sachen, von denen ich schon Jahre lang gesprochen, zum voraus verzehren mußte.

Ich kann daher auch nicht nach Hause kommen, bis ich nicht nur meine Schulden bezahlen kann, sondern auch etwas Vorrat habe, um auf anständige Weise die erste Zeit zuzubringen, bis mir entweder, wenn ich unabhängig bleiben kann, weiterer Erwerb eingeht, oder dann bis ich eine ordentliche Stelle habe, welche ich jederzeit immer noch erhalten kann, wenn unsere politischen Verhältnisse nicht infolge eines allgemeinen Krieges zusammenrumpeln, was Gott verhüte! Ich denke spätestens im Anfange des Sommers heimzukehren, werde aber jedenfalls nun fleißiger schreiben. Mit meinem Buchhändler werde ich einen lebhafteren Verkehr anknüpfen. Er ist sehr reich und bezahlt gern, so daß ich mir dort auf jeden Fall auch eine bestimmte Einnahme sichern will durch Nebenarbeiten. Dies alles muß nun nächster Zeit vorwärtsgehen. Leider habe ich soeben zwei gute Monate verloren durch Krankheit. Ich muß mich irgendwo schändlich erkältet haben; denn vor Weihnacht bekam ich starke rheumatische Kopfschmerzen, Husten, wie ich ihn noch gar nie gehabt, und gleichzeitig eine starke Geschwulst in der rechten Leistengegend, welche ich anfangs nicht achtete und mit kalten Umschlägen vertreiben wollte, wodurch ich sie so verschlimmerte, daß ein befreundeter junger Arzt bis jetzt zu tun hatte, um sie nach und nach mit Schmieren und Salben wieder zu verteilen, und ich noch froh sein mußte, daß sie nicht aufgeschnitten werden mußte. Ich hatte zwar weder große Kosten noch Schmerzen, hingegen den Zeitverlust gerade jetzt, wo mir derselbe doppelt empfindlich ist. Indessen bin ich noch gut weggekommen, ein älterer Herr, den ich kenne, sagte mir, daß er früher einmal dreiviertel Jahr an der gleichen Geschichte zu tun gehabt habe.

Es tut mir sehr leid, daß Du nicht nur immer Sorgen wegen meiner Schulden hast, sondern auch noch einen unangenehmen Briefwechsel zu führen. Dem Oberrichter Dößekel in Aarau brauchst Du gar nicht mehr zu antworten, ich werde ihm nächstens den Text lesen. Er ist ein gemeiner Kerl, welcher, weil wir in Streitigkeiten gerieten, hinter meinem Rücken sich auf diese schofle Weise zu rächen und mich zu kränken sucht; denn erstens weiß er als Richter recht gut, daß eine alte Frau für einen dreißigjährigen Sohn gar nicht verantwortlich ist, und zweitens hätte er jederzeit meinen Aufenthalt wohl erfahren können, auch hat er mir seinerzeit das Geld förmlich aufgedrungen und wollte mir noch mehr geben mit der Versicherung, ich könne es nach meiner Bequemlichkeit zurückzahlen[1]). Den Kutscher Guland

[1]) Dößekel hatte Keller früher einmal 29 Franken geliehen und verlangte von der Mutter den Betrag zurück.

in Heidelberg, bei welchem ich gewohnt habe, bezahlte ich absichtlich nicht, und er wird auch nichts bekommen, bis ich durch Heidelberg nach Hause reise. Er soll für seinen Schneider büßen, seinen Freund, den er mir zur Arbeit empfohlen hat. Dieser Kujon, nachdem er mir verschiedenes gut gemacht hatte, fand es bei meiner Abreise für zweckdienlich, mich noch ein wenig zu bemogeln. Ich ließ einen schwarzen Frack bei ihm machen und wählte in der Musterkarte, die er mir vorlegte, Tuch zu zwei Krontalern die Elle. Der Frack erschien und sah sehr fein aus; als er aber in Berlin anfing abgetragen zu werden, da ich ihn oft trug, so stellte es sich heraus, daß der Hallunk Halbtuch oder sogenannten Zephir genommen hatte, und ich entdeckte nun erst, warum ich an kühlen Frühlingsabenden so sehr gefroren hatte in dem Frack. Ich werde es dem Herrn und der Madame Guland freundschaftlich erklären, daß sie das lange Warten ihrem Hausfreund zu danken haben. Doch soll nun all dies Elend bald ein Ende nehmen.

Wenn Ihr das Haus verkaufen könnt zu einem ordentlichen Preise, so wäre dies allerdings gut; nur müßte der Käufer nicht etwa ein Schlufi sein, dem man die Baracke nach einem Jahre, nach verlorenen Zinsen wieder abnehmen müßte; denn da Du das gewonnene Kapital wahrscheinlich auf dem Hause müßtest stehenlassen, so wärst Du die letzte Kreditorin und müßtest es ziehen. Ein Grund gegen den Verkauf wäre allenfalls, wenn Regula sich mit einem Professionisten verheiraten würde, welcher das Haus brauchen könnte. Doch weiß ich nicht, was sie jetzt für Projekte hat, und will mich weiter nicht hineinmischen. Mein einziger Wunsch ist, daß sie sich bald von ihrer zehnjährigen Arbeit zur Ruhe setzen, oder vielmehr von ihrem langen Sitzen auf die Beine machen kann. Was ich in diesem Saunest jährlich brauche, dafür könnten wir in Zürich alle drei herrlich leben, und so viel hoffe ich auch ferner zu verdienen.

Ich habe seinerzeit gelesen, daß der Junker Meiß gestorben ist, und habe ihn bedauert. Es nimmt mich wunder, daß seine Familie noch die Zeremonie mit dem Dukaten beobachtet hat, nachdem ich mich seit meiner Jugend nichts mehr um ihn bekümmert[1]). Er wäre ein Esel gewesen, wenn er mir was vermacht hätte. Ich befürchtete immer, etwa den Tod des Oheims vernehmen zu müssen, da er so lange kränklich ist. Es freut mich

[1]) Die Mutter an Keller, 1. Februar 1852: „Daß Dein Junker Götti voriges Jahr gestorben ist, wirst Du wohl aus Zeitungen vernommen haben. Nach seiner Beerdigung überbrachte mir die Magd für Dich noch ein Andenken, einen Dukaten an Deine Adresse. — — Es wäre mir zwar lieber gewesen, wenn Junker Götti Dir ein Vermächtnis von etwa 100 Gulden zugesichert hätte, damit ich einige Deiner Gläubiger befriedigen könnte."

nun, daß er noch lebt und seine Söhne das Lebensgeschäft rüstig fortsetzen. Wenn Fritz eine Braut hat, so wird er vor dem Heiraten nicht lange zu beschützen sein, die jüngere Hälfte der Scheuchzerischen Kinder versteht hierin keinen Spaß, nur nimmt es mich wunder, wie sie sich alle einrichten wollen, wenn Sigmund mit seiner Haushaltung noch im alten Hause ist. Ich lasse übrigens alle grüßen. Wo steckt denn der Jacques? Die Zürcher, Kambli und Frick, welche Dich besucht hatten, haben mir keiner adieu gesagt, den Kambli habe ich wochenlang vor seiner Abreise nicht gesehen und überhaupt nicht viel mit ihm verkehrt; es nimmt mich daher wunder, daß sie nachher zu Euch ins Haus liefen.

Ich wohne noch immer im gleichen Zimmer und hätte es jedenfalls geschrieben, wenn ich eine andere Wohnung bezogen hätte. Noch viel weniger würde ich von Berlin wegreisen, ohne es anzuzeigen; so weit geht meine Nachlässigkeit doch nicht, da man ja nie weiß, was es geben kann. Es wäre mir daher lieber gewesen, wenn Du schon längst an mich geschrieben hättest, anstatt durch fremde Leute mich zu mahnen, welche weiß der Teufel was darüber denken und schwatzen. Der Dr. Schulz, welcher Euch einmal besuchte, wußte doch immer, daß ich die gleiche alte Adresse habe, und schrieb mir erst kürzlich. Solang ich es nicht ausdrücklich anzeige, kann man sich darauf verlassen, daß ich noch am alten Fleck sei.

Was sind denn nun für Leute im Haus? Es hätte mich wunder genommen, etwas von der Frau Ann und dem Bäbeli zu vernehmen. Dieses schwänzlet gewiß schon höchst stattlich in der Stadt herum. Was sind denn das für Hausleute, an denen Du 40 Gulden verloren? Doch nicht der Herr von Tobel? Ist denn der Schaufelberger noch in der Werkstatt? Die Jungfer Gotte wird gewiß auch höchst bedenkliche Betrachtungen und ernsthafte Reden führen über meine Bummelei. Ich mußte jüngsthin meine sämtlichen Winterstrümpfe anlismen lassen. Mit den Hemden bin ich in Verlegenheit, ich habe mir schon ein paarmal einige baumwollene gekauft, da die leinenen, welche ich von Hause habe, teils des Schnittes, teils der Grobheit wegen in der Gesellschaft nicht zu tragen sind; denn es wird hier mit der Wäsche ein schändlicher Luxus getrieben. Feine leinene mochte ich nicht anschaffen, da die Hausfrau, welche mir wäscht, alles zusammenreißt und doch nicht schön wäscht; sie läßt um den Teufel keine fremde Wäscherin ins Haus, welche die Sachen doch weiß und glatt machen fürs Geld, wenn sie dieselben schon auch zerreißen. Einzig das Hemd, welches eine breite Brust ohne Falten hat,

trage ich auch, wenn ich wohin eingeladen bin, da es wegen seines wunderbaren Schnittes Aufsehen erregt. Als mich ein Frauenzimmer befragte, ob man in der Schweiz solche Hemden trage, sagte ich, ja, es sei ein schweizerisches Nationalhemd, und als solches darf ich es in den vornehmsten Gesellschaften tragen, da das Fremdländische immer nobel ist.

Inliegende Briefe bitte ich in den Briefeinwurf zu tun. Ich weiß noch nicht, ob ich frankieren werde, da ich gegenwärtig nicht sehr viel Geld habe. Ich will mich über Nacht noch besinnen. Ich grüße Euch tausendmal bis auf weiteres.

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

Das Nationalhemp geht nun auch bergab, da ich hinten den Hemperstock verkürzen mußte, um Salblumpen zu gewinnen. Doch will ich es wieder ergänzen lassen und erhalten, solang als möglich und lieber ein anderes Hemd dazu verwenden. Ich habe neulich entdeckt, daß ich nun sechs Jahre nicht mehr in Glattfelden war. Der Pfarrer Böhringer ist auch ein artiger Herr, wie er es seiner Frau gemacht hat, wenn es wahr ist. Die Sachen, die von mir gedruckt werden, will ich selbst mitbringen oder sie jemandem mitgeben, der heimreist. Im März laufen die Studenten wieder nach Hause.

26. An Professor Hermann Hettner.

Berlin, den 15. Oktober 1853.

Lieber Freund!

Ihre freundlich besorgte Nachfrage[1]), welche mich wohltuend berührte, obschon ich als Unkraut in keinerlei Gefahr schwebe, veranlaßt mich, Ihnen endlich den schuldigen Brief zu entrichten.

Vor allem wünsche ich, daß sich die Gesundheitszustände in Ihrer lieben Familie gebessert haben. Sie sind ja dies Jahr ein ordentlicher Märtyrer geworden![2]) Daß es Ihnen am Meere gut erging und gut gefiel, freut mich; ich bin nur neugierig, ob ich auch noch den Tag erlebe, wo ich wieder in eine vernünftige Gegend komme und entweder Meer oder Gebirg sehe. Die märkische Landschaft hat zwar etwas recht Elegisches, aber im ganzen ist sie doch schwächend für den Geist; und dann kann man nicht einmal hinkommen, da man jedesmal einen schrecklichen Anlauf

[1]) Wegen der Cholera, die damals in Berlin herrschte.
[2]) Krankheit der Frau und Tod eines kleinen Kindes.

nehmen muß, um in den Sand hineinzuwaten. Ich bin fest überzeugt, daß es an der Landschaft liegt, daß die Leute hier unproduktiv werden. Ich sagte es schon hundertmal zu hiesigen Poeten, die sich domiziliert haben, und sie stimmen alle ein und schimpfen womöglich noch mehr als ich; aber keiner weicht vom Fleck, lieber sterben sie elendiglich auf dem Platze, ehe sie von dem verfluchten Klatschnest weggehen. Wie sehr werde ich mich sputen, wenn ich einmal kann! Denn ich fühle wohl, daß ich hier auch eintrocknen würde. Ein Hauptgrund zu der Impotenz ist auch die verfluchte Hohlheit und Charakterlosigkeit der hiesigen Menschen, die gar keinen ordentlichen fruchtbaren Gefühlswechsel und -ausdruck möglich macht. So kommen die Leute aus dem Rechten heraus, ohne zu wissen, wie es eigentlich zugegangen. Doch muß ich gestehen, daß für die eigentliche Gelehrtenwelt die Sache sich anders verhält und hier eine gute Luft zu sein scheint oder wenigstens einmal war.

Ein vorübergehender Aufenthalt hier hingegen ist jedenfalls auch für künstlerische und andere Seiltänzernaturen gut.

Den Roman der Lewald[1]) habe ich noch nicht gelesen und werde es schwerlich bald tun. Wie es scheint, will sie sich mit Gewalt zur Alleinherrscherin beider Geschlechter dies- und jenseits des Rheines erheben und womöglich die einzige Romanschreiberin ihrer Zeit sein. Den „Robinson" will ich sobald möglich lesen. Können Sie mir eine gute Übersetzung bezeichnen?

Ich habe nun mit großer Freude Ihre „Reiseskizzen" gelesen und kann Sie versichern, daß ich lang kein so zweckmäßig geschriebenes und gelungenes Buch dieser Gattung gelesen habe. Bei Ihrer Konstruierung der alten Denkmäler mußte ich mich freilich als Lernender verhalten ganz und gar, aber auf wie angenehme plastische und genußvolle Weise lernte ich! Bei den landschaftlichen Schilderungen haben Sie kein Wort zuviel und keines zuwenig gesagt, so daß gerade die rechte Vorstellung, Anregung und Sehnsucht nach dem Lande entsteht, und dies Maß ist, wie ich glaube, etwas sehr Glückliches und Seltenes, was nicht alle oder vielmehr nur wenige treffen. Es war bisher noch am meisten bei den geistreichen eleganten Schriftstellern früherer Perioden zu finden und dürfte ungefähr dem Sinne der Alten selbst angemessen sein. Ich habe zufällig zugleich den Sophokles gelesen, und beide Lektüren haben sich aufs schönste verschmolzen. Ich kann nicht begreifen, wie die Ansicht hat aufkommen können, welche erst Humboldt widerlegt hat, daß die

[1]) „Wandlungen" (1853).

Alten keinen Sinn für das Landschaftliche gehabt hätten! Sie brauchten ja nur ihre Götter zu nennen, so sah man Meer, Himmel und Gebirge vor sich, und wenn der Dichter den Helios über dies oder jenes Vorgebirge hervorkommen ließ, so war die Vorstellung aller Griechen, die die Lokalität kannten, gewiß keine bittere! Was braucht es da noch einen Feuerwerker wie Jean Paul oder einen Tüftler wie Adalbert Stifter!

Ihre Schilderung des Menschlichen im jetzigen Griechenland ist ebenfalls trefflich; daß Sie wegen der russischen Geschichten mißverstanden wurden, lag an der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit unserer lesenden und schwatzenden Gesellschaft, welche bloß ein vermeintliches Kennzeichen aufzuschnappen braucht, um in ihrer Faulheit dann die Sache einzuschachteln. So hat man Sie gleich zu Bruno Bauer gestellt, welcher auf absolute und positive Weise jetzt das Russentum verkündet. Der Esel!

Ich schicke morgen die letzten Korrekturen des dritten Bandes des „Grünen Heinrich" fort. Die drei Bände werden nun sofort versandt. Es ist mir wünschbarer, daß der vierte allein kommt, da er eigentlich das Buch der ursprünglichen Intention ist. Ich muß mich nun allerdings an Sie halten behufs der Besprechung, da ich hier niemand kenne, der gefällig genug wäre, etwas für mich zu tun. Wenn Sie daher eine Anzeige machen wollten, so würden Sie sehr viel dazu beitragen, daß ich bald aus der Patsche käme, indem meine Landsleute darauf lauern. Die „Augsburger Zeitung" ist dort der Barometer der Berühmtheit. Ich glaube gelesen zu haben, daß Sie über Tieck dort etwas geschrieben, und nahm desnahen an, Sie hätten sich mit den Paschas in Augsburg ausgesöhnt. Wenn dem so ist, so würden Sie mir fast einen sicheren Erfolg im Geldpunkte verursachen, wenn Sie etwas hinpraktizieren könnten. Versteht sich von selbst, ganz sachgemäß und kritisch; denn dies hilft selbst in jenem Punkte mehr, als gewaltsames Lob, abgesehen von Anstand und Ehrlichkeit, an die wir uns halten wollen.

Ich kann jetzt endlich sagen, daß ich in ein kontinuierliches und ergiebiges Arbeiten hineingekommen bin, und denke mich binnen einem Vierteljahre herauszufressen. Das Romanzerogedicht werde ich auf Weihnachten nun doch allein herausgeben, da es in dem Gedichtbändchen nicht mehr Platz hatte, „weil die vorrätigen gepreßten und vergoldeten Pappdeckel zu eng seien". Das kommt von unserer Buchbinderpoesie. Man wird nächstens leere Einbände kaufen mit schönen Titeln. Vieweg hat vor zwei Jahren die starke Zahl von 1500 gedruckt mit

der Bedingung, daß er nach einiger Zeit den Rest, der nicht verkauft sei, als zweite Auflage mit Vermehrung, die ich unentgeltlich liefern muß, versende. Die Auflagen der Geibel 2c. sind nur 500 stark; Vieweg hat mir also drei Auflagen mit einer abgezwackt. Doch muß er mir nun den Romanzero erklecklich bezahlen.

Etwas Possierliches ist mir mit meinem Jeremias Gotthelf passiert, den ich, wie Sie wissen, mir zum Dramatisieren aufgespart[1]). Die Berliner sind jetzt plötzlich darüber hergefallen, einer hat eine Oper gemacht, und Ring will ein Lustspiel machen, das nach der Verhunzung, die er mir mitteilte, ganz wässerig wird. Ich war ganz verblüfft und verwundert über diese Trüffelhunde, die fortwährend das gute Material aufwühlen und es dann verhunzen. Ich teilte ihm absichtlich mein Vorhaben mit und werde nichtsdestoweniger meine Gedanken ausführen; denn es reizt mich nun, geradezu darauf loszugehen und alle das Volk abzutakeln. Ich werde auch expreß eine „Agnes Bernauerin" machen und damit Hebbel und Melchior Meyr zusammen attackieren.

Ein Bändchen Novellen ist ganz spielend entstanden, und Vieweg wird es wahrscheinlich mit dem vierten Band des Romans zusammen herausschicken. Nur fürchte ich, daß nun zuviel nacheinander kommt und ich den Anschein eines anmaßlichen Schmierers gewinne, da die Leute nicht wissen, wie langsam und jämmerlich es bei mir herging.

Ich werde Ihnen nächstens wegen des Romanes noch einmal schreiben und schließe daher für heute.

Mit tausend Grüßen Ihr G. Keller.

27. An Professor Hermann Hettner.

Berlin, den 5. Januar 1854.

Lieber Freund!

Ich erfahre erst durch Ihren Brief, daß Vieweg mein Buch endlich versandt hat. Den vierten Band hat er von mir noch nicht, und ich schrieb ihm noch jüngst, daß er, da es einmal so weit sei, noch so lange warten möge. Als ich ihn früher bat, einzelne Bände zu versenden, wollte er nichts davon wissen. Ich fürchte nun, daß das Buch verunglücken wird; denn wie ich es näher betrachte, kann seine Berechtigung erst durch den

[1]) Keller plante, einige der kleinen Geschichten Gotthelfs für die Bühne zu bearbeiten, so die Novelle „Elsi, die seltsame Magd", die zum Trauerspiel werden sollte, ferner die Erzählungen „Wie Joggeli eine Frau sucht" und „Michels Brautschau".

Schluß sich ausweisen. Glauben Sie es trotzdem zweckdienlich, und daß die „Allgemeine Zeitung" eine zweite Besprechung des Ganzen aufnehmen werde, so ist es mir lieb, wenn wenigstens irgendeine gute Stimme sich vorläufig hören läßt, die einen bestimmten Ton anschlägt. Jedenfalls und vor allem aus wünsche ich auch für mich selber Ihre unumwundene Meinung zu wissen. Wenn Sie das Exemplar von Ihrem Buchhändler auf einige Wochen im Hause behalten können, ohne es zu kaufen, so schneiden Sie es einstweilen zu Ihrem Gebrauche auf; ich werde, sobald ich meine Exemplare habe, die ich hoffentlich doch bekommen werde, Ihnen eines durch die Post franko zusenden zur Restitution an den Sortimenter. Sollte dann Vieweg inzwischen Ihnen eins schicken, so melden Sie es mir mit zwei Worten.

Der vierte Band als Schluß enthält die Antwort oder Auflösung der Frage, welche in der Jugendgeschichte liegt. Der grüne Heinrich, in erster Jugend aus dem öffentlichen Unterricht hinausgeworfen und anderer Mittel entbehrend, einen ungenügenden Beruf wählend, weil er keine Übersicht, keine Auswahl hat, muß sich durch Zufall einzelne Fetzen der Bildung aneignen und durch einzelne Risse in den hellen Saal der Kultur zu gucken suchen. Er entdeckt endlich, daß seine Künstlerschaft nur ein Irrtum war, daß er ebensogut ein geistreicher Liebhaber in irgendeiner andern Spezialität hätte werden können, wie in der Landschaftsmalerei; er sieht schmerzlich, daß nicht der Boden, die Vegetation, die Atmosphäre, sondern der Mensch selbst der Gegenstand seiner Anlagen ist, und zwar läuft es nicht etwa auf einen Poeten hinaus (um das ewige Literaturdichten zu umgehen), sondern auf das reine Gefühl des Menschlichen, das, mit der Persönlichkeit oder individuellen Erfahrung ausgestattet, unter konkretes Menschentum (das vaterländische) tritt oder treten und nach den Gesetzen des Wahren und Einfachen wirken will.

Heinrich macht sich endlich klar und selbständig und gewinnt die Fähigkeit, als ein anderer in die Heimat zurückzukehren, als er fortging. Aber, indem er mit energischen und schönen Gedanken und Vorsätzen sich dem alten Städtchen nähert, stößt er auf den Leichenzug seiner Mutter. Sie ist über dem langwierigen Prozesse dieser Selbsterziehung aufgerieben worden, nachdem sie in seltener, wenigstens in diesen Ständen seltener Hingabe alles geopfert hat. Heinrich, der das Leben nur als ein Ganzes und Zusammenhängendes zu nehmen vermag und also nicht nach vorwärts schauen und sich als Weltverbesserer gerieren kann, ohne eine versöhnte Vergangenheit hinter sich zu haben, ist nun plötzlich gebrochen. Denn das Leben der einfachen unwissenden Frau

ist ihm ein ebenso wichtiger Bestandteil seiner Welt, wie jeder andere. Da er den Gedanken der Unsterblichkeit aufgegeben, fühlt er den Verlust um so tiefer und intensiver, sowie das ganze Verhältnis, das körperliche Band der Familie, die unmittelbare Quelle des Daseins. In solcher Weise schließt das Buch tragisch, aber klar, und besonders glaube ich den sogenannten Atheismus respektabel und poetisch gemacht zu haben, so daß er selbst in den Augen der Frommen wenigstens als eine Tragödie gelten kann, welche zur Reinigung ihres Gottgedankens beiträgt.

Soviel nur, damit Sie ungefähr sehen, auf was es ankommt.

Es freut mich, Sie im März hier zu sehen, und bin begierig, was Sie in der Singakademie aufstellen wollen! Herr Vieweg macht sonderbare Manöver mit mir, welche ein bißchen nach Starrsinn und Brutalität aussehen. Darüber mündlich, etwa bei Niquet, welcher Ihnen hoffentlich jene Gans geschickt hat. Die Sachen von Bogumil Goltz habe ich noch nicht gelesen, will es aber nächstens tun. Ebenso werde ich den letzten Jahrgang des Gutzkowschen Blattes kaufen, um nachzusehen, was Sie über „Hamlet" darin haben. Ich las die Inhaltsanzeige jener Nummer in Zeitungsannoncen, das Blatt habe ich noch nirgends Gelegenheit gefunden zu lesen, ebensowenig das „Deutsche Museum". Dies ist Berliner Komfort. Wenn Sie kommen, so werden Sie mich als uniformierten Literaten im Frack unter Ihrem Auditorium finden.

Im Sommer werde ich zu Hause sein müssen, da meine Mutter nicht länger warten will. Doch werden auch die Frühlingstage in Thüringen schön sein. Indem ich mich Ihrer Frau Gemahlin empfehle, verbleibe ich bis auf weiteres

Ihr G. Keller.

28. An Professor Hermann Hettner.

Berlin, den 11. Februar 1854.

Lieber Freund!

Da ich von Vieweg endlich Exemplare bekommen habe und aus erhaltenen Briefen ersehe, daß er auch anderswo nach meiner Anweisung welche versandt hat, so ersuche ich Sie, mir zu berichten, ob es auch bei Ihnen geschehen sei? Im entgegengesetzten Falle will ich Ihnen sogleich eines durch die Post zustellen. Doch lassen Sie die Anzeige, falls Sie durch die Lektüre noch zu einer solchen aufgelegt blieben, nun bis Sie den Schluß haben.

Die Idee einer schweizerischen Hochschule hat nach harten Kämpfen, worin sich wunderliche Gegensätze offenbarten, im schönen Monat Januar oder Februar endlich Fiasko gemacht. Die Welschen stemmten sich mit aller undisziplinierten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur und ließen die katholischen Obskuranten der deutschen Urschweiz, die sich auch dagegen sperrten, als unschuldige Lämmlein erscheinen. Sie wollten sogar den Ostrazismus ausüben gegen einen der Ihrigen, welcher dafür gestimmt hatte, daß auf gemeineidgenössische Kosten „die Träumereien und der Unsinn der deutschen Philosophie" eingeführt und gefüttert würden!

Es ist nun ein Polytechnikum in Zürich beliebt worden, verbunden mit einer Fakultät für exakte Wissenschaften und Humaniora. Gestern erhielt ich einen Brief aus Bern, worin ich gefragt werde, ob ich Lust habe, eine Stelle für Literaturgeschichte, Kunst usw. anzunehmen. Man gab mir zugleich zu verstehen, daß dies die letzte Gelegenheit sein dürfte, auf anständige Art unterzukommen und eine feste Stellung zu gewinnen. Bis zum Herbst dieses Jahres wird das Institut wahrscheinlich errichtet.

Dieser Brief hat mich in die größte Verlegenheit gesetzt. Hätten wir monarchische Zustände, wo es mehr darauf ankäme, einen à la Geibel oder Redwitz[1]) in eine bequeme Lage zu versetzen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, indem ich das, was jene Herren etwa vorbringen, auch vorzubringen wüßte. Da aber an der projektierten Anstalt für den ausgesetzten Lohn wacker gepaukt werden muß, so liegt die Frage anders. Von Kunstgeschichte dürfte die ersten paar Jahre keine Rede sein, da mir alle archäologischen Kenntnisse abgehen. Mit zusammengeschwindelten Heften zu hantieren, wäre mir unmöglich und dürfte mir schlecht bekommen, besonders gegenüber von jungen Technikern, Architekten usf.

Deutsche Literatur hingegen würde ich mir vorzutragen getrauen samt den nötigen Episoden englischer, französischer und anderer Einflüsse, d. h. wenn ich das Gesamtmaterial durchlesen habe, was zum erstenmal in meinem Leben geschehen würde.

Es ist mit dem Dozieren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen, und wenn ich auf die Sache eingehe, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß ich mir die Verhältnisse allmählich nach meiner Individualität gestalte

[1]) Geibel war seit zwei Jahren Professor für Ästhetik an der Universität München, Redwitz seit 1851 in Wien.

und zwinge, indem ich später nur dann lesen würde, wenn ich der schweizerischen Jugend etwas von innen Herausgekommenes zu sagen habe und zu sagen wünsche, sei es in einzelnen ethischen oder kritischen Monographien, oder durch das stehende Thema der Literaturgeschichte. Durch produktive Tätigkeit ließe sich eine solche Stellung am Ende erlangen, wenn ich unserm patriotischen Wesen dadurch einigen Vorschub und Ehre zubrächte. Da die alte Universität daneben fortbesteht, so wären genug jüngere Dozenten vorhanden, welche materiell fleißig vortragen, und bei denen die jungen Leute hören können.

Es ist mir aber vor allem aus nötig zu wissen, und hierüber wünsche ich, bester Freund, Ihren aufrichtigen Rat: ob es mir überhaupt möglich sein würde, allfällig im nächsten Winter schon auch nur ein Kollegium über Literaturgeschichte zu halten? Ob es nicht die ganze Zeit absorbieren würde, sich dazu vorzubereiten? Ob man etwa die Hälfte des Vorzutragenden noch während des Semesters selbst ausarbeiten kann und dabei doch noch etwas anderes tun? Sie kennen meine ungefähre Auffassungskraft und das Niveau meines Urteils oder vielmehr die Beweglichkeit desselben, und bitte Sie hiernach mir Ihre Meinung zu sagen, auch dabei zu bedenken, daß es nicht meine Bestimmung sein kann, aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden, daß ich aber in einigen Jahren die Sache immer wieder an den Nagel hängen könnte, nachdem ich, was der beste Witz dabei wäre, noch etwas Ordentliches dabei gelernt hätte![1])

Was einen Professor par excellence für Archäologie und Kunstgeschichte betrifft, so würde ich mich einzig freuen, Sie in einer erträglichen Stellung in Zürich zu wissen; leider aber würden Ihnen die äußeren Verhältnisse in keiner Weise ersetzen, was Ihnen die Zukunft in Norddeutschland, vielleicht in Berlin, verspricht. Doch schreiben Sie mir jedenfalls hierüber Ihre Gesinnungen![2])

Ihr G. Keller.

Ich wohne jetzt Mohrenstraße Nr. 58, zwei Treppen.

Wenn Sie hierher kommen, so können Sie gleich bei mir absteigen und da wohnen, da ich neben der Wohnstube eine geräumige Schlafstube habe.

---

[1]) Hettner riet zu.

[2]) Hettner antwortete: „Ich würde einen solchen Ruf, wenn er mich nicht pekuniär schlecht stellt, mit Freuden annehmen, da die deutsche Reaktion für die Zukunft mir wenig Chancen bietet."

29. An Mutter und Schwester.

Berlin, den 10. April 1854.

Liebe Mutter und Schwester!

Den letzten Brief habe ich erhalten und muß leider denselben, statt mit meiner eigenen Person, nochmals mit einem Aufschub vergelten. Dadurch, daß die Herren in Zürich das versprochene Geld nicht schickten und mich fortwährend im Ungewissen ließen, haben sich meine Verhältnisse nicht verbessert, indem alle meine Berechnungen umgestoßen wurden und ich dazu noch um die Zeit kam, welche ich nicht in gehöriger Weise verwenden konnte. Erst vor vierzehn Tagen endlich erhielt ich eine Aufforderung, einen Empfangschein einzusenden und bin nun in Erwartung der Summe von 1800 Franken, d. h. wenn es endlich geraten will. Ich werde nun wohl erst Ende Mai nach Hause kommen. Es tut mir leid, daß Du, liebe Mutter, Dich nicht behaglich fühlst in der Wohnung auf der „Platte"; doch brauchst Du die Hausleute nicht zu berücksichtigen und auch den Hausverkauf nicht zu bereuen. Wir hätten das alte Haus doch nicht mehr brauchen und es höchstens als Eigentum behalten können, was nur unnütze Geschäfte gemacht hätte. In der jetzigen Wohnung werden wir wohl noch ein Jahr bleiben können; ich habe darin Platz genug, da Regula wenig zu Hause ist, so kann ich auch in der Wohnstube arbeiten, und auch wenn sie da ist, so ist es mir angenehm, nach so vielen Jahren, wo ich wie ein wildes Tier immer allein und fremd in meinem möblierten Zimmer hockte, wieder einmal in unserer Haushaltung zu sein. Ich habe am glücklichsten gearbeitet, als ich noch gänzlich unbekannt in unserer alten Stube und dem Kämmerli herumhockte. Ich werde also erst etwa ein halbes Jahr in der gegenwärtigen Wohnung fleißig arbeiten und dann erst sehen, was für eine Art von Wohnung den Umständen angemessen ist. Man hat mich angefragt, ob ich eine Professorstelle an dem neuen eidgenössischen Institut versehen könne und wolle; zuerst habe ich es bejaht, dann aber wieder abgelehnt, indem es mich zu sehr von meinen literarischen Zwecken abziehen und alle meine Kräfte in Anspruch nehmen würde. Wenn es nötig ist, so will ich lieber einen sonstigen einfachen Posten, der nicht viel zu denken gibt.

Es ist eine originelle Idee von Regula, daß sie glaubt, ich schäme mich ihrer und hätte deshalb ihrer in dem Buche nicht

gedacht[1]). Ich glaubte doch, über einen solchen Argwohn hinweg zu sein in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen. Ich habe mit dem Roman einen ganz bestimmten Zweck, welcher sich erst im vierten Band zeigt, und nach welchem ich keine Schwester brauchen konnte. Überhaupt ist lange nicht alles darin, was ich erlebt, sowie vieles auch gar nicht wahr ist, wie z. B. die Liebesgeschichten. Viele Figuren, welche ganz gut zu brauchen wären für eine poetische Bearbeitung, wie z. B. der Jean Kündig und andere Gesellen, an welchen sich lehrreiche Beispiele gestalten ließen, habe ich auch weggelassen, sowie den Mathis Spinner, welchen man sehr wehmütig komisch verwenden könnte. Wenn ich in späteren Jahren einmal meine eigentlichen Erlebnisse schildere, so wird meine Schwester auch ihre gebührende Stelle finden. Übrigens wird das wunderliche Buch überall günstig beurteilt und hat mir sogar in Berlin, wo es Hunderte von Schriftstellern gibt, in ganz heiklen und nobeln Kreisen eine schmeichelhafte Anerkennung verschafft. Es wird indessen erst seine Wirkung tun, wenn der Schluß erschienen ist, und ich glaube, daß es mich um ein gutes Stück vorwärtsbringen wird, obgleich es viele Fehler hat und lange nicht das ist, was ich eigentlich machen kann, vielmehr eine bloße Studie oder ein Lehrblatz in dieser Art. Ich bedaure, daß ich den armen Münch nicht mehr gesehen und ihm auch nie geschrieben habe. Indessen glaube ich, daß er mit seinem Metier in Amerika nicht übel fahren wird, wenn er nicht zu verlassen und mittellos dort ankommt.

Um den Fritz tut es mir sehr leid. Indessen schadet es ihm nichts, wenn er ein bißchen schwere Erfahrungen macht; er wird dadurch etwas mehr Lebensart bekommen, als in seiner Familie gebräuchlich war und ist.

Ich lasse den Flaigg grüßen; er wird doch mein Buch nicht gekauft haben, indem ich ihm nach meiner Heimkehr schon eins hätte geben können, indessen danke ich ihm für seine treue Teilnahme.

Ich bin eingeladen worden, auf meiner Heimreise einige

[1]) Die Mutter hatte die drei ersten Bände durch einen Bekannten erhalten; sie schrieb ihrem Sohn am 11. März 1854: „Sie haben uns beide sehr angesprochen, besonders da der Hauptinhalt meistens Dein Jugendleben, Deine Buben- und Schulgeschichten betrifft. Obschon alles in anderen Gestaltungen und fremdartigen Umwandlungen dargestellt ist, so können die Personen, welche diese Erlebnisse am besten wissen, auch das Wahre herausnehmen! Mit besonderem Wohlgefallen las ich die Erinnerungen und die Gedenkzeichen Deines teuren unvergeßlichen Vaters. Regula wurde zwar empfindlich, daß nirgends keine Erwähnung von einer Schwester sich findet: man könnte daraus schließen, als würdest Du Dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten. ‚Solch ein Grund wird es hoffentlich nicht sein', sagte ich. ‚Es ist im ganzen ein Roman, und wir wollen die Beurteilung darüber anderen Leuten überlassen.'"

Wochen in Jena zuzubringen bei einer befreundeten Familie; wenn es tunlich ist, so werde ich hingehen, und dann dürfte es Mitte Juni werden, bis ich heimkomme. Übrigens wird die Zeit schnell vergehen, und es wird sich alles zurechtfinden.

Indessen kannst Du mir wohl noch einmal schreiben, ich freue mich immer, etwas zu hören, was bei uns vorgeht. Ich habe schon einmal geschrieben, daß Du die Briefe nicht zu frankieren brauchst, es kommt leider nicht auf einige Groschen an bei mir, sondern um Hunderte, welche mir stets fehlen. Soviel ist indessen sicher, um Deine Sorgen ein wenig zu mäßigen, daß ich zu Hause mit dem, was ich hier brauche und bis jetzt immer aufgetrieben habe, mit Euch ordentlich werde leben können.

Ich habe meine alte Wohnung endlich aufgeben müssen und wohne nun Bauhof No. 2 bei Schmidt.

Tausendmal grüßend verbleibe ich bis auf weiteres und besseres

Euer Sohn und Bruder

Gottfr. Keller.

30. An Professor Hermann Hettner.

Mein lieber Freund!

Da Sie vielleicht mich nun täglich erwarten, treibt es mich, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben. Vor vierzehn Tagen haben mir meine Landsleute endlich einiges Geld geschickt, aber nach dem Etat, welchen ich schon im Oktober vorigen Jahres eingesandt hatte. Es waren 420 Taler, welche also zu einer bequemen und ehrenhaften Ortsveränderung nicht ausreichten. Ich muß also nun vom Schluß des Romanes und von den Novellen, überhaupt vom Verleger das übrige erwarten. Gründliche Abhilfe und Auskommen werde ich sicher durch die dramatischen Sachen haben, worauf ich mich täglich, seit ich das Theater wieder mehr besuche, mehr verlasse, es müßte denn mit dem Teufel zugehen. Der fehlerhafte Roman kann nicht maßgebend sein, weil diese weitschichtige, unabsehbare Strickstrumpfform nicht in meiner Natur liegt. Ganz etwas anderes ist es, wenn man nur einige Bogen zu füllen hat, und das auf peripatetische Weise und in naturgemäßer Dialektik. Ich werde nächstens dem Vieweg den vierten Band abschicken und muß dann vor allem abwarten, wie er es mit dem Drucke hält, ob ich denselben noch von Berlin aus korrigieren soll usw.

Gestern bekam ich eine Zuschrift von einem angehenden Verleger Hugo Scheube in Zeitz, welcher mir mit sehr verbindlichen

und vielverheißenden Worten seinen in Heidelberg zu gründenden Verlag anbietet und anzeigt, daß er mit Ihnen über Ihr literarhistorisches Werk Kontrakt abgeschlossen habe. Wahrscheinlich haben Sie die Freundschaft gehabt, ihn aufmerksam zu machen und zu verführen, so daß ich mir also nicht zu viel einbilden darf auf diesen Brief, welcher sonst ein aufmunterndes Zeichen wäre und in Berlin, wo manche verblühende Größen gegenwärtig mit Manuskripten von Laden zu Laden vergeblich laufen, mir Neid erwecken dürfte. Es kommt indessen alles auf Vieweg an, was er hören läßt, wenn er den Schluß des Romanes hat. Sie werden ohne Zweifel Näheres wissen über besagten Anfänger, welcher mir allerlei weitaussehende Mitteilungen macht. Sie wissen, daß ich einen Verleger brauche, der das Geld nicht peinlich hervorklauben muß; auch muß man an die Zukunft denken und sich eine allfällige Sammlung nicht zum voraus zersplittern oder erschweren. Ich habe immer die Hoffnung, abgesehen von der dramatischen Laufbahn, eine nicht große, aber gute Sammlung erzählender Schriften zustande zu bringen, zu welchem Zwecke ich auch den „Grünen Heinrich" noch einmal umarbeiten und ihm eine gemeingenießbare Form geben würde. Auch werde ich in drei bis vier Jahren doch noch eine glücklichere Sammlung meiner Gedichte zustande bringen, und zu alledem darf ich meine Verhältnisse mit den Verlegern nicht verpfuschen, da sie wohl meine hauptsächliche Existenzgrundlage sein und bleiben werden. Ich will einstweilen dem Herrn Scheube verbindliche Antwort geben, da seine Mitteilung unter allen Umständen und besonders jetzt, wo alle ordinären Buchhändler peinliche und wichtige Gesichter schneiden, Dank verdient. Schreiben Sie mir aber doch, was Sie von der Sache denken!

Ihr Schriftchen über den „Robinson" hat mich seither vielfach beschäftigt. Ich wollte, ich hätte es vor dem Schreiben des „Grünen Heinrich" gekannt, indem ich dadurch auf manches aufmerksam wurde. Ich lese jetzt die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, welche auch nichts anderes sind als eine geistige Robinsonade, nämlich insofern man zuschaut, wie sich ein Individuum alles neu erwerben, aneignen und sich einrichten muß. In diesem Vorgange liegt der Reiz, ob die Entdeckungen und Findungen dann neue Früchte, Tiere und bequeme Talschluchten oder moralische Gegenden und Gegenstände betreffen. Ich lese auch den Rabelais zum ersten Male und bin frappiert, wie viele literarische Motive und Manieren, welche man so gewöhnlich für nagelneu oder von einer gewissen Schule herstammend ansieht, schon seit Jahrhunderten vorhanden sind, ja

wie man eigentlich sagen kann, alle wirklich guten Genres seien von jeher dagewesen und nichts Neues unter der Sonne. Um nur ein Beispiel anzuführen: hielt ich den Witz, einen unverständlichen Galimathias literarisch anzuwenden, für neu und glücklich in der Tieckschen Novelle „Die Reisenden", wo zwei Verrückte dergleichen Reden halten, welche mit großer Lustigkeit und Geschick gemacht sind. Nun finde ich im zweiten Buche des „Pantagruel", Kap. 11 usf. zwei Reden von Rabulisten, in welchen das förmliche Vorbild zu jener Art von Schindluder, in welchem sich die Herren Romantiker so sehr als „patentiert" zu bewegen gefielen, zu finden ist. Man sollte allen Leuten, welche anfangen wollen, sich mit der Produktion zu befassen, dringend raten, durchaus allen vorhandenen Stoff systematisch durchzulesen und so mit allen eitlen Einbildungen, als würden sie neu sein, Tabula rasa zu machen. Es bringt nun zwar mancher ein Motiv oder eine Manier aufs Tapet, welches er wirklich nirgends gelesen hat, und das doch schon alt ist. In solchen Fällen glaubt man sich gerade schmeicheln zu dürfen, auf das verfallen zu sein, worauf früher schon bessere Leute, ohne doch etwas davon zu wissen. Die Sache verhält sich aber alsdann so:

Viele Witze und Motive, Fabeln, Anekdoten usf. werden von den Volksschichten gepflegt und gehandhabt, kommen in die Mode in Bauern- wie Studentenkneipen, Werkstätten und Marktplätzen, verschwinden hier und tauchen dort wieder auf und schwimmen in der Luft umher. Nun kommt so ein Originalgenie und glaubt wunder was zu tun, wenn er unmittelbar an der Mutterbrust der Natur liege, aus der „lauteren Volksquelle" schöpfe, und wie die Ausdrücke alle heißen, wenn er hinuntertauche in die Tiefe des immer neuen Volksgemütes und Stoff da sammle, wo die „Salonmenschen" nicht hinkommen. Er schreibt sich also derlei Witze hinter das Ohr und bringt sie als nagelneu und urkräftig glücklich zum Drucke, während dieselben schon vor Jahrtausenden vielleicht längst in klassischen Gedichten aufgeschrieben wurden. So gibt es Dinge der verschiedensten Art, welche sich das Volk immer wieder erzählt, z. B. erotische Anekdoten, die Boccaccio klassisch geformt, aber nicht erfunden hat, welche vielmehr schon in Indien gang und gäbe waren. So eine Menge Belustigungen, Scherze, Dialoge, Fabeln usf. Und das Ganze des poetischen Stoffes befindet sich in einem merkwürdigen oder vielmehr sehr natürlichen fortwährenden Kreislaufe. Es wäre der Mühe wert, einmal eine Art Statistik des poetischen Stoffes zu machen und nachzuweisen, wie alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang

an schon da war und gebraucht wurde, sobald nur gedichtet und geschrieben wurde. Nicht einmal der lyrische Weltschmerz, den man immer modern nennt, ist neu; er ist, sofern er schön ist, schon vollkommen in chinesischen Liedern ausgedrückt, mit allem heutigen Apparate: landschaftlichen Stimmungen, kleinen netten Pointen u. dgl. Welcher Reichtum an konkreten plastischen und drastischen Einfällen und Bildern, mit denen man sich heute so abquält, in der indischen und andern orientalischen Poesie liegt, ist bekannt. Mit einem Worte: es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten (Beweis Hebbel, der genial ist, aber eben weil er durchaus neusüchtig ist, so überaus schlechte Fabeln erfindet). Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht. So war Cervantes neu in der Auffassung des Don Quichotte (ich weiß nicht einmal, ob durchaus), aber nicht in der Ausführung und in den einzelnen poetischen Dingen. Und dies ist der beste Fingerzeig, wonach ein Dichter streben und in was seine Ehre setzen soll.

Ich habe mich sehr gefreut an den „Hermen" von Paul Heyse, d. h. an den neueren Sachen, die er in Italien und seither gemacht hat, an der „Furie", „Perseus", zum Teil auch an den „Idyllen aus Sorrent". Er steckt darin ganz in strikter Goethetuerie, ohne das, was seither geschah in der Welt, bemerken zu wollen; aber der Mensch ist ja noch ganz jung; möchten doch alle, welche ihm die Zukunft absprechen, sich erinnern, was sie eigentlich in jenem Alter gemacht und nachgeahmt haben; höchstens war es Heine statt Goethe. Und dann, wer so nachahmen kann und eine solche Sprache führt, wird gewiß einmal etwas Tüchtiges aufstellen, wenn die Rinde fällt. Wenn der arme Heyse nur bald aus der unglücklichen Konstellation zwischen den beiden Süßwasserfischen Kugler und Geibel, über welcher der König von Bayern schwebt, herauskommt! Wenn etwas Selbständiges in ihm steckt, so wird und muß er bald über die Schnur hauen.

Neulich sah ich auch den „Sonnenwendhof" von Mosenthal. Es ist, wie im „Struensee", eine mit echt jüdischer Gemeinheit und Frechheit zusammengestoppelte Sammlung kleiner Effektchen, die auf alle Schwächen des Publikums spekulieren. Nichts wird verschmäht, was einem Guckkasten wohl ansteht. Was in der Gotthelfschen Erzählung[1]), die Sie kennen, gut und dramatisch verwendbar war, hat er mit außerordentlicher Kunst

[1]) „Elsi, die seltsame Magd."

verhunzt und ins Gegenteil verkehrt, ebensosehr aus angeborener Gemeinheit als aus östreichischer Dummheit. Ein förmliches Armutszeugnis stellte er sich dadurch aus, daß das ganze Stück im Dialekt geschrieben ist. Wer einen Volksstoff nicht in die Schriftsprache übersetzen kann, sondern den Charakter in „no schaun's, i hob sie liab ghobt" usw. suchen muß, der weiß überhaupt nicht, was ein Drama ist und sein soll, oder kann wenigstens keines machen. Das Traurigste ist indessen, daß ein Berliner Hoftheater auf diesen Zopf anbeißt; Dekorateur, Maschinist und Schauspieler wetteiferten, den Mosenthal noch zu übermosenthalen, und das Publikum läuft nun schon zum zwanzigsten Male hinein. Ich sah übrigens, wie die Leute bei pathetischen Stellen lachten und sich nur an dem Sammelsurium von bunten Spielereien amüsierten. Obgleich das Stück im östreichischen Gebirge spielt, trägt die eine Schauspielerin ein Bernerkostüm, die andere ein Appenzeller, die dritte ein Tiroler, die vierte ein steirisches usf. Herdengeläute, Alpenglühen, Milchessen, Jodeln (und zwar sehr schlecht und ungeschickt) und lauter solche Dummheiten wechseln ab, genug, wie es nur jüdischer Schacher zusammenschachern kann.

Der Gutzkow ist doch ein jämmerlicher Mensch in seinen „Anregungen" in seinem Blatte. Er weiß doch wirklich nicht mehr, was er will. Doch für einmal ist es nun genug geschustert; hier habe ich gar keine Gelegenheit zu plaudern, denn alle Leute, vom alten Varnhagen bis zum Max Ring herunter, haben kein unbestochenes und gesundes Urteil mehr. Varnhagen lebt eben in der Vergangenheit; die jüngeren aber sind förmliche Halunken, die es nicht über sich vermögen, etwas zu loben, woran sie keinen Teil haben, oder etwas zu tadeln, was eine ihnen gewogene Größe gemacht hat. Gute Grundsätze werden genug ausposaunt, aber jeder tut das Gegenteil von dem, was er sagt, mit der größten Schamlosigkeit.

Ich wünschte sehr zu wissen, wie Sie eigentlich mit Vieweg stehen und warum Sie von ihm abstrahieren; schreiben Sie mir doch etwas darüber! Was meine Verhältnisse betrifft, so denken Sie etwa nicht, daß dieselben noch lange auf demselben Punkt bleiben, und lassen Sie sich überhaupt darüber nichts kümmern. Was ich schon lange sagte, eine Veränderung wird jedenfalls mit dem abgeschickten vierten Bande eintreten.

Mit besten Empfehlungen und Grüßen an Ihre Frau und Sie

Ihr Gottfried Keller.

Berlin, den 26. Juni 1854.

31. An Nationalrat Andreas Rudolf von Planta.

Hochverehrter Herr,

Sie haben die Güte gehabt, ohne mich zu kennen und ohne mein sonderliches Verdienst, dennoch bei einem Unternehmen, welches bezweckt, mich aus einer üblen Lage zu befreien und meine literarische Laufbahn zu fördern, sich mit einer bedeutenden Summe auf die gemeinnützigste Weise zu beteiligen[1]). In der Hoffnung, Ihnen in nicht ferner Zukunft meinen ergebensten Dank persönlich und mit einem günstigen Resultate unterbreiten zu dürfen, erlaube ich mir, hiedurch nur den glücklichen Empfang Ihres gütigen Beitrags anzuzeigen, mit dem dankbaren Versprechen, denselben zu anderweitig gemeinnütziger Verwendung sobald es in meinen Kräften steht, zurückzuerstatten, da diese Möglichkeit von selbst eine der Folgen gegenwärtig empfangener Hilfe sein wird.

Inzwischen genehmigen Sie, hochzuverehrender Herr! meine Versicherung ausgezeichnetester Hochachtung und Ergebenheit.

Berlin, 3. Juli 1854.

Gottfried Keller.

32. An Professor Hermann Hettner.

Berlin, den 21. Oktober 1854.

Lieber Freund!

Ihr Brief enthebt mich einer momentanen Verlegenheit; infolge des zürcherischen Ausschreibens, das ich gelesen, gedachte ich sogleich noch einmal zu schreiben, war aber ungewiß, da ich die Universitätsetikette und -ehre nicht kenne, ob ich Ihnen die Selbstmeldung zumuten, dieselbe ankündigen, oder auf freie Berufung antragen usw. solle. Die ausgekündigten Meldungen werden zum guten Teil gesetzliche Form sein; denn gewiß sind schon manche Stellen so gut wie besetzt.

Da Sie nun sich aber bereits gemeldet haben, so will ich sogleich noch einmal schreiben, muß aber den Erfolg meiner Stimme

[1]) Keller befand sich während seines Berliner Aufenthalts fast immer in äußerst bedrängten Vermögensverhältnissen. Ende 1853 bekannte er dem in die Heimat zurückkehrenden Freunde Christian Heußer seine Schulden, worauf einige Züricher, darunter Jakob Dubs, Alfred Escher und Planta, sechs Aktien zu je 300 Franken übernahmen. Die Summe reichte gerade hin, um die Schulden zu tilgen; es blieb nichts davon übrig, um dem Dichter nun das Leben etwas zu erleichtern. Die „Aktionäre" hatten gar nicht daran gedacht, jemals wieder zu ihrem Gelde zu kommen; Keller aber betrachtete die Summe stets als Darleben und hat sie in seinen letzten Lebensjahren zurückgezahlt. Vgl. den Brief vom 13. Juni 1889, S. 275.

aus der Wüste den Göttern anheimstellen. Da ich aber doch noch zu rechter Zeit heimzukommen hoffe, werde ich mündlich noch operieren. Die eigentliche Schule, insonderheit die philosophische Fakultät, wird im Herbst 55 eröffnet und vor Ostern gewiß in bezug gerade auf unser Gebiet nichts definitiv besetzt. Es wäre freilich allzu hübsch, wenn wir im nächsten Jahre zusammen in Zürich leben würden.

Was mich betrifft, so sitze ich immer noch Bauhof 2 in Berlin, und zwar, um es nur zu gestehen, schändlicherweise aus dem einzigen Grunde, weil ich den vierten Band noch nicht fertig habe! Es ist eine skandalöse Geschichte mit diesem verfluchten Alp von Roman! Ich darf nichts anders schreiben, bis er abgeliefert ist, und doch mag ich ihn zeitweise gar nicht ansehen, und die Buchhändler, Vieweg wie andere, verderben einem die Laune noch ganz! Was ich denn tue? Ich mache Sachen fertig im Gedächtnis, da ich nicht daran schreiben darf, und fabriziere mit dem größten Plaisier Dramen, Novellen, Gedichte, Aufsätze und alles mögliche, was ich alles schreiben werde, der Reihe nach. Daneben fülle ich meine Leselücken aus. So habe ich die alte Dacierſche französische Übersetzung des Plutarch durchgelesen und kann nun gar nicht begreifen, wie man, ohne Plutarch zu kennen, habe existieren können! So geht es mit dieser verfluchten Autodidakterei.

Mit Scheube nahm es folgenden Verlauf. Als er wiederholt in mich drang und mich persönlich besuchte, bot ich ihm endlich die Novellen an, welche ich nach dem Roman fertigmachen wollte. Ich sagte ihm, daß Vieweg sie schon seit einem Jahr in Händen habe und nichts darüber äußere. Er wollte sie sogleich nehmen, aber das Manuskript von Vieweg erst herausbaben, um keine Ansprüche von diesem zu riskieren. Ich schrieb an Vieweg, er solle sich entweder selbst erklären oder mir das Manuskript sogleich übersenden, da ich einen Verleger dafür wüßte, der mir aus der Verlegenheit helfe. Ich schrieb, da ich keine Antwort erhielt, wiederholt und stellte ihm deutlich vor, welchen Charakter ein solches Zurückhalten von Manuskript habe usw.; aber bis auf heute habe ich keine Antwort erhalten. Bloß dieser Tage erhielt ich ein Kuvert von Vieweg mit einem Bestellzettel aus Bremen, wonach eine dortige Buchhandlung drei vierte Bände des „Grünen Heinrich" dringend verlangt. Dies soll wahrscheinlich eine Mahnung sein. Inzwischen wurde ich mit Scheube einig, die Novellen einstweilen auf sich beruhen zu lassen und dafür einen Band von zwanzig bis fünfundzwanzig Bogen Charakteristiken und Schilderungen in der Art meiner

Jugendgeschichte zu projektieren, wofür ich noch reichlichen Stoff habe, der nicht in den „Grünen Heinrich" paßte und den man in der dritten Person verwenden kann. Scheube sollte mir sogleich 300 Taler dafür zugehen lassen und schickte mir dieselben in Wechseln mit viermonatlicher Verfallzeit auf sein Haus in Zeitz, das in Berlin kein Mensch kennt. Er hatte mich also mystifiziert; denn ich konnte die Wechsel rein zu nichts anderm brauchen, als zum Schuldenzahlen, während ich etwas bares Geld zu behalten beabsichtigte, und er selbst zahlt in der Tat also die Summe erst später aus. Nichtsdestoweniger glaubt er mich nun durch diesen Kniff so verbunden zu haben, daß er von nichts als Freundschaft spricht, projektiert und mich in jeder Weise in Beschlag genommen wissen will, so daß ich mir schon festgestellt habe: vorläufig einmal und nie wieder mit Scheube! Das Verfahren Viewegs nun ist eine ungeschickte brutale Pfändungsmanier. Er wird, wenn er den Schluß des „Grünen Heinrich" hat, nun wieder angerückt kommen; allein ich werde nicht mehr der Frühere sein; obgleich sein Benehmen beschimpfend ist, so ist es mit andern nicht besser und es ist ein Hund wie der andere, davon bin ich überzeugt. Vieweg ist wenigstens solid, und was er zu leisten verspricht, das tut er wirklich und in bester Form. Mein vierter Band ist indessen allmählich doch angewachsen, und da ich gerade jetzt gut daran bin, so wird er bis Ende Oktober abgehen können. Wenn Vieweg alsdann anbinden will, so werde ich ihm sagen, was die Uhr ist.

Ich wünschte am liebsten mit einem Verleger einen Kontrakt abzuschließen, wonach ich etwa 600 Taler jährlich (etwa auf fünf Jahre) sicher einnehme, und wogegen er alles drucken kann, was ich mache. Wie der Bremer Bestellzettel ausweist, braucht also von dem Roman eine einzige dortige Buchhandlung drei Exemplare, hienach muß das Buch doch gut gehen. Was meinen Sie nun, wenn ich Vieweg als erste Bedingung, in fernerer Verbindung zu bleiben, die Forderung stelle, daß er, zum Zeichen, daß er mich anständig zu behandeln gesonnen sei, zuallererst unser Abkommen über den „Grünen Heinrich" revidiere und mir ein festes und anständiges Mittelhonorar von $2^1/_2$—3 Louisdor pro Bogen zugestehe? Hierdurch würde ich auf einen Schlag 6—800 Taler für schon Getanes erhalten, und mit dem Neujahr würde oder müßte zugleich das regelmäßige Einkommen beginnen. Durch die dramatischen Sachen denke ich ebenfalls etwas Gutes einzunehmen. Aber freilich müßte ich bei dieser Forderung fest bleiben und dann wirklich mit Vieweg abbrechen, wenn er nicht darauf einginge; was sich auch bedenken läßt.

Wenn ich aber wieder bedenke, was er der Lewald gibt, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht die Hälfte davon beanspruchen könne? Schreiben Sie mir doch Ihre Meinung hierüber; denn ich möchte nicht etwa aus Übereilung eine Arroganz oder Ungeschicklichkeit begehen, die unzweckmäßig wäre.

Ich werde den künftigen Monat endlich vierzehn Tage zu dem ersten Lustspiele verwenden, um einen Anfang zu machen mit dem Theater. Die übrigen Sachen werde ich erst in der Schweiz und bei besserer Verfassung verfolgen können. Und somit adieu! Schimpfen Sie mich nicht aus, denn ich tue es schon selbst! Der alte Kapp und der junge August (welcher nach Amerika geht) sind hier gewesen; den Alten erwarte ich wieder mit dem Max, den er hier auf Universität bringen will. Johanna ist in Heidelberg und immer traurig, wie sie schreibt; ich kann ihr nicht helfen; ein jedes Jucken braucht seinen eigenen Kratzer.

Das Jugendidyll von Goltz habe ich gelesen und bewundere mit Ihnen das famose Talent und das Auge dieses Menschen, bin aber ärgerlich über den unverschämten supranaturalistischen Höllenzwang, den er mit verwerflichen und hohlen Stilmitteln ausüben will. Auch ist der gute alte Jüngling so verhetzt und verheddert in künstlichen, vergeistelten und forciert-blasierten Redensarten, daß dazwischen seine wahren und schönen Stellen wie Lügen stehen. Es ist die alte Geschichte: wer die Worte Natur, Biederkeit, Gefühl, Herz ꝛc. immer im Munde führt, ist eine fortwährende Desavouierung seiner selbst und gewöhnlich ein verzwickter Geselle oder ein Nachtwächter. Neu ist diese ost- und westpreußische, pommersche und märkische Biederkeit und Naturkultur, diese patriotische Gefühlseifenfresserei, wie sie sich in Scherenberg, Niendorf, zum Teil im alten Häring-Alexis und Bogumil Goltz auftut. Goltz ist wie von Scherenberg heruntergeschnitten, nur daß er ein anderes Genre bebaut. Alle diese Nordlands- und Preußenrecken gebärden sich, als ob noch kein Mensch außer ihnen etwas gefühlt, geglaubt und gesungen hätte; es ist doch eine schöne Sache um die unverwüstliche Menschennatur und um den Sonnenschein. Dieser hat ganz positiv in diesen blassen preußischen Landstrichen einigemal ein bißchen stärker auf die Birken und auf die Sandraine geschienen, und sogleich entstehen einige gute Dichter, welche ihren Boden besingen, als wäre er erst heute entdeckt worden; es sind nun fünfzig Jahre, seit zur Zeit der „Musen und Grazien in der Mark" diese Zauberlande auch einmal entdeckt waren.

Ihr treuer G. Keller.

33. An Professor Hermann Hettner.

Lieber Freund!

Hier ist endlich der vierte Band. Vieweg hat nun geschrieben und mir dabei eine Abrechnung geschickt nebst einer resultierenden Barschaft von 43 Tlr. 3 Silbergr. und 4 Pfennigen, anstatt etwa 400 Tlr., welche ich erwartete, wenn er auf meinen Vorschlag einging, mir den Bogen mit 2 Louisdor zu honorieren, oder wenigstens 150, wenn er sein eigenes Versprechen halten und wenigstens das ursprüngliche Honorar verdoppeln wollte. Dies tut er zwar, aber indem er tückischerweise die Seiten zählt und eine possierliche Rechnung herausbringt, dabei aber immer über Schaden heult. Nichtsdestominder hält er mich für moralisch verpflichtet, ihm meine nächsten Sachen vor andern anzubieten. Dies ist recht abscheulich bei dieser Art Leuten, sich absichtlich borniert und stupid zu stellen, um — einige Taler zu schinden. Es ist nun mit Sicherheit anzunehmen, daß kein Buchhändler 6 Pfennig gibt, wenn er nicht muß, und so bleibt strikte nichts übrig, als die Kerle wie die Juden zu behandeln, denen man die alten Röcke verkauft.

Das ist ja eine traurige Geschichte mit Ihrer langen und ärgerlichen Krankheit, und wünsche ich Ihnen nur von Herzen eine gemütliche und gänzliche Genesung. Lesen werden Sie wohl in Dresden nichts, desto mehr Bücher werden wir zu erwarten haben? Sie werden gelesen haben, daß Vischer nun nach Zürich kommt und zwar mit starkem Gehalt. Nun wird es jedenfalls eine erfreuliche Gesellschaft dort geben. Wenn ich nur erst dort wäre! Wenn mein langweiliges Buch sich nicht an mir erwahrt, so will ich trachten, endlich heimzukommen; doch muß ich mich jetzt gänzlich auf mich selbst stellen und keinen Spaß mehr verstehen.

Gestern sah ich ein prächtiges Lustspiel „Das laute Geheimnis" nach Gozzi und Calderon, und es hat mir höllisch Courage gemacht. Es ist auch ein spaßhaftes Wesen, daß ich als Dramatiker in spe Armut halber fast nie ins Theater kann, während alle Hunde und Lumpen, die nichts können, alle Tage sich dort herumsiehlen. Aber das ist eben das Wahre, wie [ich] zu hoffen wage, und wenn ich einmal hinkomme, so sehe ich und empfinde ich mehr an diesen Brosamen, als die im Überfluß Schwelgenden. Ich glaube, die stiefmütterliche Ökonomie des Lebens hat mich wohl konserviert, und wenn mein Herz jetzt nicht bricht in diesem Jahrgang, so werde ich mich wohl noch anrauchen.

Indessen habe ich jetzt große Angst, daß der vierte Band durchfällt. Die autodidaktischen Bildungskapitel sind schlecht geraten, weil ich gerade damals ohne alle Hülfsmittel und Ruhe war und alles aus dem Gedächtnis schreiben mußte, so daß keine solide Ausführung darin ist. Ebenso konnte ich den Schluß im Drange der Tage nicht machen, wie ich ihn eigentlich machen wollte. Schreiben Sie mir doch bald darüber[1]) und halten Sie mir auch Wort mit Ihrem Bericht über Dresden! Es interessiert mich sehr. Mich bestens empfehlend und herzlich grüßend

Ihr Gottfried Keller.

Berlin, den 18. Mai 1855.
Bauhof 2, nicht: Bahnhof.

34. An den Verleger Franz Duncker.

Berlin, den 19. September 1855.

Lieber Herr Duncker!

Ich habe Ihnen heute den Rest der Erzählung[2]) gebracht, welche Sie in der „Volkszeitung" abdrucken. Kaum nach Hause gekehrt, fand ich einen Brief von der Viewegschen Handlung vor, worin sie gegen diesen Abdruck auf das entschiedenste protestiert und androht, wenn er stattfinden würde, denselben als Nachdruck zu behandeln. Ich habe nämlich schon vor drei Wochen die Sache angezeigt und damals keinen Widerspruch erhalten. Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie die Fortsetzung an einer

[1]) Hettners Antwort lautete: „Nun zunächst meinen herzlichen Dank für den hohen Genuß, den Sie mir mit Ihrer schönen, mild heiteren, gedankenklaren Dichtung gemacht haben. Die ruhige Plastik des Stils ist wahrhaft goethisch, die Gesamtwirkung eine so rein dichterische, wie man sie wenigen Dichtwerken der neueren Zeit nachrühmen kann. Das Idyllion auf dem Schlosse des Grafen ist ein Meisterstück, so zart und innig empfunden und so durchaus lebensfrisch und gesund, daß alle neuen Poeten samt und sonders bei Ihnen in die Schule gehen können. Wie fein ist namentlich die Steigerung dieser rein harmonischen Liebe, verglichen mit der ätherischen Liebe zu Agnes und der sinnlichen zu Judith! So gewahrt man am besten, was für Früchte sich der Held inzwischen aus seinen Irrfahrten gewonnen. Sie sprechen in Ihrem lieben Briefe die Furcht aus, daß die Partie über die anthropologischen Studien ein wenig zu doktrinär sei. Diese Furcht teile ich durchaus nicht. Dagegen könnte es meiner Ansicht nach nicht schaden, wenn Sie die Erzählung von den Heimatsträumen des Helden kürzer gehalten hätten. Doch werden sie lieblich durchbrochen von der vortrefflichen, äußerst lebhaft gezeichneten Gestalt des alten Kunstkrödlers. Bedenken hatte ich anfangs gegen den Schluß. Warum, fragte ich mich, lassen Sie Ihren Helden sterben? Fast dünkt es mir, Sie predigen das ‚In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister' etwas allzu eindringlich, wenn der Held seine strebsamen Bildungswirren mit dem Tod büßt. Ist er nicht schon genugsam gestraft, wenn er sich sagt, daß er das kümmerliche Alter und das gramvolle Absterben seiner treuen Mutter verschuldet? Jedoch haben sich mir diese Bedenken allmählich gemildert, indem ich mir sage, daß der Ernst der Bildungstragödie nur um so durchschlagender auftritt. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir hierüber etwas schreiben."

[2]) „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster."

geeigneten Stelle abbrechen wollen oder nicht. Hinzufügen muß ich, daß Vieweg mißverständlich zu glauben scheint, es handle sich um den Abdruck eines großen Teils oder aller Erzählungen, da er den Ausdruck gebraucht: Abdruck der Erzählungen. Jedenfalls wird die Sache nicht erheblich sein, und wenn der Cholerikus nicht weiß, was ihm selber nützt, so mag er's haben.

Zugleich wird mir angezeigt, daß Herr Vieweg sich in der Schweiz befinde und daß ein Übereinkommen wegen der Novellen, die ich ihm angeboten, erst nach seiner Rückkunft, Ende Oktober, stattfinden könne. Dies und noch andere Quengeleien, die man mir macht, veranlaßt mich, endlich von dem Viewegschen Verlage abzusehen und mich an einen andern Verleger unverzüglich zu wenden. Da Sie wiederholt so freundlich waren, mich zu einem Anerbieten aufzufordern, so erlaube ich mir, Ihnen zuerst und gleich die betreffenden Vorschläge mitzuteilen, die ich zu machen im Falle bin. Die Novellen unter dem Titel: „Die Galatea" werden eine Sammlung heiterer und durchsichtiger Erzählungen sein, welche in eine Haupterzählung eingeschachtelt sind und zwei Bände von je 20 Oktavbogen stark. Am liebsten wäre mir Druck und Ausstattung, wie an Ihren Widmannschen Kleinen Erzählungen. Für diese zwei Bände beanspruche ich ein Honorar von fünfhundert Talern, wovon die Hälfte sogleich, bei Abschluß des Kontraktes und die andere Hälfte nach Ablieferung des letzten Manuskriptes ausbezahlt würde. Denn leider bin ich nochmals im Falle, ein noch nicht fertiges Manuskript zu verhandeln.

Ich habe aber schon bei den Viewegschen Erzählungen[1]) mit Erfolg die Maßregel getroffen, bei einer allfälligen Verspätung über einen festgesetzten Termin hinaus, mir einen Abzug oder eine Konventionalstrafe gefallen zu lassen, da ich, von dem Romane her, im Geruche eines säumigen Autors stehe. Daher schlage ich auch jetzt wieder zur Sicherstellung des Verlegers vor, daß nach dem festgestellten Termin, mir für jeden Monat weiterer Säumnis 25 Taler von dem verabredeten Honorar abgezogen werden. Bis Mitte November des Jahres müßte das Ganze abgeliefert sein und hienach das Abkommen getroffen werden.

Die Novellen haben alle einen einheitlichen Charakter, welcher dem Ganzen zugrunde liegt und durch die Haupt- oder Einkleidungsnovelle motiviert ist.

Wenn Sie auf den Verlag eingehen mögen, so werde ich so

[1]) „Die Leute von Seldwyla."

lange hier bleiben, bis das Buch fertig ist und dasselbe unter Ihrer gestrengen Aufsicht zutage fördern.

Ich wende mich schriftlich an Sie, da ich nicht weiß, wann Sie sicher zu treffen sind, und bitte, mir beförderlichst Ihre gefällige Meinung zugehen zu lassen, oder eine Gelegenheit zu näherer Besprechung bekanntmachen zu wollen, wobei ich dann ein Stück mitbringen und Ihnen den speziellen Charakter des Buches auseinandersetzen könnte.

Mit besten Grüßen Ihr ergebenster Gottfried Keller.

35. An Franz Duncker.

Berlin, den 28. September 1855.

Lieber Herr Duncker!

Ich habe mich mit den Stipulationen, die wir neulich getroffen, in eine Sackgasse verrannt, und da der Kontrakt noch nicht ausgefertigt ist, wünsche ich noch, aus selber hinauszukommen womöglich. Ich habe nämlich über die Hälfte des Honorares schon in der Weise disponiert, daß ich sie notwendig gleich jetzt brauche. Zu dieser Rücksicht habe ich auch die Konventionalstrafe vorgeschlagen, welche ohne jene Voraussetzung keine rechte oder billige Begründung hätte; denn wenn ich nicht spätestens vom 1. Oktober an jeden Tag ohne alle Ablenkungen und Sorgen zu der Arbeit verwenden kann, so wird es nicht möglich sein, das Buch bis zum 15. November, respektive bis zum 15. Oktober druckreif fertigzubringen, und ich würde jener Strafe verfallen, ohne die dieselbe begründende Wohltat eines Vorschusses genossen zu haben.

Den Konventionalabzug aber aufzuheben, oder den Schlußtermin hinauszusetzen, geht nicht wohl an, weder in Ihrem noch in meinem Interesse. Sie wünschen, das Werklein noch bis Weihnachten zu versenden, und ich habe mir diese forcetour vorgesetzt, um in einer bestimmt abgemessenen Zeit ein Stück meines Weiterkommens abzuwickeln.

Ich habe diese Tage probiert, mich inzwischen sonst zu behelfen, allein es ist jetzt ein so widerhaariger Moment, daß es nicht anging. Ich bitte Sie daher, wenn es Ihnen nicht allzu unbequem und überhaupt unangenehm ist, die Sache noch so einzurichten, daß ich bis zum 1. Oktober mittags die Hälfte der ganzen Summe erhalten könnte, und mir hierüber in ein paar Worten berichten zu wollen.

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

36. An die Mutter.

Berlin, den 11. November 1855.

Liebe Mutter!

Ich habe mich nun entschlossen, womöglich diesen Monat noch nach Hause zu kommen; denn ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten. Mein Mißgeschick liegt eigentlich mehr in mir selbst. Ich könnte genug verdienen und tue es auch; wenn ich nur einmal ruhig und ohne Sorgen arbeiten könnte. Als ich den Roman fertig hatte, glaubte ich, diese Zeit sei herangekommen und war auf dem besten Wege. Da schlug mir der Teufel eine andere Geschichte dazwischen, offen gesagt, aber nicht zum Weitersagen, eine traurige Affäre mit jenem Frauenzimmer, welche diesen Sommer Dich besuchen wollte. Ich habe davon so viel Kummer und Verdruß gehabt, daß ich fast nichts tun konnte und wieder rückwärtskam; und es gibt in dieser Sache keinen anderen Ausweg, als daß ich von hier weggehe. Ich muß durchaus einmal meine Schulden auf einen Schlag bezahlen und gänzlich reinen Tisch machen, zu Hause sein und mich wohlbefinden; dann kann ich erst vorwärtskommen. Die Herren und Freunde in Zürich wollten mir zwar schon einmal hiezu behülflich sein: aber sie haben es so ungeschickt und unzulänglich gemacht, daß ich dadurch nur mehr hineingeriet, anstatt hinaus. Denn ich mußte über dem Abwarten der Sache gerade so viel Schulden machen, als ich dann Geld erhielt.

So bin ich nun darauf gewiesen, daß wir uns selbst helfen; aber mit einem Briefchen zu verkaufen, wie Du meinst, ist es nicht getan[1]). Um von hier wegzukommen und alles zu bezahlen, brauche ich geradezu 600 Taler, welches ungefähr 1000 Gulden sind. Diese würde ich in einem halben Jahre leicht verdient haben mit den angefangenen und bereits verakkordierten Arbeiten; aber ich kann hier nichts mehr tun, sondern ich werde krank, wenn ich noch länger hier bleiben muß. Was ich also jetzt nach reiflicher Erwägung von Euch verlange, ist nicht ein Opfer oder ein Verlust, sondern eine Verbesserung unserer Lage, und da ich es einmal tue, so müßt Ihr ohne Grübeln und Bedenken es sogleich tun. Ihr müßt nämlich sogleich von Euren Briefgeschichten, die Ihr da habt, tausend Gulden aufbrechen und mir die schicken, damit ich sicher diesen Monat noch von hier fort kann. Wenn Du nicht ganz gut weißt, wie das zu machen ist,

[1]) Die Mutter hatte geschrieben: „Wir beide wären ja gerne geneigt gewesen, ein Kapitalbriefchen aufzubrechen, für Dir nach Hause zu verhelfen, was ich Dir schon einmal geschrieben."

so lege ich einige Zeilen an den Regierungsrat und Finanzdirektor Sulzer bei; gehe damit zu diesem und gib ihm den Brief, und er wird so gut sein und Dir seinen Rat geben oder die Sache ganz besorgen. Er wird vielleicht auch so gut sein, einen Wechsel zu besorgen mit dem Gelde. An Gold würde ich verlieren müssen, da die Napoleondors hier einige Batzen weniger gelten.

Dagegen verspreche ich, daß ich von Stund an nach meiner Heimkehr unsern Haushalt übernehmen, den Mietzins bezahlen und alles „durch den Bach schleifen" will, wie man zu sagen pflegt. Mit dem, was ich in Berlin täglich bar ausgeben muß, kann ich dies ganz gut. Da ich von dem Buchhändler noch einzuziehen habe, so werde ich einige hundert Franken mit zurückbringen. Bis zum März künftigen Jahres sind mir wieder 200 Taler fällig, die ich dann in die Tasche stecken kann, und so kann ich, wenn ich erst einmal in meinem Stübchen sitze, von einem Vierteljahr zum andern bequemlich für neue Einkünfte sorgen. In längstens zwei Jahren werde ich das Kapital wieder ersetzen können und zu diesem Ende hin, wenn es nötig ist, damit wir den Verdienst auf die Seite legen können, eine Stelle suchen.

Aber jetzt muß ich darauf rechnen, daß die Sache unfehlbar vor sich geht. Ich muß durchaus fort, und je eher, je lieber; nur dadurch wird es sich auch entscheiden, was an jener Geschichte Gutes oder Böses ist; und zu diesem Ende hin darf kein Schuldenmakel auf mir haften, wenn ich von hier weg bin.

Also, damit Ihr ganz klar seid über diese Sache, so ist sie kurz gefaßt die: es fallen für einige Zeit 40 oder 50 Gulden Zinsen aus; dafür werdet Ihr einen Mann im Hause haben, der einen hübschen Verdienst hat, und daß ich dies sein kann, dazu sind alle Bedingungen vorhanden, und es hat mir dazu nur die feste Heimat und Ruhe gefehlt; denn man muß sich zu Hause fühlen; das Leben bei fremden Leuten und in den Wirtshäusern ist mir zum Sterben verleidet.

Gehe jedenfalls sogleich zu Herrn Sulzer mit den nötigen Papieren! Er wohnt auf der Staatskanzlei und wird vielleicht gegen den Schuldbrief oder die Briefe, die Du dazu verwendest, das Geld gleich aus einer öffentlichen Kasse hergeben, so daß weitere Umtriebe und etwaige Verluste wegfallen würden.

Je früher ich Antwort erhalte, desto besser; ich werde sogleich aufbrechen. Ich habe meine Wohnung schon gekündigt, denn ich habe keine ruhige Stunde mehr in Berlin. Dem Herrn Chronigk müßtest Du auf den Ersten dann auch kündigen.

Wenn Du den Regierungsrat Sulzer nicht sogleich sprechen kannst, so laß ihm mein Billett einstweilen zustellen.

Euer Sohn und Bruder
G. Keller.

37. An die Mutter.

Liebe Mutter!

Ich habe soeben vom Regierungsrat Sulzer einen Wechsel über 630 Taler empfangen nebst einem freundlichen Briefe, woraus ich ersehe, daß Ihr sofort auf meinen Vorschlag eingegangen seid. Schreibe mir nun umgehend, bis wann der Dr. Chronigk auszieht, damit ich mich danach richten kann; denn am liebsten packte ich nun sogleich auf.

Sage dem Herr Schulzen, daß ich ihnen morgen oder übermorgen schreiben werde und lasse sie einstweilen sehr grüßen.

Euer Sohn und Bruder

[Berlin, den 16. November 1855.] Gottfr. Keller.

38. An Frau Lina Duncker.

Liebe Frau Duncker!

Da ich das Buch für Herrn Duncker noch nicht fertig habe[1]), so will ich einstweilen noch an Sie schreiben und zu Handen Ihres werten Hauses Ihnen anzeigen, daß ich mich schon seit vier Wochen zu Hause befinde und meine liebe Mutter und Schwester wohl und munter angetroffen habe. Erstere ist sehr dauerhaft und hat sich in den sieben Jahren fast gar nicht verändert, sie macht alles selbst und läßt niemand dreinreden; auch klettert sie auf alle Kommoden und Schränke hinauf, um Schachteln herunterzuholen und Ofenklappen zuzumachen. Ich mußte mir eine Serviette zum Essen förmlich erkämpfen, und da gab sie mir endlich ein ungeheures Eßtuch aus den neunziger Jahren, von dem sie behauptete, daß es wenigstens vierzehn Tage ausreichen müsse! Ich kann es wie einen Pudermantel um mich herumschlagen beim Essen. Meine Schwester ist eine vortreffliche Person und viel besser als ich; als ich eines Tages wieder melancholisch war und die Mutter in der Zerstreuung etwas anfuhr, ohne es zu wissen, rückte mir Regula auf das Zimmer und hielt mir eine so scharfe Predigt, daß ich ganz kleinlaut und verblüfft wurde. Beide hatten große Freude,

[1]) Die „Galatea"-Novellen.

als ich kam, aber ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert! In Dresden bin ich acht Tage gewesen, und es ist mir allda gut ergangen. Ich sah dort alle schrecklichen Leute, Auerbach war sehr zutulich gegen mich, und ich sah ihn alle Tage, Gutzkow aber verhielt sich gemessen und diplomatisch, weil er mit Auerbach gespannt ist und ich zufällig zuerst zu diesem gegangen war; Gutzkows Frau, neben welche ich bei einem Essen zu sitzen kam, ist eine ganz nette und liebe Frankforterin, die den Teufel nicht fürchtet; Auerbachs die seinige hingegen sehr hübsch, aber mehr gemacht. Ich habe auch den Dawison gesehen als Othello, den er prächtig, sonor und eigentümlich spielte. Als Mephisto stach er nicht sonderlich hervor; doch machte er etwas sehr Hübsches. Während nämlich in der Hexenküche die Hexe ihren Hokuspokus macht und Faust in dem Kreise steht, warf sich Dawison als Mephisto in einen Stuhl und pfiff eine kleine Meerkatze herbei, die er auf den Schoß nahm, auf dem Knie reiten ließ und gar anmutig teuflisch mit ihr spielte, was sehr behaglich aussah. Devrient sah ich im „Glas Wasser"; auch dieser hat eine ganz andre Persönlichkeit und ein anderes Organ als die Berliner Knäbchen, Liedtke natürlich nicht ausgenommen. Hier in Zürich geht es mir bis dato gut, ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeitlang in Neuyork waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau, namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt, diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann gibt es bei einem eleganten Regierungsrat feine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Vischer und einige Züricher zusammenkommen und wo man morgens zwei Uhr nach genugsamem Schwelgen eine Tasse heißen Tee und eine Havannazigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht zuweilen einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin. An diversen zürcherischen Zweckessen bin ich auch schon gewesen; man kocht sehr gut hier, und an Raffiniertheiten ist durchaus kein Mangel, so daß es hohe Zeit war, daß ich heimkehrte, um meinen Landsleuten Moral und Mäßigung zu predigen, zu welchem Zweck ich aber erst alles aufmerksam durchkosten muß, um den Gegenstand recht kennenzulernen, den ich befehden will. Heinrich Simon erinnerte

mich in seiner Art und Weise ungeheuer an den Stahr-Lewaldischen Ton, ich glaubte mitten in Berlin zu sein.

Wir wohnen parterre in einem Garten, am Fuß eines Berges, der von Gärten und Gehölzen bedeckt ist, so daß der Frühling wieder einmal sehr schön für mich werden wird, es ist aber auch Zeit dazu. Nur soll es eine Menge Spinnen geben, die im Sommer aus dem Garten in die Stuben kommen. Berlin habe ich schon gänzlich vergessen, eigentlich in Dresden schon, was sich erwarten ließ. Dennoch sind nicht üble Leute dort, wenigstens zeitweise, und ich danke Ihnen auch besonders für alle mir erwiesene Freundlichkeit.

Fast hätte ich vergessen, meine große Freude darüber auszudrücken, daß jener Vehse gefangen sitzt; hoffentlich wird er recht lang innebehalten und nachher aufgehenkt.

Darf ich Sie bitten, inliegendes Briefchen etwan auf die Stadtpost werfen zu lassen? Herrn Duncker werde ich bald schreiben und bitte mich bis dahin empfohlen sein zu lassen.

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Zürich-Hottingen, Gemeindegasse den 13. Jan. 1856.

39. An Frau Lina Duncker.

Liebe Frau Duncker!

Zuerst wünsche ich Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl herzlichst Glück zu der kleinen Sünderin, womit Sie die Welt bereichert haben; obgleich ich deren Namen noch nicht kenne, macht sie mir doch vollkommen erklärlich, warum Sie diesen Sommer nicht in die Schweiz gekommen sind. Wenn ich geahnt hätte, wie fleißig Sie in Ihrem Berufe wären, so wäre ich selbst auch fleißiger gewesen und hätte das Buch fertiggemacht; aber ach! es hätte kaum was geholfen! Schon zweimal sah ich dicht vor der Nase die Leute Heu machen, sah das Korn reif werden und abschneiden, alles wuchs und war fleißig, und alle Menschen rührten sich, nur ich tat seufzend gar nischt! Ich habe wochenlang nicht nur kein Wort geschrieben, sondern auch keines gesprochen, denn der Mensch denkt und Gott lenkt, und man kann sein inneres Geschick oder Ungeschick nicht zum voraus bestimmen, wie einen Fakturzettel. Aber meine Mittel erlauben mir das! Ich habe jene 25-Taler-Bestimmung in einer düstern Vorahnung selbst verfügt, wenn etwa nicht alles am Schnürchen gehen sollte, damit ich für *mein* Geld meine persönliche Freiheit behalte zum Allotriatreiben und Melancholischsein, ohne gerüffelt zu werden. Wenn ich dabei auch schlechte Geschäfte mache, so werden

schließlich doch wenigstens gute Bücher daraus. Indessen habe ich doch nicht Lust, diesmal noch viel bares Geld zuzulegen, und bis Weihnachten soll das Buch sicher herauskommen. Jüngst habe ich mich wieder gründlich gesund gemacht, indem ich mich unter fast viertausend bewaffnete Jüngelchens oder Kadetten stürzte, die wir in Zürich aus der halben Schweiz zusammengetrieben hatten, um ihnen ein viertägiges Fest zu geben. Ich habe noch nie eine solche Freude gesehen, oder selbst gehabt, und habe mir alle Grillen aus dem Kopf geschlagen. Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Bursche, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von 10—12 Jahren, die ihre 50 Patronen aber so gut und regelrecht verschossen, wie die Größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wieviel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbilletts Bezeichneten ausgaben, so daß die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item: es war hübsch. Ich hatte zwei Lieder zum Singen machen müssen, ein ernsthaftes und ein lustiges. Letzteres nahmen die jungen Herren sehr gnädig auf, so daß sie es überall sangen. Beim Festessen, nach dem Hauptmanöver, wo die ganze Klerisei in einer unabsehbaren Halle an 175 Tischen untergebracht war, wurde es von allen zusammen gesungen. Vier Taktschläger, an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Masse zusammen, so daß mein Opuskulum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch! Denn man hatte ihnen gesagt, ich habe das Lied gemacht und sie sollten mit mir anstoßen gehen; so kam die ganze Nachbarschaft herbei, und ich war von den Burschen umringt, die mir ihre Gläser emporhielten und schrien wie besessen! Meine eigene Tischfamilie war sehr erstaunt, zu sehen, welch einen Vorsteher sie hatte, und tat sich was darauf zugut! Sie

sehen also, daß Sie mit Ihrem einzelnen Säugling nicht aufkommen können gegen meine nationalen Vaterfreuden von 3500 Säuglingen, die dazu noch alle Flintchen mit Bajonetts tragen! Adolf Stahr und Fanny Lewald haben alles mitgemacht und schwimmen im Entzücken darüber, sowie sie überhaupt gut auf unser Land zu sprechen sind. Dies hat mich ganz versöhnt mit dem wunderlichen Paar, denn wer mein Land lobt und rühmt, dem kann ich nicht bös sein!

Die diversen Schicksale Ihrer verschiedenen Günstlinge interessieren mich so halb und halb, Sie haben aber den Herrn von Biedert vergessen; des Freses sein Idealismus kommt mir komisch vor, wenn er heiraten will, was ihm in den Wurf kommt, um dem Materialismus zu entgehen. Ihre Fräulein Erdmann oder Erdfrau habe ich nicht gesehen, aber davon gehört. Es sind so viele Deutsche hier, daß man nicht allem entgehen kann. Übrigens würde ich die Dame nicht erkennen, da ich sie nur ein- oder zweimal bei Licht gesehen in Ihrem Hause und das ohne Brille. Frau Köchly hätte Sie gern besucht, wenn sie Zeit gefunden hätte. Sie brauchen sich aber, unter uns gesagt, nicht sehr imponieren zu lassen, es ist noch immer eine hübschliche Erscheinung, aber etwas ungekocht inwendig, wie mir scheint, denn ich habe noch nicht viel Gescheites von ihr gehört. Dies wird Ihnen auch Fanny Lewald sagen, welcher sie ins Gesicht sagte, sie hätte noch nicht die „Wandlungen" gelesen, worauf Fanny: das sei sehr unrecht von ihr, denn es sei ein sehr ernsthaftes Buch!

Es ist sehr human von Ihrer Fräulein Schwester, daß sie gelaunt ist, mir durch ihre geehrten Bemerkungen Gelegenheit zu einigen Komplimenten zu geben. Ich kann mich auch wohl dazu herbeilassen, da ich so viele Unhöflichkeiten gutzumachen habe. Also erstens, wenn von ihrer ganzen Person gar nichts übrigbleiben würde, als allein die Stimme, wie bei der unglücklichen Echo, so wäre diese allein noch wert, daß man ihr ganze Bibliotheken widmete. Denn nicht nur ihre Singstimme, welche ich nie hörte, sondern auch die Sprechstimme, hat mir ausnehmend wohl gefallen, und das ist ein ganz aufrichtiges Kompliment, ich habe deshalb den Spinnenfresser[1]) immer gerne in der Nähe gehabt, weil er Ihre Schwester am meisten sprechen machte. Übrigens ist der Vergleich mit den Simsonschen Locken für mich kein schmeichelhafter. Simson verlor seine Macht mit seinen Locken gegenüber den Philistern, und zu dieser Nation gehöre ich nicht. Indessen, wenn die Locken fort sind, so kann man aller-

[1]) Intendanturrat Fabrice.

dings auch keine Papillocken brauchen. Sie könnte aus den Novellen daher ein Nachtmützchen machen, um sich einzuschläfern, wenn der Gram über den Lockenverlust ihr den Schlummer fernhält. Denn zu allen Zeiten haben schlechte Erzählungen den Schlaf befördert. Doch genug der Dummheiten, mehr soll mir für diesmal die heuchlerische Demut der Fräulein ohne Locken nicht entlocken. Ich habe nachträglich von der Schreckensgeschichte[1]) in Ihrem Hause gehört und bedauerte Sie sehr. Ich muß jetzt abbrechen, da ich sehr aufgelegt bin zum Fleißigsein, d. h. erst will ich, wenn ich die Briefe zur Post trage, noch eine Tasse Kaffee trinken, inmitten meiner Brüder, und eine Zigarre rauchen, da es jetzt viel Spaß gibt auf den Kaffeehäusern, wegen des verunglückten Putsches in Neuchâtel. Dies ist jetzt besorgt und aufgehoben für immer, der Graf wird seine Diener nicht loben.

Ihr ganzes Haus ergebenst grüßend

Zürich, den 8. September 1856. Ihr Gottfried Keller.

40. An Regierungsrat Johann Jakob Sulzer.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich habe Sie die Zeit her mehrmals vergeblich aufgesucht und bin zu meinem Leidwesen, als Sie mich besuchen wollten, auch nicht zu finden gewesen; deshalb muß ich Sie, da es sich nicht länger verschieben läßt, schriftlich mit meinem Anliegen behelligen. Es besteht in der ungeheuerlichen Anfrage: ob Sie mir auf zwei Monate gegen Schuldschein und nötige Verzinsung eintausend Franken vorschießen oder verschaffen könnten. Bis zu jenem Termin gehen mir für die vorliegenden Arbeiten 1600 Franken ein, und überdies habe ich mir vorgenommen, den übrigen Teil gegenwärtigen Jahres hindurch mich so anzustrengen, daß ich meiner Verlegenheiten endlich quitt werde und alles bisher aus fremder Hand Konsumierte ganz erstatten kann. Der Umstand, daß ich aus eigenem Verschulden, indem ich, durch alte und neue Grämeleien verfinstert, meine Arbeiten nicht rechtzeitig förderte, nochmals, wie diese Zeilen zeigen, zum Vorschein komme, macht es mir sehr schwer, mit meiner Bitte herauszurücken, und ich war jedesmal eigentlich froh, wenn ich Sie nicht antraf, und verfügte mich schleunigst weiter aus Furcht, Sie möchten doch noch um den Weg sein! Allein jetzt muß ich es doch tun, denn ich soll bei der Bank ab-

[1]) Ermordung eines Dienstmädchens im Dunckerschen Hause, wobei Franz Duncker selbst zuerst in Verdacht geriet.

zahlen, meiner Mutter Geld ins Hauswesen geben und mehrere andere Verbindlichkeiten lösen.

Indessen veranlaßt mich meine Erfahrung zu der aufrichtigen Versicherung, daß Sie im Falle der Ablehnung weder ein gênantes Gesicht noch eine unschickliche Störung unseres persönlichen Verkehres von mir zu gewärtigen haben; denn ich sehe das Lästige meines Anliegens wohl ein und schreibe alle Unannehmlichkeiten, die es mit sich bringt, mir lediglich allein zu.

Bestens grüßend Ihr ergebenster

Hottingen, den 18. Juni 1857. Gottfr. Keller.

41. An den Stadtsängerverein Zürich.

Herr Präsident! Hochgeehrte Herren!

Ich habe von seiten Ihres hochachtbaren Vereines eine Urkunde empfangen, darüber, daß ich zu dessen Ehrenmitglied ernannt worden sei, in seiner Versammlung vom 4. August d. J. Für diese mir erwiesene, große Ehre und Freundlichkeit spreche ich Ihnen meinen ergebensten Dank aus. Er ist um so aufrichtiger, als ich hoffe, ihn künftig bei guter Gelegenheit betätigen zu können und mich der Heimat im Schoße eines Sängervereines nicht unwert zu zeigen.

Die patriotische oder nationale Lyrik leidet gegenwärtig fast allerorten an einer gewissen Verschwommenheit und Gedankenarmut. Und zwar je mehr eine massenhafte Produktion erzwungen werden will, desto wässeriger fällt die Sache aus.

Dadurch aber, daß die Sänger den Dichtern Gelegenheit geben, sich in dem wirklich zu singenden Liede zu üben, werden diese bei einigem Nachdenken wohl darauf kommen, größere Bestimmtheit sowohl, als auch Mannigfaltigkeit der Motive anzustreben.

Hauptsächlich gilt es, statt der ewigen Verwendung des „donnernden Lawinenfalles" u. dgl. eine Reihe von sittlichen Ideen und historischen Charakterzügen, welche speziell unser vaterländisches Leben bedingen, in plastische Gestalt zu bringen, so daß der Sänger, indem er singt, von einer lebendigen Überzeugung durchdrungen und sein Gesang etwas Selbsterlebtes wird, ein Stück seines eignen gegenwärtigsten Lebens darstellt.

An solchen Bestrebungen mich mitzubeteiligen, dazu haben Sie mich durch Ihre Ernennung aufs neue ermuntert!

Ich bleibe, Herr Präsident! Hochgeehrte Herren! mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Hottingen, den 25. Oktober 1858.

42. An Paul Heyse.

Zürich, den 3. November 1859.

Lieber Freund![1])

Professor Vischer hat mir Ihr neues Novellenbuch freundlich überbracht und mir gleich meinen Namen vorgewiesen, mit welchem Sie Ihr gutes Werk verunziert haben in anmutiger Laune des Wohlwollens.

Es ist mir schon mehrmals geschehen, daß ich mich ärgerte über die Leute, welche diesem oder jenem Begabten nachrühmten, er sei zugleich auch von freundlicher und guter Gemütsart und frei von aller Abgunst; denn ich fand jederzeit, daß die Leute, die etwas Rechtes können, selbstverständlich auch sonst ordentliche Menschen seien, weil sie den Grund eines reinen Glückes in sich tragen. Und nun wundere ich mich doch selbst über Ihr gutes Herz, wenigstens insofern ich einen Pfeil desselben auf mich gerichtet sehe, ohne mir sagen zu können, mit was ich denselben mir zugezogen. Nun, ich danke Ihnen für den schönen Gruß und werde meinen Dank mit Werkheiligkeit dadurch betätigen, daß ich beim Verfertigen meiner eigenen Siebensachen recht fleißig an Sie denke, was freilich wieder nur mein eigener Vorteil ist. Die erste Novelle reiht sich prächtig dem Mädchen von Trepi und der Rabbiata an und ist mit der Mühle zugleich von der schönsten neuen Erfindung. Sie haben mit diesem Genre etwas ganz Neues geschaffen, in diesen italienischen Mädchengestalten einen Typus antik einfacher, ehrlicher Leidenschaftlichkeit in brennendstem Farbenglanze, so daß der einfache Organismus, verbunden mit dem glühenden Kolorit, einen eigentümlichen Zauber hervorbringt. In der zweiten Novelle haben Sie mir ein Motiv wie eine Schnepfe vor der Nase weggeschossen, nämlich das feine Bummeln zweier Verliebten einen schönen Tag hindurch in einer schönen Landschaft, wodurch das bewußte Ende herbeigeführt wird. Damit soll mein nächstes Novellenbüchlein schließen, und es kommt sogar ein altes Kirchlein darin vor, in welchem eine Weinkelter darin steht und mit großem Geräusch gekeltert wird, während Sie ebenfalls eine mit Wein gefüllte alte Kirche haben. Ich werde das meinige Gotteshäuschen nun abtragen müssen, wenn ich nicht den Reminiszenzenjägern in die Hände fallen will. Alle vier Novellen sind wieder von der soliden selbstgewachsenen Erfindung, welche die Frucht der peripatetischen Übung ist, die der Kopf mit dem Herzen

[1]) Die beiden hatten sich Anfang Juli 1857 in Zürich kennengelernt.

anstellt. Die letzte, das Bild der Mutter, ist sehr stark gepfeffert und wird in manchem Boudoir etwas unsänftlich anstoßen.

Ich bin nun zunächst auf Ihr neues Drama begierig. Ich selbst habe nun Zeit, meine laufenden oder eher schleichenden Arbeiten baldigst abzuschließen, sonst muß man sich wieder neu besinnen, was ich eigentlich sonst schon geschustert habe.

Der Schiller macht uns hier ordentlichen Kummer, weil das Heer der Philister sich in zwei Lager geschieden hat, in einen feindlichen Muckerhaufen und einen hohlen Enthusiastenhaufen, der durch übertriebene und unzweckmäßige Forderungen dem ersten in die Hände arbeitet, so daß wir „Committierte", welche das Schifflein der Schillerfeier ehrenhalber durchschleppen müssen, den Tag verwünschen, wo wir es bestiegen. Glücklicherweise hat das Schifflein eine gute Kajütenschenke, d. h. wir halten die Sitzungen in einem Wirtshause, wo wir einen trüblich karneolfarbigen Weinmost trinken, alle Tage frisch vom Lande hereinkommend.

Burckhardt hat uns, wie Sie wissen, böslich verlassen und schickt nur zuweilen einen Gruß. Ich hätte fast Lust, ihm ein recht mutwilliges und frivoles Buch zu dedizieren, um ihm in seinem frommen Basel eine rechte Unannehmlichkeit zu bereiten, mit einer Anrede, in welcher von nichts als den Wirtshäusern in der Umgebung Zürichs die Rede ist und etwa noch von einigen fingierten Schenkmädchen. Allein er dauerte mich doch zu sehr.

Nun seien Sie mir auch herzlichst gegrüßt. Nächstes Jahr werde ich Sie wohl einmal in München sehen, auch müssen Sie etwa wieder einen Schweizer Abstecher machen! Ihr dankbar ergebener

Gottfried Keller.

43. An Berthold Auerbach.

Zürich, den 25. Februar 1860.

Verehrtester Herr und Freund!

Auf Ihre freundliche Einladung[1]) beeile ich mich, Ihnen meine etwas zaghafte Zusage abzusenden, zaghaft, weil es eine heikle Sache ist, neben Ihnen auf dem gleichen Kalenderbrettchen angenagelt zu sein. Hoffentlich werden Sie noch einen oder einige von den minderen Leuten zuziehen.

Ich werde mich dabei an eine Geschichte halten müssen; weil die nötige heilsame Ironie oder Heiterkeit sich am unbefangensten vermitteln läßt. Denn in dem Genre Ihrer übrigen

[1]) Zur Mitarbeit an Auerbachs „Volkskalender".

Vorschläge[1]) haben in letzten Jahren einige deutsche Literaten mit ihren Aussendungen den „Markt verdorben", um mich schosel auszudrücken. Namentlich ein Wiener Flüchtling, Dr. Eckardt in Bern, betreibt eine so hyperpatriotische und überschweizerische philiströse Ruhmrednerei und Duselei, daß unsereins sich ob solchem wahrhaft helotischen Gebahren schämen muß. Schreibt man einen solchen Aufsatz in günstigem Sinne ins Ausland, so erscheint es, als ob man sich zum politischen Muster für alle Welt aufstellen wolle, und eine Arbeit, welche die Schattenseiten bemerklich macht, kann man auch nicht in ein so weitverbreitetes und auffallendes Institut placieren, wie Ihr Kalender ist, weil man dadurch als Denunziant vor dem Ausland erscheint. So müssen wir in dieser Beziehung innehalten, besonders da jener Eckardt bereits eine Schar schweizerischer Dilettanten verführt und verdorben hat. Die Freude am Lande mit einer heilsamen Kritik zu verbinden, habe ich in den „Leuten von Seldwyla" angefangen und setze es soeben in zwei weiteren Bänden fort, was eine ganz lustige Arbeit ist, und ich denke nach und nach damit klar und deutlich zu werden.

Ich habe nun den Anfang einer Geschichte unter meinen Papieren, deren Gegenstand ein kleiner Züricher Patriotenklub ist, alles Handwerker, welche eine ganze Entwickelung mit vielen Parteikämpfen mit durchgemacht haben. Es sind alles Originale, die ich selbst kannte; von den Parteiführern vielfach benutzt, aber nie mißbraucht, haben sie einen gewissen Kern bei allen Affären gebildet, ohne je etwas für sich zu wollen. In der alten Aristokraten- und Jesuitenzeit alt geworden und von einem derben gemütlichen Haß erfüllt, verstehen sie nun mit ihren alten Köpfen die Zeit der versöhnten Gegensätze nicht mehr recht und halten um so fester zusammen als die „Alten und Erprobten".

Das Novellistische wäre dies: Ein Reicher darunter hat ein artiges Töchterchen, ein Armer einen Sohn, die sich haben möchten. Hier hört nun die Gemütlichkeit auf. Der Reiche will die Tochter nicht geben, der Arme aus republikanischem Stolz seinen Sohn nicht aufdringen, und so werden die beiden Alten einig, gute Freunde und Bürger zu bleiben und die Kinder zu tyrannisieren, wie sie denn in ihrem Hause samt und sonders die unbeschränktesten Herrscher zu sein wähnen. Die Weiber und Kinder besiegen aber schließlich die Alten und Erprobten. In einer übermütigen Stunde beschließt der Klub, sich die Zierde und Ehre

[1]) Außer einer Erzählung wollte Auerbach von Keller eine Schilderung der Schweizer Knabenmanöver oder eine Betrachtung: „Des Schweizers Heimkehr" für den Volkskalender haben.

einer eigenen Fahne beizulegen und damit zum erstenmal ein Schützenfest zu besuchen. Zur Fahne gehört aber ein Sprecher. Keiner von ihnen hat trotz aller politischen Tätigkeit je öffentlich gesprochen, keiner gedachte es je zu tun, und zwar aus Anspruchlosigkeit und rechter Bescheidenheit, weil sie wissen, daß sie nicht sprechen können. Der Reiche wird nach langem Sträuben zwangsweise erkoren. Dann äußerste Verlegenheit, Gefahr allgemeiner Verhöhnung ꝛc., bis der heiratslustige Sohn des Armen die Not bricht mit einer glänzenden Rede, welche dem Klub der Alten (etwa sieben Mann) Aufsehen und Ruhm einträgt.

Dies ist das hölzerne Gerüstchen. Wenn es Ihnen recht ist, so will ich es mir angelegen sein lassen, innert der gegebenen Frist das Ding auf den Umfang von zwei Bogen säuberlich zusammenzuschweißen und das Didaktische im Poetischen aufzulösen, wie Zucker oder Salz im Wasser, wie Vischer trefflich in einem seiner neueren Aufsätze sagt. Letzterem werde ich dieser Tage Ihren Gruß ausrichten. Moleschott sehe ich selten. Für Ihren freundlichen Brief bestens dankend, bleibe ich Ihr alter

Gottfried Keller.

(Eine Briefmarke ist mir augenblicklich nicht zur Hand, und ich kann nicht auf die Post laufen. Ich erwarte dafür Ihren nächsten Brief unfrankiert, damit wir die Weltordnung wenigstens im kleinen noch retten. Sie haben übrigens einen Silbermorgen zuviel frankiert, zu meiner Zeit kostete ein Brief nach der Schweiz nur vier.)

44. An den Verleger Georg von Cotta.

Hochzuverehrender Herr!

Erst jetzt erlaube ich mir, Ihnen meinen ergebensten Dank abzustatten für das Honorar, welches Sie die Güte hatten, mir für meine kleine Notiz über das Fest am Mythenstein in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" übersenden zu lassen.

Das kleine Fest wurde durch die übrige Presse sogleich so vollständig beschrieben, daß es kein Interesse bot, für das „Morgenblatt" auch noch eine ähnliche Beschreibung zu liefern. Dagegen wurde mir eine Gedankenreihe angeregt, welche ich dennoch niederzuschreiben wünschte und nun auch niedergeschrieben habe. Der Vorgang jener Enthüllung nimmt darin nur eine kleine Stelle ein, das übrige sind kulturgeschichtliche Bemerkungen. Auf ein schnelles Erscheinen dieses Aufsatzes kam es nun nicht mehr an, und ich bin daher so frei, Ihnen denselben für das „Morgenblatt" noch zu übersenden, es vollständig Ihrem Er-

messen überlassend, ob Sie Gebrauch davon machen mögen oder nicht. Sollte es nicht mehr konvenieren oder das Schriftstück zu groß sein, so würde ich nur um die Gunst bitten, mir dasselbe gefälligst wieder zurückschicken lassen zu wollen.

Ich habe Lust, die neuen „Kritischen Gänge" meines Freundes Hrn. Prof. Vischer zu besprechen, sobald das dritte Heft erschienen ist. Im Falle Sie mir dannzumal ein Plätzchen in einer Ihrer Zeitschriften für diese Besprechung anzuweisen geneigt wären, würde ich mir eine gelegentliche Zusage ausbitten.

Genehmigen Sie, hochzuverehrender Herr! die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Dero ergebenster

Zürich, den 7. März 1861. Gottfried Keller.

45. An Cotta.

Hochzuverehrender Herr!

Anbei bin ich so frei, Ihnen den Aufsatz über Vischers „Kritische Gänge" zu übersenden; es geschieht erst jetzt, weil ich das dritte Heft erst vor acht Tagen erhielt. Die Arbeit ist etwas lang geworden, da der Stoff gar zu mannigfaltig und anregend war, und ich muß daher es Ihnen überlassen, für welche Zeitschrift Ihres Verlages Sie dieselbe verwenden wollen, mit der Bitte, die geeigneten Abschnitte besorgen und etwa ein beliebiges Korrespondenzzeichen vorsetzen lassen zu wollen.

Herr Prof. Vischer hat mir die Mitteilung gemacht, daß Ew. Hochwohlgeboren geneigt sind, einer ferneren literarischen Tätigkeit von meiner Seite neuerdings freundlichen Raum zu gönnen. Dieser Umstand trifft gerade mit einer Alternative zusammen, in die ich mich gegenwärtig gestellt sehe. Ich fange nämlich an, den Mangel eines Amtes oder einer bestimmten bindenden und sicherstellenden Tätigkeit zu fühlen, welche dem poetischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe. Denn die gänzliche Freiheit ist für Unbemittelte wie für Bemittelte auf die Dauer nicht erquicklich. Ich sehe mich daher zu der Wahl veranlaßt, ob ich durch Übernahme eines Lehramtes, wozu mir in meiner Heimat die Möglichkeit gegeben ist, oder durch ein buchhändlerisches Abkommen diese wünschbare Grundlage verschaffen will.

Ersteres sagt mir nur wenig zu, und ich habe bisher alle Aufforderungen und Aufmunterungen abgelehnt. Dagegen würde mir eine mehr anhaltende und bindende Schriftstellerei über dies und jenes, wobei ich auf meiner Stube bleiben und in geeigneter Stunde sofort das poetische Manuskript (ich gedenke mich bald an

das Drama zu machen, welches an sich wenig zu schreiben gibt) vornehmen könnte, mehr geeignet scheinen, zumal man dabei manches zutage bringen könnte, was auch später noch zu brauchen wäre.

Vischer machte mich nun auf eine Form aufmerksam, die mir allerdings sehr erwägenswert und geeignet erscheint, eine bestimmte Grundlage zu gewinnen, und ich stehe nicht an, Ihnen dieselbe sogleich in Gestalt eines unmaßgeblichen Vorschlages wieder mitzuteilen, welchen Sie im Falle der Inkonvenienz als nicht gemacht betrachten mögen.

Ich würde mich verpflichten, jährlich eine gewisse Anzahl Bogen verschiedener Art und Weise für Ihre periodischen Werke zu schreiben, wogegen die löbl. Cottasche Buchhandlung ein mit diesen Bogen im Verhältnis stehendes Fixum quartaliter auszahlen würde (natürlich nur bei fortlaufender Pflichterfüllung meinerseits), und der Umfang des ganzen Geschäftes müßte so beschaffen sein, daß ich dabei einstweilen sorglos existieren könnte. Ich würde die poetische Arbeit dabei als Erholung vom Hauptgeschäft betrachten und dabei vielleicht weiter kommen, als bisher.

Um nun das gehörige Manuskript liefern zu können, würde ich für Ihr „Morgenblatt" die Erzählungen geben, die ich künftig mache, oder wenigstens soviel davon wünschbar wären; ferner für die „Vierteljahrsschrift" Aufsätze (ich habe soeben einen solchen projektiert über das Verhältnis der Schweizer und Deutschen zueinander jetzt und in Zukunft, sittenbildlich, kulturhistorisch und politisch, im Sinne einer größeren Verständigung, da das Franzosentum fortwährend Anstrengungen auch in der deutschen Schweiz macht), endlich kleinere Sachen für die „Allgemeine Augsburger Zeitung" je nach beiderseitiger Konvenienz, und regelmäßige Kultur- oder sonst zusammengefaßte Berichte aus der Schweiz, Rektifikationen, die etwa nötig sind, Verständigungen u. dgl. Kurz eine Art Korrespondenzen mit bestimmtem Zeichen, die ich aber auch in meiner Heimat müßte vertreten können. Wenn die „Allgemeine Augsburger Zeitung" beiläufig gesagt, noch ein Wort über zwei Schriftchen über Dr. F. L. Keller (das eine von Bluntschli) brauchen kann, so bäte ich, mich es wissen zu lassen.

Der Briefbogen ist zu Ende, und ich breche daher kurz ab. Ew. Hochwohlgeboren werden schon aus dem Mitgeteilten klug zu werden wissen und mich gelegentlich mit einem Gutbefinden oder vielmehr Gutachten beehren können.

In ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit

Zürich, den 10. Mai 1861. Gottfried Keller.

46. An Orell, Füßli & Co.

Zürich, den 19. August 1861.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben mir neulich während meiner Abwesenheit eine Zitation zukommen lassen. Da ich durch Herrn Kempin, der mich vorgestern in den Laden hereinrief, erfuhr, es handle sich um eine neue Ausstattung oder Ausgabe der Gedichte, welche Sie aus dem C. F. Winterschen Verlage in Leipzig und Heidelberg an sich gebracht haben, so genügt es wohl, wenn ich Ihnen schriftlich mitteile, oder Sie nur darauf aufmerksam mache, daß an den noch vorhandenen Exemplaren, von allfälliger Buchbinderarbeit abgesehen, nichts abgeändert werden darf. Am wenigsten könnte ich dulden, daß etwa ein neuer Titel mit einer späteren Jahrzahl gedruckt würde, da ich diese Gedichte jetzt aus kritischen Gründen nicht mehr so herausgeben würde und nicht mehr anerkennen darf, was ich vor fünfzehn Jahren ohne genugsame Kritik drucken ließ.

Außerdem erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, daß der Druck, also die ganze typographische Ausstattung des Büchleins, meine Sache war und der Verleger nur die fertige Auflage (das Heften sogar inbegriffen) abkaufte und per Exemplar bezahlte. Es kann also von irgend typographischen Änderungen nicht die Rede sein, was mir bereits hochgestellte Juristen bestätigt haben.

Dies ist alles, was ich meinerseits in dieser Sache glaube bemerken zu können, und zeichne mit Hochschätzung

als Ihr ergebenster Gottfried Keller.

47. An Nationalrat A. Wapf in Luzern.

Hochgeachteter Herr!

Sie haben die Freundlichkeit, mir die Nro. 244 der „Luz. Ztg." zu übersenden, in welcher das Gedicht „Waldstätte" mit einer poetischen Erwiderung des mir unbekannten Herrn „Klausner von Saalberg" und mit einer Einleitung in Prosa abgedruckt ist, welche das erstere Erzeugnis als ein ganz neues, als einen gewissermaßen in jüngster Gegenwart gegen die Urschweiz gerichteten absichtlichen Angriff darstellt. Sie erinnern mich dadurch an unsere unlängst geführte Unterredung, während der Sie mich um Aufschluß über den Sachverhalt hinsichtlich dieser ungeschickten Affaire ersuchten, die sich nun seit Monaten fort-

spinnt und wie es scheint nicht zur Ruhe kommen kann. Gern ergreife ich endlich den Anlaß, mich gegen werte Eidgenossen selbst auszusprechen und den Hergang einfach zu erzählen, so weit er mich berührt. Das fragliche Gedichtchen ist im Jahr 1845, zur Zeit des Sonderbundes und der Freischarenzüge, entstanden, vor dem Ausbruche eines Bürgerkrieges, als man sich gegenseitig nicht nur mit dergleichen Anreden traktierte, sondern auch schon aufeinander schoß. Es ist also nichts anderes, als ein Zeit- und Streitgedicht aus jugendlich leidenschaftlicher Feder. Gedruckt ist dasselbe erschienen in meiner ersten Gedichtsammlung, Heidelberg bei C. F. Winter 1846, und scheint bis auf die neuste Zeit von niemandem bemerkt worden zu sein, als von meinem verstorbenen Freund Wilhelm Baumgartner. Dieser teilte mir nämlich vor ungefähr zwei Jahren, als er schon den Keim seiner Todeskrankheit in sich trug und daher kranken Stimmungen unterworfen war, eines Tages mit, er gehe damit um, das Lied „Waldstätte" für Männerchor zu komponieren, und gedenke ein eigentümliches Opus zu liefern. Überrascht sagte ich ihm sofort, er erweise mir hierdurch keinen Gefallen, da ja der Friede längst geschlossen sei und ein solcher Gesang sich seltsam ausnehmen müßte mitten im Gedeihen des erstarkten neuen Bundes. Wie könne er sich nur z. B. einen Gesangverein vorstellen, der sich vornähme, das Lied etwa an einem eidgenössischen Sängerfeste vorzutragen und damit vier Kantone in Bausch und Bogen auszuhudeln mit den leidenschaftlichen Worten einer Kriegszeit, die, Gott sei Dank, vorüber sei. Denn wenn die römische Wirtschaft auch vielfach forthause in unsern Bergen, so handle es sich nicht mehr um die vier Länder, die politisch verbunden und militärisch gerüstet uns mit Regierungen und Volk feindlich gegenüberständen, geleitet von Führern, die fast alle vom Schauplatze abgetreten seien usw. Ich bat meinen Freund, die Sache um so eher fallen zu lassen, als ich mir längst vorgenommen hätte, das Lied zu streichen, sobald ich Gelegenheit fände, eine neue Zusammenstellung meiner Sachen zu unternehmen, wobei es mir dann unangenehm wäre, das, was ich auch aus allgemein kritischen Gründen zu unterdrücken wünsche, gerade durch Freundeshand wieder aufgewärmt und erhalten zu sehen. Baumgartner kam auf die Sache nicht mehr zurück, namentlich erwähnte er mit keiner Silbe, daß er die Komposition dennoch ausgeführt habe. So erschien dieselbe denn, und mit ihr der Text, mir gänzlich unbewußt und nach dem Tode Baumgartners, in einem Heft Männerchöre, von wo aus der einfältige Handel dann seine Reise durch die Zeitungen antrat und bald da, bald dort immer

wieder auftaucht, trotzdem von verschiedener Seite auf die Entstehungsweise des in Rede stehenden Erzeugnisses hingewiesen worden ist. Eben die Hartnäckigkeit, mit welcher an der Angabe festgehalten wird, es sei dasselbe eine unmittelbar jetzt geschehene Expektoration eines Zürchers, scheint mir charakteristisch für gewisse Tendenzen zu sein, und sie zwingt mich, anläßlich eines an sich unbedeutenden Produktes so viele Worte zu machen. Die schon verschollen gewesenen Verse erst recht wieder verbreitet zu haben, dürfte nicht einmal die Schuld besagten Gesangheftes, sondern eher diejenige der scheinbar entrüsteten Herren Publizisten sein. Wenn Sie, hochgeachteter Herr, etwas dafür tun wollen, diesen Sachverhalt namentlich Ihren Luzernischen Mitbürgern, die etwa irregeführt und geärgert sein sollten, bekanntzumachen, so würden Sie mich zu einem Danke verpflichten, der meiner für alle Schweizer gleichen eidgenössischen Gesinnung entspräche, möge diese Gesinnung denselben von noch so geringer Bedeutung sein.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Zürich, 10. Sept. 1867. Gottfried Keller.

48. An Zuchthausdirektor Wegmann.

[Zürich, 1868.]

Lieber Freund! Ich danke Dir für das heutige Zeichen der Erinnerung, es ist sehr hübsch und poetisch. Ich selbst würde nicht imstande sein, dergleichen zu unternehmen, es ist wie ausgestorben in mir. Die Tote hat mich einen Augenblick angesehen und ist dann ihren einsamen Weg weitergegangen, ohne zu ahnen, an was sie vorüberging[1]). Dein G. Keller.

49. An Regierungsrat Johann Kaspar Sieber.

Hochgeachteter Herr Regierungsrat!

Sie haben bei Anlaß meines fünfzigsten Geburtstages, als derselbe von wohlwollenden Sängern und Jünglingen zum

[1]) Ein Hetzartikel des Winterthurer „Landboten" hatte, Kellers Trinkfreudigkeit aufbauschend, den politischen Gegner angegriffen. Die Absicht, den Staatsschreiber von seinem Posten zu verdrängen, mißlang; aber der Zeitungsaufsatz wurde in einer Gesellschaft vorgelesen, bei der sich auch Kellers Braut befand. Diese nahm sich die Sache so zu Herzen, daß sie sich ertränkte. Der Freund schickte aus diesem Anlaß Keller ein Gedicht, worin der volkstümliche Kehrreim „Ich sitz' auf einem kalten Stein, und wer mich lieb hat, holt mich heim" zum Leitmotiv für das Leben der Unglücklichen gemacht war. Darauf antwortete der Dichter mit dem obigen Schreiben.

Gegenstande einer freundlichen Feier gemacht worden ist, mir die außerordentliche Ehre einer urkundlichen Hervorhebung meiner geringen Gaben und Verdienste als Dichter erwiesen und dadurch jenem für meine Ansprüche ohnehin zu stattlichen Festabend ein offizielles Moment beigemischt.

Der Dank, welchen ich Ihnen, hochgeachteter Herr! für das mir zuteil gewordene, wenn auch nicht verdiente Wohlwollen auszusprechen mich verpflichtet fühle, ist aufrichtig; denn Sie haben durch Hinweisung auf in meinen schriftstellerischen Erzeugnissen enthaltene Anklänge mir eine wertvolle Mahnung zugut kommen lassen, deren fleißigere Befolgung mir selbst nur zur Befriedigung gereichen müßte: es ist der Hinweis auf das, was ich im Sinne einer mehr unmittelbar auf unser Volk gerichteten Tätigkeit nicht sowohl getan habe, als bei festerer Zusammenfassung meiner Absichten und Kräfte vielleicht tun und wobei ich möglicherweise an der Lösung der Aufgabe mitwirken könnte, volkstümlich zu schaffen, ohne die Gesetze des Schönen und der echten Poesie zu verlassen in Betreibung einer bloßen Didaktik und Utilität in gebundener oder ungebundener Rede.

In der Tat schwebte mir schon länger die Zeit als eine bessere vor, wo der nationale Dichter wieder dieselbe und eine Sprache führen darf, ja soll, für alle Kreise seines Volkes, und wo diese Bedingung gerade zum Kriterium einer erreichten höheren Stufe werden wird.

Ich glaubte diese Zeilen des Dankes mit einem aus den letzten Jahren stammenden Produkte begleiten zu können, welches zum Drucke vorbereitet ist; da die Sache sich aber sehr verzögert, so darf ich jene nicht länger zurückhalten, und ich ersuche Sie, hochgeachteter Herr Regierungsrat! die damit verbundene Versicherung vollkommener Hochachtung und Ergebenheit genehmigen zu wollen.

Gottfried Keller.

Zürich, den 2. Weinmonat 1869.

50. An die erste Sektion der philosophischen Fakultät der Hochschule Zürich.

Hochzuverehrender Herr Dekan! Hochzuverehrende Herren!

Sie haben in die Überraschung, welche mir bei Anlaß meines fünfzigjährigen Geburtstages von freundlichen Jünglingen und Sängern bereitet worden ist, durch Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie eine erhöhte Überraschung von zwiefacher Wirkung hineingetragen. Einerseits schien das Unternehmen jener wohlwollend Gesinnten von ernster Stelle herab gebilligt

zu werden; andrerseits aber mußte in mir selbst der beschämende Zweifel an der Begründetheit der erfahrenen Auszeichnung verdoppelte Kraft gewinnen.

Als mir aber der Text der großmütig erteilten Urkunde vor Augen kam, ließ die Andeutung jenes Bildes, welches der römische Satiriker von dem besseren Dichter entwirft, das leichte Poetenblut trotz der vorgerückten Lebensjahre wieder obsiegen, so daß es zwar nicht das Bild auf sich selber wörtlich anzuwenden sich unterfing, wohl aber dasselbe als einen heitern Gruß höchst würdiger und gelehrter Männer und somit letzteren als einen anmutigen Glücksfall begriff.

Und da nun eine kluge Besonnenheit, welche ja von wahrer Philosophie nie ganz getrennt sein darf, gebietet, auch dem flüchtigen Glück einen inneren Vorteil abzugewinnen und so den Sonnenblick möglichst festzuhalten, so glaube ich, solches am besten zu erreichen, wenn ich mich mehr als bisher daran erinnere, daß die Stätte meiner Geburt und meines Aufenthaltes auch die Stätte einer hohen Schule ist.

Die Nähe dieser Schule soll gewissermaßen von selbst einen bedachteren Fleiß sowie einen einheitlicheren Gedankengang auch für den frei dahinlebenden Dichter bedingen. Haben Sie vollends im Namen derselben den unbekümmert Wandelnden mit so günstigem Gruße angerufen, so erlauben Sie ihm auch, hochzuverehrende Herren, Ihnen als passendsten Ausdruck des herzlichsten Dankes hiefür die Hoffnung auszusprechen, daß es ihm, aufgemuntert durch solchen Ruf, vergönnt sein werde, bis zum Schlusse seiner Tage sein literarisches Wirken noch zu einem geistigen Ganzen zusammenzufassen und zu einer festeren Gestaltung zu bringen.

Genehmigen Sie, Herr Dekan, hochzuverehrende Herren, die Versicherung der vollkommenen Hochachtung, womit verharrt

Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, den 5. Oktober 1869.

51. An Emil Kuh.

Zürich, 3. April 1871.

Verehrter Herr!

Widerwärtige Ereignisse haben die vorher schon verzögerte Erwiderung Ihres wohlwollenden Briefes vom 20. Februar noch länger hinausgeschoben; nun aber darf ich nicht länger säumen, Ihnen für alle meinem zweifelhaften Buche erwiesene Aufmerksamkeit und Freundlichkeit herzlich zu danken. Ihren Aufsatz

hatte ich seinerzeit sofort zu lesen bekommen, da ein Nachbar, welcher die „Neue Freie Presse" hält, mir die betreffende Nummer frisch zum Frühstücke herüberschickte, als sie ankam.

Das Unglück des Buches liegt in seiner Entstehungsweise. Der Verleger fing gleich an zu drucken, als er etwas Manuskript hatte; ich fuhr dennoch langsam fort, mußte aber dafür alles Geschriebene sofort absenden und konnte so buchstäblich die fertigen Kapitel und Seiten fast nie zum zweitenmal übersehen; so blieben eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten stehen, die man schon bei einer zweiten oder vielmehr ersten Wiederlesung zu entdecken und beseitigen pflegt. So gleicht das Opus einer Zeichnung, auf welcher neben den letzten Federstrichen noch alle anfänglichen Kohlen- und Bleistiftstriche nebeneinander zu sehen sind, ja sogar noch der Verderb und Schmutz des Papieres durch die arbeitende Hand haftet.

Die Aufmerksamkeit, welche Sie der Sache in so wohlwollender Weise zugewendet haben, macht mich aufs neue schwankend, ob ich das Buch gänzlich aufgeben und vergessen, oder durch eine neue Ausgabe gelegentlich zu retten suchen soll, da allerdings, das fühle ich wohl, stofflich und auch auf einigen Seiten vielleicht in der Form, etwas darin ist, das man nur einmal hat und geben kann.

Und da will ich Sie denn, verehrtester Herr, zum Dank für Ihre Güte, gleich anpacken und zum unfreiwilligen Zeugen meiner diesfälligen Betrachtungen machen.

Neben der selbstverständlichen Streichung alles Langweiligen und Geschmacklosen käme die äußere Anlage überhaupt in Frage. Entweder könnte man die Komposition in aller Gemütsruhe sorgfältiger ausbauen und abrunden, gleichzeitig durch gute Ökonomie etwas knapper und dadurch pikanter halten; oder man müßte die abgeschlossene Form ganz aufgeben und dem Roman einen künstlich fragmentarischen Anstrich verleihen, so daß alles drin stünde, was man sagen will, ohne daß der Rahmen fertig ist. Man würde den ganzen Eingang streichen und gleich mit der Jugendgeschichte beginnen, sodann dem übrigen Teil gleichfalls den Charakter einer Aufzeichnung von dritter Hand (nicht derjenigen des Romanschreibers) geben und die nötige äußere Wahrscheinlichkeit hineinbringen. Item, auf irgendeine Weise müßte die Unberatenheit des Machwerks verschwinden; sie ist es, welche den nicht spezifischen Beurteiler und Leser ärgert und verwirrt.

Wenn Sie gelegentlich (ich hoffe Ihnen in nicht zu ferner Zeit einen zweiten Band „Leute von Seldwyla" schicken zu

können) mich wieder mit einigen Zeilen erfreuen mögen, so sagen Sie mir vielleicht Ihre Ansicht über das Obige?

Sie sehen, daß ich nicht schüchtern bin und mir gleich erlaube, nur von mir selbst zu sprechen. Sie werden aus dem Gesagten aber auch entnehmen, daß ich mit der kritischen Seite Ihres Aufsatzes ganz einverstanden sein muß und froh, daß ich nicht schlimmer wegkomme. Die lobende Seite dagegen läßt mich erkennen, daß wir es mit einem guten Enthusiasten in Herrn Dr. Emil Kuh zu tun haben, der sich wohl gar einen Gegenstand seiner Zuneigung vom Zaune bricht und aus Steinen Brot macht! Item, meine grämliche Skribelei hat doch auch einmal auf ein Herz gewirkt und so wieder ihre mannigfaltige Auffaßbarkeit bekundet. Vor ein paar Jahren hielt ein Franzose in einem Buche (in dem er auch Friedrich Hebbel besprach) den „Grünen Heinrich" für eine grausame Satire auf deutsches Wesen, geschrieben von einem geistreichen, aber schnöden und gewaltsamen Kopf!

Die widerwärtigen Dinge, von denen ich im Eingange sprach, haben Sie seither ja auch in Ihrer Nähe erlebt, die Störungen deutscher Friedensfeste. So schändlich die Sache nach außen aussieht und mich selbst berührte (ich wohnte der Feier in Zürich nebst andern Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheuern Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen. Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Literatur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärmes selbst. Die Erscheinung der 80000 Rothosen[1]) hat dann den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt.

Doch das Papier ist voll, und ich empfehle mich bis auf weiteres als Ihr achtungsvoll ergebener

G. Keller.

52. An Ferdinand Weibert, den Inhaber des Verlags Göschen.

Hochgeehrter Herr!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die freundliche Zusendung, mit welcher Sie mich unterm 2. d. Mts. beehrt haben.

Eine größere Arbeit, welche mich seit Jahren, wenn es die

[1]) Die Internierung der auf schweizerisches Gebiet übergetretenen Armee Bourbakis.

Muße erlaubt, beschäftigt[1]), ist mit Beziehung auf das Verlagsgeschäft schon untergebracht resp. verpflichtet. Dagegen liegt ein wunderliches Werklein vor, das im Druck etwa 8—10 Bogen stark würde, und das ich einmal wieder vornehmen und durchsehen will. Wenn ich dazu gelange, dasselbe zu überarbeiten und zu veröffentlichen, so wird es mir Vergnügen machen, Ihnen alsdann die Sache mitzuteilen, da die Verlagsgesellschaft, welche Sie unsereinem anbieten, eine so gute und ehrenvolle ist.

Mir also weitere Mitteilungen vorbehaltend empfehle ich mich mit ausgezeichneter Hochachtung

als Ihr ergebenster

Zürich, 20. August 1871. Dr. Gottfr. Keller.

53. An Emil Kuh.

Zürich, 10. September 1871.

Hochverehrter Herr!

Es sind leider auch wiederum sechs Wochen verflossen, seit ich Ihren abermal so wohlwollenden Brief aus Berchtesgaden erhalten. Nichtsdestominder danke ich Ihnen mit noch frischem Dankgefühl für alle erwiesene Freundlichkeit, wobei ich über den starken Tabak Ihres gütigen Lobes bescheidentlich hinweggehe.

Die „Iris" habe ich seither auch erhalten und danke herzlichst für deren Zusendung; ich werde Ihnen das Buch nach Wien zurückschicken. Ich erinnerte mich plötzlich, daß ich den eleganten Band seinerzeit als Novität in den Händen gehabt, aber nicht gelesen hatte. Mit großem Interesse hatte ich Ihre Bemerkungen über den „Spielmann" in Ihren Grillparzerartikeln gelesen und war begierig, die Erzählung kennenzulernen. Das Buch befindet sich auf einer mir leicht zugänglichen Bibliothek hier, aber ich wußte nicht mehr, daß der kleine Schatz darin steckt, so daß ich die Erzählung doch erst aus Ihrer Sendung kennenlernte. Es liegt ein tiefer Sinn in der scheinbar leichten Arbeit; die Gewalt der absolut reinen Seele über die Welt.

Ich danke auch für den Blick, den Sie mir in Ihr Familienleben freundlich gestatten. Leider kann ich der Geschäfte halber diesen Sommer nicht abkommen, sonst würde ein Abstecher nach den bayerischen Alpen mir gar wohl eingefallen sein. Das Touristengewimmel wird zwar dort kaum weniger wimmeln, als gegenwärtig hier.

[1]) „Die Leute von Seldwyla" oder das „Sinngedicht".

Ihre Gedanken über eine Renovation des „Grünen Heinrich", welcher Pechvogel einmal Ihre Gunst gewonnen hat, sind mir sehr willkommen und anregend; sie treffen zum Teil mit dem zusammen, was ich selbst darüber gedacht. Die Umwandlung des jetzt von dritter Person Erzählten in Selbstbiographisches würde natürlich eine Umschreibung von Wort zu Wort erfordern, wobei dann das Auswüchsige von selbst beschnitten würde. Die Versetzung des Schlusses an den Eingang, welche Idee mir neu ist, leuchtet mir sehr ein; ich gewänne dadurch für den Buchanfang gleich Stoff für den guten Erzählerton, während der jetzige Eingang zu inhaltlos geschwätzig ist. Machen Sie mir hier keine Einwendungen! Größere Ökonomie und Knappheit ist nötig, wenn unsere Opuskula sich leidlich konservieren sollen. Die Nuditäten 2c. müssen selbstverständlich wegfallen; sie stammen aus der Zeit, da dergleichen in der Luft lag, sind völlig unnötig und hindern ein Werk, seinen Weg zu machen. Abgesehen davon, daß es die roheste und trivialste Kunst von der Welt ist, in einem Poem den weiblichen Figuren das Hemd übern Kopf wegzuziehen.

Sie sind leider auch hinter meine Gedichte geraten. Auch hier muß ich neu anfangen und gehe damit um, eine purifizierte und mit Neuem vermehrte Sammlung anzulegen. Inzwischen wünsche ich, daß die alten Bändchen so wenig als möglich vermerkt werden. Man ist in der Jugend immer selbst schuld, wenn man mit dergleichen nicht durchdringt, sei es aus Leichtsinn, sei es wegen schlechten Beratenseins.

Der zweite Band der „Leute von Seldwyla" soll womöglich noch dies Jahr kommen. Wenn Sie sich wirklich nochmals mit meinen Sachen befassen wollen, so würde ich Ihnen doch eher raten, noch einige Zeit abzuwarten, bis noch einiges erschienen ist, das ich angefangen habe und mein geringes Wesen in der Literatur etwelchermaßen ergänzen wird. Ich hoffe auch, mich in nicht zu ferner Zeit von meinem Amte freimachen zu können, um während der mir noch übrigbleibenden besseren Jahre die mir zukommende Arbeit rasch nacheinander abzutun und mich dann bestens zu empfehlen.

Bei Gelegenheit des Amtes bitte ich Sie, die Adresse an mich ein bißchen vereinfachen zu wollen. Die Stelle des zweiten Staatsschreibers ist neuerlich aufgehoben worden, so daß ich jetzt nicht mehr erster, sondern als Unikum bloß Staatsschreiber schlechtweg heiße. Mitglied des Großen Rates (d. h. der gesetzgebenden Behörde unserer kleinen Republik) bin ich nicht mehr, da die Herren Bauern meiner Heimatsgegend mich nicht mehr

wählten, weil ich während einer Verfassungsänderungsbewegung ihnen zuwenig modern demokratisch und zuviel bloß repräsentativ republikanisch schien. Item, ich lief ihnen nicht nach, was, wie Sie sehen, auf Briefadressen nicht ohne Einfluß ist.

Mit den besten Grüßen Ihr hochachtungsvoll ergebener

G. Keller.

54. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 28. Dezember 1871.

Hochgeehrter Herr!

Es war mir nicht mehr möglich, Ihnen mitfolgendes Manuskript vor Weihnachten vorzulegen, wie Sie es gewünscht hatten.

Dagegen stehen Ihnen nunmehr diese „Sieben Legenden" für Ihren Verlag zur Verfügung, insofern Sie noch immer Lust dazu haben. Im letzteren Falle würde ich Sie bitten, einen Kontrakt zu entwerfen, in welchen ich meinerseits die Bedingung aufgenommen wünschte, daß, wenn ich oder meine Rechtsnachfolger je dazu kämen, Gesammelte Werke von mir herauszugeben (was in den nächsten Jahren keinesfalls in Aussicht steht, da eben nichts zu sammeln ist), alsdann diese „Sieben Legenden" ohne weiteres in solche „Gesammelte Werke" aufgenommen werden dürfen.

Was die Größe der Auflage und das Honorar betrifft, so wünschte ich, daß Sie (indem ich seit Jahren derartigen Verkehr nicht mehr hatte) die Ihnen angemessen und zweckmäßig scheinenden Vorschläge machen möchten.

Auch wünschte ich, daß das Werklein noch vor Ostern erschiene, aus persönlichen Gründen, ansonst ich es noch liegen gelassen hätte.

Ich habe geglaubt, ein kleines Vorwort machen zu sollen. Wenn Sie Herrn Professor Vischer in Stuttgart kennen und Sie vielleicht ebenfalls Zweifel in die Zweckmäßigkeit eines solchen setzen, so haben Sie vielleicht die Güte, ihm, wenn Sie den Druck wirklich beschließen, dasselbe zu zeigen. Er weiß von der Sache. Wenn er der Ansicht wäre, gar nichts zu sagen, so würde man das Vorwort einfach weglassen.

Ihre gefälligen Mitteilungen nun gewärtigend verbleibe ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Gottfried Keller.

55. An Franz Duncker.

Verehrter Herr Duncker!

Ihre Interpellation kommt mir gar nicht überraschend vor, und ich will mich beeilen, dieselbe so gut es geht zu beantworten. Die „Legenden" habe ich niemandem angeboten, sondern es hat der Herr Verleger, den ich gar nicht kannte, von sich aus etwas von mir verlangt. Da das Büchlein schon seit Jahren fertig dalag, so habe ich es ihm gegeben. Ihnen würde ich es ohnedies nicht als Ersatz der zwei Bände Novellen angeboten haben, da ebendiese Novellen im Umfange, der im Vertrag bestimmt ist, Ihnen zukommen und zukommen werden und nicht irgend etwas anderes. Nachdem ich einmal durch mein Amt, zu dem in den letzten Jahren noch zeitraubende und aufregende Staatsänderungen mit unendlichen Protokollen 2c. kamen, in die abenteuerliche Verzögerung hineingeriet, so wollte ich den Zeitverfluß den Novellen wenigstens auch in dem Sinne zugut kommen lassen, daß sie wirklich fertig und reif werden, so weit das an einem alten Holzapfelbaum möglich ist. Sterben werden wir darüber nicht, und wenn Sie mich inzwischen etwa mit dem „Schein" bedrohen wollten, so würde ich schnell noch eine Porzia heiraten, die mich rettete.

Ihr Buch werde ich jedenfalls sobald als immer tunlich abliefern, da ich jetzt ernstlich gesonnen bin, noch einige Jahre zu schriftstellern und dazu tabula rasa haben will. Einer oder der andern Entschließung, zu der Sie sich bis dahin bewogen finden, mit Ehrfurcht entgegensehend, verbleibe ich Ihr mit Hochachtung ergebener

G. Keller.

Zürich, 28. April 72.

56. An Friedrich Theodor Vischer.

Zürich, 19. Mai 1872.

Verehrter Freund!

Die Muße eines trüben Pfingstmontags abschließend, habe ich eben den Vortrag über „Krieg und Künste" fertig gelesen, den Sie mir durch den Herrn Verleger gütigst haben zukommen lassen. Ich gratuliere Ihnen neuerdings zu den stoffgebenden Ereignissen und sodann des Werkleins wegen selbst, das auf seinem Felde ein würdiges Monument bildet und mit der Theorie des Vorwortes zusammen wiederum eine interessante Studie ist.

Die Theorie freilich, oder wenn man es einfacher eine Ma-

rime nennen will, wird wohl von einem gewissen Virtuosentum bestritten werden, welches nicht nur das letzte Wort niederschreibt und auswendig lernt, sondern auch an jeder Stelle Hebung und Senkung der Stimme, sogar ein Lächeln 2c. voraus eingeübt und festgestellt hat und den Eindruck der Unmittelbarkeit trotzdem zu machen behauptet; freilich auch beim größten Teile der Hörer, wie sie unsere Säle fassen, auch macht — in Abwesenheit der Katze!

Ich bin Ihnen auch noch meinen Dank schuldig für die freundliche Entgegennahme der Legendchen. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, einmal ein wenig ins Gericht zu gehen mit meinen Sachen, so ist es mir sehr lieb, wenn Sie noch einiges abwarten wollen: der zweite Band „Seldwyla" soll bis zum Herbst erscheinen. Auch ist noch einiges andere da, womit ich bei günstigen Zeitläufen gelegentlich abschließen kann. Glauben Sie alsdann eine bestimmte Figur von mir zu haben, so wird es mir allerdings zu großer Freude gereichen, gleich weit von unmotivierter günstiger Voreingenommenheit sogenannter Talententdecker und von der malitiösen Kühle Fernstehender entfernt, einmal sachlich behandelt zu werden und dabei zu lernen.

Mit den Legenden geht es mir seltsam; ich glaubte die Freiheit der Stoffwahl damit zu behaupten gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen, immerhin aber eine deutliche, gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie zu begehen. Nun lese ich heute, wie ein junger Landsmann, der Dr. Stiefel, der viel zu mir ins Haus kam und mich genau kennen kann, in der Wiener „Freien Presse" eine Art schwächlicher Denunziation à la Wolfgang Menzel gegen mich schmiedet! Es scheint überhaupt zuweilen, als ob die jungen Ästhetiker jetzt dozieren und schreiben, ehe sie lesen können, oder aber ein angehendes hinterlistiges Pfaffentum bildeten, welches das Wetter machen will. Mündlich muß ich diese unglücklichen sieben Geschichten auf alle mögliche Art kommentieren und erklären. Um so deutlicher werde ich in den nächsten Sachen für manche Leute sein.

Die tragikomische Geschichte mit dem alten Aufseß, der in Straßburg mit einer Hundepfeife nach Wasser pfeift, während solches im Zimmer steht, damit eine patriotische Feier stört, zu welcher er extra gereist ist, von alten Patrioten für einen auspfeifenden Franzosen gehalten und geholzt wird, ist eine ganz Jean Paulsche Schnurre — o weh, der Raum geht aus. Machen Sie's fertig!

Ihr G. Keller.

57. An die Herren Staatskanzlisten.

Es ist gestern nun wiederholt vorgekommen, daß beinahe das ganze Kanzleipersonal in verabredeter Weise und ohne irgendeine vorherige Anzeige oder Anfrage weggeblieben ist[1]). Ich bedaure daher, ankündigen zu müssen, daß ich in Zukunft ein solches Benehmen nicht mehr ohne Folgen hingehen lassen könnte.

Bei diesem Anlasse mache ich diejenigen Herren, welche sich ein systematisches Nichtinnehalten der vorgeschriebenen Kanzleistunden anzugewöhnen scheinen, darauf aufmerksam, daß ich auch diesen Übelstand pflichtgemäß nicht andauern lassen darf.

Zürich, 28. Mai 1872.

Keller, Staatsschreiber.

58. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 31. Mai 1872.

Hochgeehrter Herr!

Es ist mir allerdings eine freundliche und angenehme Überraschung, daß Sie eine zweite Auflage der „Legenden" nach so kurzer Zeit veranstalten wollen, und ich möchte es gerne als ein aufmunterndes Glückszeichen betrachten für eine anhaltende Wiederaufnahme und Abrundung meiner poetisch-literarischen Existenz. Sollten Sie indessen durch Ihr rasches Vorgehen wirklich zu Schaden kommen, so läßt sich derselbe bei Gelegenheit nachträglich schon ausgleichen; denn bei dem etwas starken Honorar möchte ich das nicht haben.

Beifolgend belieben Sie den Empfangschein für die mir unterm 28. dies gefällig übersandten 200 Taler mit meinem höflichen Danke entgegenzunehmen.

Ebenso danke ich bestens für die mir freundlichst zugesendeten Rezensionen. In der „Europa" habe ich eine solche nicht bemerkt. Das erste Maiheft der „Revue des deux mondes" hat die Übersetzung der ersten Legende „Eugenia" mit einer kurzen Besprechung gebracht; die Übersetzung schien mir ganz gut zu sein und besser als diejenige einer anderen, der letzten Legende, in der Lausanner „Bibliothèque universelle". Der etwelche Erfolg dürfte doch hauptsächlich in dem unversehenen Abspringen

[1]) Sobald der Herr Staatsschreiber aus dem „Steinhaus" ins Rathaus zur Sitzung des Kantonsrates ging, liefen die Kanzlisten zum Kegelschieben in eine benachbarte Wirtschaft; sie kehrten erst wieder in die Kanzlei zurück, wenn ihnen gemeldet wurde, daß die Sitzung zu Ende sei.

des Büchleins auf einen weltbekannten und doch so zur Seite liegenden Stoff liegen. Dabei muß ich aber dankbar der wohltuenden Freundlichkeit gedenken, welche Sie von Anfang an dem kleinen Wesen zugewendet haben.

Was Sie von meinen Gedichten schreiben, bringt mich auf eine Angelegenheit, welche mich in der Zukunft noch mehrfach beschäftigen wird. Leider sind dieselben (vor sechsundzwanzig Jahren erschienen) ohne mein Wissen schon vor manchen Jahren in die Hand von Orell, Füßli & Co. übergegangen, nachdem der frühere Inhaber der C. F. Winterschen Handlung gestorben war. Hätte ich eine Ahnung gehabt, so hätte ich den Rest der Auflage für den geringen Preis, der dafür gezahlt worden sein wird, natürlich selbst an mich gezogen.

Ein Bändchen „Neuere Gedichte" kam in den fünfziger Jahren bei Vieweg heraus. Bei einer Gelegenheit, als ein bei demselben Herrn Verleger erschienener Roman von mir in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren speziell in Zürich zu 5 Franken (statt 26 Franken) verkauft wurde, bat ich Herrn Vieweg, es mir doch zu sagen, wenn er etwa die „Neueren Gedichte" auch antiquarisch zu verkaufen gedächte. Es wurde mir hierauf nichts eröffnet. Seit einem halben Jahr aber stehen diese Gedichte an einem Schaufenster einer Zürcher Sortimentshandlung zu stark ermäßigtem Preise ausgestellt.

Dieser Sachlage gegenüber existiert nun mein Wunsch und Projekt, in etwa zwei Jahren, nachdem die erforderliche Arbeit getan sein wird, „Gesammelte Gedichte" herauszugeben, bestehend aus den purifizierten beiden, viel Unreifes enthaltenden Erstlingsbändchen und einem starken Zuwachs noch ungedruckter lyrischer Sachen. Die beiden früheren Bändchen werde ich in keinem Fall in der jetzigen Gestalt wieder abdrucken lassen. Die Frage wird nun sein, wie ich freie Hand bekommen kann für eine anständige und gereifte Gesamtausgabe der Gedichte. Am besten wird sein, die Sache im stillen abzuwarten, bis ich fertig bin; vielleicht haben bis dahin die Herren jene armen Jugendbändchen glücklich vertrödelt. Mit den Viewegschen ist es in diesem Falle dann überall aus. Mit Orell, Füßli & Co. läßt sich vielleicht, wenn ich bestimmt erkläre, daß ich *sein* Bändchen, wie es ist, durchaus nicht mehr erneuern lasse, vielleicht auch ein Abkommen treffen, obgleich diese Firma nicht ohne Absicht das Büchlein so hinter meinem Rücken akquiriert haben wird.

Für den Fall aber, daß ich wirklich mit ein und zwei Bänden „Gesammelter Gedichte" frei werde absegeln können,

denke ich mir jetzt schon gerne Ihren Verlag als einen besonders geeigneten und glückverheißenden und habe in diesem Sinne diese vorläufige Meldung von meinen lyrischen Schicksalen machen wollen, schon um Ihre Äußerungen nicht unerwidert zu lassen.

Auch zu anderem kommt schon Zeit und Rat, wie denn ein erzählender Band, der noch keinerlei Herren hat, auch in der Entwicklung liegt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster G. Keller.

Revisionsbogen der zweiten Auflage sind mir allerdings erwünscht; denn schon habe ich in der ersten Auflage ein Dutzend Stilkorrekturen angemerkt und zwar keine überflüssigen.

59. An Josephine Zehnder-Stadlin.

Zürich, 4. März 1873.

Hochverehrte Frau!

Ich fühle mich nicht wenig geehrt und geschmeichelt durch den wichtigen Auftrag, welchen Sie mir erteilen wollen[1]). Ausflüchte gibt es hier freilich nicht, sondern entschiedene Verweigerungsgründe, die Sie in Ihrem eifrigen Missionstriebe nur einen Augenblick übersehen haben.

Pestalozzis Buch hat nicht nur seine didaktische oder erzieherische Bedeutung, sondern, wie ich mich durch eine neue Lesung dieser Tage wieder überzeugt habe, seinen spezifischen Wert als schriftstellerisches Werk; es ist in seiner Art ein klassisches Buch, das nicht nur Tugend, sondern auch Schönheit besitzt, und zwar keusche Schönheit. Das muß man lassen wie es ist, wenigstens ich möchte mir nicht den Strohkranz eines Balhorn daran verdienen.

Will man das erreichen, was Sie bezwecken, so muß man eben etwas ganz Neues machen, und da muß halt in Gottes Namen wieder ein Pestalozzi kommen. Übrigens sollte „Lienhard und Gertrud" noch immer wirksam sein, das rein Menschliche darin ist ja immer das gleiche. Die Hauptdifferenz liegt in dem Feudalverhältnis, das in dem Buche noch existiert; aber das stört das eigentliche Volk nicht, welches das Fernabliegende eher liebt als haßt, wenn es liest, unähnlich den sogenannten Ge-

[1]) Die Lehrerin Josephine Zehnder-Stadlin, eine Freundin Pestalozzis, hatte Keller den Vorschlag gemacht, Pestalozzis berühmten Erziehungsroman „Lienhard und Gertrud" neuzubearbeiten.

bildeten, welche in den Romanen nur ihr eigenes Treiben und Kostüm antreffen wollen. Denken Sie sich nur die Menge neuer Gestalten, die eine Umarbeitung nach den Verhältnissen jetziger Zeit mit sich brächte, den modernen Lehrer, die Arbeiterfragen, die Sozialisten, den modernen Geistlichen, die Volksvertreter, Volksbeamten 2c. 2c., so werden Sie finden, daß vom alten Gebäude kein Stein auf dem andern bliebe und es mit der Umwandlung des Gerichtsherren in einen Fabrikherren und des Vogts in einen Gemeindammann nicht getan wäre.

Wenn Bitzius die Liebe Pestalozzis und dessen heiligen Berufsernst resp. die rechte Kenntnis gehabt hätte, so hätte er ein Äquivalent machen können; das Buch selbst hätte er, wenn er es überhaupt als ein zürcherisches und pädagogisches Produkt nicht gehaßt hat, gewiß nicht angetastet.

Auerbach hat in dieser Richtung manches mit Ernst und Glück angestrebt; aber es fehlt seinen Sachen das Bukett von „Lienhard und Gertrud“: die Einzigkeit, der Charakter des Unikums, des nur einmal und dann gut Gewordenen.

Das beste wäre vielleicht, zu machen, daß das Volk das Buch einmal für einen halben Franken haben kann. Die Franzosen verstehen das schon lange. Bei uns nur die Mucker; die sogenannten liberalen Volksbücher kosten immer noch ihr gutes Geld und werden am liebsten von den Volksschindern gelesen (um heimlich ein bißchen zu schimpfen), wie der rationelle Landwirt gern eine gute Schrift über Viehzucht liest.

Ich muß demnach mich schließlich, wie man zu sagen pflegt, herzlichst für das geschenkte Zutrauen bedanken. Ihrem verdienstvollen Werke[1]) mit Spannung entgegensehend, empfehle ich mich mit Verehrung und Ergebenheit.

Ihr G. Keller.

60. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 5. März 1873.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die freundlichen Zeilen, welche Sie unterm 24. Februar mir haben zukommen lassen. Das Unglück bei Freiligrath ist laut erhaltener Anzeige seither leider eingetroffen und der blühende Sohn tot und hin! Ich war letzten Sommer, als die Eltern einen Tag hier waren, Zeuge, mit

[1]) „Pestalozzi, Idee und Macht der menschlichen Entwicklung“ (1875). Keller entnahm dem Sammelwerk manche Anregung für seine „Züricher Novellen“, da es eine Menge öffentlicher und privater Dokumente zur Kenntnis der Zeit Pestalozzis enthält.

welcher Zärtlichkeit und Sorge sie an den Gesunden dachten und nach Hause drängten, um ihn abends, wenn er aus dem Dienste käme, nicht ohne Pflege zu lassen. Und jetzt!

Daß Herr Professor Mörike meine kleinen Sachen nicht verachtet, freut mich über alle Maßen[1]); möchte es mir gelingen, seine freundliche Meinung noch zu rechtfertigen, so gut als möglich. Herrn Professor Scherer habe ich dieser Tage zu schreiben Anlaß.

Was die Verlagsangelegenheiten betrifft, so haben Sie gerade in diesem Augenblick Gelegenheit zu einem Wagnis, wenn Sie wirklich Lust haben. Ich bin nämlich mit den „Leuten von Seldwyla" von Herrn Vieweg abgelöst. Als der Druck des zweiten Bandes beginnen sollte, eröffnete mir Herr Vieweg, daß der erste Band vergriffen sei und er eine neue Auflage derselben in der Weise übernehmen würde, daß beide Bände zusammen als neue Ausgabe in zwei Bänden erscheinen würden und zwar in der Art, daß die alten und die neuen Erzählungen (je fünf) neu zusammengestellt resp. verteilt würden.

Ich war schon vergnügt über diese Wendung; als aber die diesem Projekt entsprechende neue Kontraktstipulation kam, enthielt dieselbe zwei Bestimmungen, welche mir nicht konvenieren konnten. Während nämlich die Verträge über den ersten und zweiten Band eine Auflage von 1000 festgesetzt hatten, sollte es in dem neuen Vertrag auffälligerweise heißen: „die Größe der Auflage bestimmen die Verleger". Und als zierliche Ergänzung dieses Satzes sollte das Honorar für eine allfällig notwendig werdende dritte und weitere Auflagen nur noch die Hälfte des Honorars der zweiten Auflage betragen, aus welchem Grunde, war mir nicht ersichtlich.

Da ich bei vorgerückten Jahren und für den Fall einer lebhafteren literarischen Tätigkeit solche veraltete Verlagsherrenmaximen nicht brauchen kann, so habe ich den Herren Vieweg und Sohn vorgeschlagen, das Verhältnis aufzulösen, worauf sie entgegenkommend eingingen. Nach Empfang ihrer diesfälligen Erklärung habe ich heute einen schon vor längerer Zeit erhaltenen Honorarbetrag mit Zinsen zurückbezahlt und bin dafür in den Besitz der freien Verfügung über den ersten und zweiten Band gelangt. Das Manuskript für den letzteren werde ich sofort zurückerhalten. Wie Sie aus beiliegendem Exemplar ersehen, ist der

[1]) Weibert hatte geschrieben: „Eduard Mörike, dessen Kritik ich aus langjährigem Verkehr am höchsten stelle, sagte: ‚einen größeren Genuß als diese Lektüre [der „Sieben Legenden"] hätte er seit lange nicht gehabt, und eine vollendetere Darstellung wüßte er an keinem neueren Buche zu rühmen'." Die Stuttgarter Verehrer Kellers sähen den neuen Werken mit Spannung entgegen.

erste Band 32 Bogen stark, und der zweite wird die gleiche Stärke haben.

Ich bin also nun in die Lage versetzt, einen neuen Herrn Verleger suchen zu müssen, und biete Ihnen das Geschäft hiermit in erster Linie an. Mit Bezug auf den ersten Band ist dasselbe nicht ganz unbedenklich, da es lange gebraucht hat, bis die erste Auflage verkauft war. Dagegen habe ich manche Anzeichen dafür, daß ich erst anfange, ein größeres Publikum zu kriegen; die „Legenden" haben offenbar den Verkauf der „Leute von Seldwyla" beschleunigt, und der zweite Band dürfte auch den ersten wieder flottmachen.

Sollten Sie die Sache probieren wollen, so wären meine Bedingungen: Honorar 2000 Franks per Band, also für das ganze 4000 Franks bei 1200 Auflage, das übrige wie bei den „Sieben Legenden".

Ist es Ihnen bequemer, so kann die Honorarsumme auch in ungefähr gleichem Betrage in deutscher Währung festgesetzt werden.

Genieren Sie sich nun nicht im mindesten, verehrter Herr, wenn Ihnen die Sache doch nicht gelegen kommt oder gefällt, und sagen Sie mir fröhlich Ihren Entschluß, laute er ja oder nein!

Sollten Sie den Versuch eines billigeren Preises bei größerer Auflage machen wollen, so wäre ich zu einem solchen Zwecke auch zur Festsetzung einer größeren Auflage erbötig, wenn dergleichen überhaupt praktisch ist. Meine Bekannten klagen immer über die teuren Preise, während sie freilich unbedenklich das gleiche jeden Augenblick für ein Konzert oder eine Flasche Wein verwenden.

Ihr ergebener

G. Keller.

61. An Professor Adolf Exner.

Zürich, 18. März [1873].

Lieber Freund!

Wenn Sie noch nicht ausgeschlüpft sind, so muß ich Sie noch mit einer Lumperei plagen. Ich habe mich nämlich von meinem alten Verleger in Braunschweig losgemacht, da er mich anläßlich einer neuen Auflage des ersten Bandes von Seldwyla, die mit der Ausgabe des zweiten Bandes vereinigt werden sollte, übers Ohr hauen wollte. Ich bin nun mit beiden Bänden zu meinem Legendenfuhrmann nach Stuttgart übergesiedelt, der leider das neue Buch, in vier Bänden, erst im September ausgeben will.

Als mir aber die Viewegs die Manuskripte des zweiten Bandes zurücksandten, fehlte gerade „Der Schmied seines Glückes", von dem Sie die erste Niederschreibung mitnahmen. Auf geschehene Reklamation hieß es, einer der Viewegs habe es in Verwahrung, man weiß nicht wo, da er in Italien sei; man habe ihm sogleich geschrieben.

Sie sehen also, daß Sie das Manuskript noch nicht verbrennen dürfen, wenn es nicht schon geschehen ist, sondern mir es bereit halten müssen für den Fall, daß ich das andere nicht in einigen Wochen bekomme. Wenn es Ihnen als Erinnerung an das Frau Benndorfsche Symposion in Unterstraß teuer sein sollte, so will ich es Ihnen nachher wieder schicken, da ich es doch abschreiben lassen muß.

Es ist schändlich, daß Sie den poetischen Wert meiner schönen Geburtstagsdepesche nicht schon jetzt konstatieren, sondern sich hinter die Zukunft flüchten wollen[1]). Da soll sich einer anstrengen!

Ich habe jetzt die Sehnsucht, einmal etwas Ernsthaftes und Rührendes zu machen, aber es ist schwierig, aus den Possen herauszukommen, da einen die Welt immer wieder lächert. Für die neuen Seldwyler bekomme ich 4000 Fränklein, die ich im Geiste schon herumtrage wie der Hund einen gestohlenen Knochen. Wahrscheinlich werde ich noch ein Geizhals. Ich studiere daher neuerdings Ihren „Pfandbegriff", der ein Stolz meines Büchertisches ist.

Seien Sie also so gut, mir jenes Manuskript nochmals zu leihen![2]) Auch wünsche ich Ihnen glückliche und freudvolle Ferienwochen, empfehle mich in Ihrem Hause, soweit es mir bekannt, und bleibe im übrigen

Ihr alter

G. Keller.

---

[1]) Keller hatte mit folgendem Telegramm gratuliert:

„An jedem Tag im Jahr
Ist zwar der Welt ein Held geboren,
Doch hat den fünften Februar
Sie extra noch erkoren
Und spielt den Adolf Exner aus:
Darob nun Hauptrandal im Haus.
Und selbst in ferner Schweizerstadt
Zupft einer noch vergnügt am Draht."

Worauf Exner meinte: „Über den poetischen Wert Ihres Gratulationspoems wird die Zukunft richten."

[2]) Exner schickte die Niederschrift, und Keller kämmte ihm „allerlei Staub und alte Läusebälge" aus, so daß es nun drei Fassungen der Novelle gab: außer der endgültigen die im Besitz von Vieweg und Exner.

62. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 28. August 1873.

Hochverehrter Herr!

Der Inhalt des vierten Bandes[1]) besteht aus den beiden Erzählungen:

1. Leben aus Tod.
2. Das verlorne Lachen.

Sie werden sich einigermaßen über das lange Zurückhalten wundern. Das ist so gekommen. Die erste obiger Erzählungen habe ich nach nochmaliger Durchsicht zur Hälfte oder einem guten Dritteil umarbeiten müssen, weil die ursprüngliche Komposition doch gar zu absonderlich war und nicht in die Zeit gepaßt hätte. Ich habe in dieser Beziehung sonst immer alberne Bemerkungen zu hören seitens der Tageskritiker. Der Schluß der zweiten Erzählung fehlte überhaupt noch. Nun ist gerade über die Zeit, die ich zu verwenden hoffte, mein amtlicher Stellvertreter krank geworden, so daß ich nur wenig abkommen konnte. Nächster Tage werde ich Ihnen die erste Novelle schicken, und bis Sie mit dem Satz derselben, sowie mit demjenigen des zweiten Bändchens fertig sind, wird jedenfalls die zweite auch druckfertig sein.

Es kam auch hinzu, daß ich die von Vieweg nicht mehr zurückerhaltene Geschichte des ersten Bändchens „Der Schmied seines Glückes" neu wiederherstellen mußte. Da ich am Schreiben bin, so möchte ich, was ich schon mehrmals tun wollte, Sie bitten, auf meiner Adresse das pompöse „hochwohlgeboren" weglassen zu wollen oder die diesfällige Anweisung zu geben, indem diese hierzulande nicht übliche Höflichkeitsformel unter dem Personal, durch dessen Hände die Briefe gehen, bis sie an mich gelangen, einfältige und schiefe Bemerkungen veranlaßt. Ich erlaube mir diese kleine Petition nur wegen der größeren Frequenz unseres Briefwechsels, welche ja auch sonst möglichste Einfachheit empfiehlt.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ganz ergebenster G. Keller.

63. An die Schwester Regula Keller.

Liebe Schwester!

Nachdem ich zwei Tage in Salzburg gewesen, bin ich seit gestern an einem abgelegenen kleinen Bergsee, welcher der Mond-

[1]) Der „Leute von Seldwyla".

see genannt wird, und wo ein Rudel Wiener, Herren und Frauenzimmer, in Bauernwirtschaften leben. Wenn es etwas zum Schreiben geben sollte, so ist meine Adresse: G. Keller in See bei Unterach in Oberösterreich.

Heute regnet es unausgesetzt. Du mußt doch sehen, daß Du Äpfel kaufst; wenn sie auch 20 oder mehr Franken kosten, so ist es doch besser, man macht diese Ausgabe, als daß man bis zum nächsten Herbst gar nichts dergleichen hat.

Mit besten Grüßen Dein Bruder

G. Keller.

See, den 16. September 1873.

64. An Marie Exner.

Zürich, 19. Oktober 1873.

Hochschätzbarstes Fräulein!

Ich bin ein bißchen von langer Weile geplagt, und da fällt mir ein, daß mich dummen Kerl eigentlich nichts hindert, mich durch Anfertigung eines Briefes an entfernte Kurzweilige etwas zu zerstreuen. Weil aber der Herr Professor nie antwortet, so mach' ich Sie zum Chef der Firma und schicke das Geschreibsel Ihnen. Vorerst habe ich meine glückliche Ankunft in meiner Heimat zu melden, die schon vor einer Ewigkeit erfolgt ist. In München war ich zwei Tage geblieben, ohne eine bekannte Seele zu treffen. Ich hockte den ganzen Tag in den Sammlungen und abends im Theater, in „Was Ihr wollt" und dem „Figaro". Die Schacksche Bildergalerie ist wieder um eine Anzahl interessanter Bilder reicher, dagegen baut dieser sonst so geschmack- und talentvolle Baron das verrückteste Haus, das je existiert, ungefähr so:

Aber ich wollte Euch eigentlich noch vielmals danken für die gute neckische Behandlung und alle Freundlichkeit, was hiemit geschieht. Auf Weihenachten will ich Ihnen die Ohrringe meiner Großmutter schicken für den Fall, daß Sie sich nächste Fastnacht

wieder in Rokoko kleiden wollen. Sie dürfen sie schon annehmen, da sie nicht viel Wert haben.

Gestern war ich mit einer alten Herrengesellschaft am Rheinfall zu einem Herbstvergnügen mit neuem Wein und altem Champagner; ich habe erbärmliche Reden gehalten; nun bin ich voll Reue, und es ist mir Kopf und Herz schwer; auch fällt mir eben das weinende Sopherl am Mondsee ein mit seiner Backerei, o je! Was machen Sie, malen Sie fleißig und schön? Sind Sie wohl und munter? Wenn nun einige Wochen verstrichen sind nach Empfang dieses Briefes, so könnten Sie alsdann mir auch etwa eine halbe Seite voll Nachricht geben.

Bitte den immer noch unbeschlichenen Tyrannen Adolf zu grüßen, ferner die Filiale Winimund und Sigewarter[1]), den Schützenkönig Ernst und den Schürzenkönig Otto Fleischl usw. und sich selbst nicht zu vergessen. Bei mir hat das Teetrinken mit nachherigem Ausgehen begonnen[2]), von morgen an ohne Ausgehen; beträchtliche Ersparnisse stehen in Aussicht.

Ihr ergebener G. Keller.

65. An Emil Kuh.

Zürich, 23. Oktober 1873.

Hochverehrter Herr Professor!

Ihr freundlicher Brief aus Meran kommt mir gerade recht, da ich seit Tagen damit umgehe, meine Schuld wenigstens andeutungsweise abzutragen. Leider hatte ich Ihren Neapolitaner Brief verlegt, oder er hat sich unter meinen Papieren verschoben, so daß ich nicht nachsehen konnte, welchen Aufenthalt Sie für den Frühling angekündigt hatten.

Und nun noch der Unstern! Ich war im September drei Wochen im Salzkammergut mit Wienern zusammen und wäre beinahe anfangs Oktober über den Brenner gegangen, um unten herumzugehen und über Splügen oder Gotthard heimzukehren. Hätt' ich Sie in Meran gewußt, so wäre ich jedenfalls dorthin gekommen.

Nun muß ich aber mein herzliches Bedauern über Ihre Gesundheitszustände ausdrücken, die Sie so lange fernhalten, wenn auch in schönem Lande; hoffentlich ist es Ihnen aber dort dafür wohl, so daß Sie nicht leiden und Ihrer guten Geister froh sind.

[1]) Scherzhafte Vermischung von Siegmund (Name von Marie Exners Bruder) und Winiwarter (Name seiner Braut).

[2]) Marie Exner hatte an Keller geschrieben: „Trinken Sie fleißig Tee, der ist sehr gesund und führt direkt auf den Weg ins Paradies."

Ihre Aufsätze über Grillparzer hatte ich bald nach Ihrem Briefe von Wien her erhalten. Ich kann leider über des Dichters Psychisches Ihnen nur beistimmen, obschon die Selbstbiographie sich von anderem ähnlichen Regengeträufel durch viele einzelne Schönheiten und Gehaltstellen noch merklich unterscheidet. Ihr Spruch von dem Mangel eines tiefen Wohlwollens ist hart und wahr, wie ein gerechtes Urteil. Vielleicht mangelt auch noch ein jüngerer Bruder desselben, ein gewisser Leichtsinn, welcher Mangel den Mann von Jugend auf so ängstlich an der heimatlichen Bureaukratenkarriere kleben und ihn nie frisch und frei in die Welt ausfegeln ließ. Hätte er sich der Fremde anvertraut, so hätte sie ihn zu dem Ihrigen gemacht und der Heimat als einen gemachten Mann zurückgegeben. Wer aber unter Heimatliebe nur die Zuhausehockerei versteht, wird der Heimat nie froh werden, und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfaß. Um so ein größeres Wunder sind nun die guten Dramen, das ist doch ein tieferes Wohlwollen, das doch irgendwo heraus muß. Mit dem „Bruderzwist" und der „Jüdin" sind Sie mir noch ein bißchen zu glimpflich umgegangen; ich bin über das rein Schematische in der „Jüdin" fast empört; es kommt mir dieses Stück vor, wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist. Ich kann mir diese Macherei nur aus der eigensinnigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisiert hat. Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche literarische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging! Oder das künstlerische con amore Goethes, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war!

Aber dennoch bleiben die großen Sachen Grillparzers, was sie sind, abgesehen von den vielen schlechten Versen.

Und welch ein Olympier ist er wieder gegenüber dem unglücklichen Otto Ludwig, dessen kranke Selbstschulmeisterei eben jetzt in seinen Nachlaßsachen neu kolportiert wird, der sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben hat, um zu sterben, ehe er das erste Gericht essen konnte!

Da gibt es doch für das rechte Verhältnis und Maß von richtiger Arbeitsweise kein schöneres Muster als Schiller, ebenso entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen, wie vom resignierten Tändeln.

Wie sind Sie eigentlich mit den geistigen und literargeselligen Zuständen in Wien zufrieden? Leben Sie gerne dort? Ich weiß nicht einmal, ob Sie ein geborner Wiener sind!

„Die Leute von Seldwyla" sind jetzt im Drucke, der alte

Band und der neue zusammen, als zweite vermehrte Auflage in vier Bänden, in Stuttgart. Der erste Band ist bereits versandt. Wenn alle vier erschienen sind, so will ich sie Ihnen nach Meran schicken, etwa im November oder anfangs Dezember. Ich will jetzt alle Jahre noch was erscheinen lassen und hoffe noch an dramatische alte Träume zu geraten nach dem Sprüchwort: „Was man in der Jugend wünscht" 2c. Denn ich habe jüngst ein kleines Stücklein gefunden, das ich im dreizehnten Jahr machte!

Nun wünsche ich aber gute rasche Genesung. Ihr ergebener

G. Keller.

66. An Professor Adolf Exner.

Zürich, 20. Dezember 1873.

Lieber Freund!

Sie haben sich wacker gehalten, daß Sie mir was geschrieben haben, und ich wünsche Ihnen daher direkt ein glückliches Neujahr an; und zwar sage ich zu allererst, nehmen Sie sich doch mit Ihrem Hals in acht! Mit Trinken können Sie nichts einbringen, da Sie hierin schon wohlgezogen sind; aber mit dem vielen Rauchen können Sie gewiß etwas abbrechen, ich würde es wahrscheinlich gleich tun, wenn mir mein gemeiner Schlund nur ein bißchen weh täte! Frau Heim wird Ihnen hoffentlich seither geschrieben haben. Nun ist auch ihre Schwägerin[1]) krank, und man hat ihr das Leben abgesprochen; jedoch soll es seit einigen Tagen eine bessere Wendung genommen haben, wie der Schnupfheim[2]) sagt. Dilthey war letzten Herbst kein Leimsieder, er ging gleich nach meiner Heimkehr mit einem Schwager nach Oberitalien und sah schöne Bilder und Architekturen. Gröber[3]) ist nach Breslau berufen und von Regierungsrat Sieber eigenhändig in der Zeitung belobt worden, daß er mit Dank und Anerkennung von Zürich scheide (nicht wie Boretius[4]) und Benndorf). Er hatte nämlich ein sentimentales Entlassungsgesuch geschrieben in obigem Sinne.

Wegen des Novellentitels haben Sie recht gehabt, er lag mir schon lang im Magen, und habe nun einfach „Dietegen" gesetzt[5]). Die letzte Geschichte[6]) wird wohl nächstens gesetzt sein.

[1]) Frau Apotheker Müller in Zürich.
[2]) Ignaz Heim.
[3]) Gustav Gröber, der Romanist, Privatdozent in Zürich.
[4]) Der Jurist Alfred Boretius, 1868—1871 Professor in Zürich.
[5]) Exner hatte gemeint: „Leben aus Tod' klingt ein wenig altfränkisch-sentimental."
[6]) „Das verlorene Lachen."

Die ganze neue Sammlung kam mir nämlich so leicht und trostlos vor, daß ich wenigstens mit dem Schluß noch etwas in die Tiefe gehen wollte und mich nochmals dahintermachte. Ich bin froh, daß ich dies skurrile Genre, das ich der Zeit nach längst hinter mir habe, nun endlich auch äußerlich absolviert habe. Ich hoffe mich mit den Dunckernovellen (lucus a non lucendo) etwas herauszubeißen[1]).

Sie sind zu beglückwünschen, daß Sie sich einen so gemütlichen festen Wohnsitz gründen können in dieser Zeit der Wohnungsnöten. Sollte ich wirklich in das Gartengemach hingelangen, so wird es wenigstens nicht darin spuken, wenn Sie nicht einen Balken aus dem alten Hause mitgenommen haben; und auch Sie werden mir nicht auf den Kopf herunterspucken, wenn Sie oben herausschauen.

Mit unserer Bundesrevision rücken wir allmählich dem Ende entgegen in der Schweiz, und wird es hoffentlich nachher wieder einmal einen längeren Frieden geben. Auch in der breiten und weiten Welt draußen geht es doch ziemlich gleichmäßig vorwärts, so daß die tollen Franzosen nicht allzu schnell wieder werden Unheil anrichten können. Ich glaube sogar paradoxerweise, daß sie hiezu sogar zu spät kommen, da sie vorher ein vernünftiges Regiment, das dergleichen ausschließt, werden einführen und innehalten müssen. Wo nicht, so werden wir armen Schweizerlein zuerst mit ins Getümmel kommen, und dann kann sich allerlei Wunderliches ereignen.

Pfui, nun kannegießere ich sogar.

Wie steht's mit Ihrem heiligen Sebastian? Haben Sie ihn gekauft? Ich schicke Ihrer Schwester eine Zeichnung vom Mondsee mit einem Geier in der Luft, der gehört Ihnen. Nageln Sie das Blatt an die Wand und schießen Sie mit dem Blasrohr danach, das übt!

Nun gehaben Sie sich bestens und grüßen Sie alle andern Nimrode und Assyrer!

Ihr

G. Keller.

67. An Marie Exner.

Zürich, 3. Januar 74.

Grundgütiges Fräulein und Komp.!

Die Schachtel mit den zum Teil christlich-germanischen, zum Teil griechischen Geschenken ist glücklich angekommen und hat

[1]) „Galatea-Sinngedicht."

mich ganz verblüfft, Ihr Geldausgeber! Das Xenion des Herrn Adolphus habe ich glücklicherweise vorher gelesen und beiseite gehalten, da man so schon ein verdächtiges Gesicht über den Sinn der Sendung machte. Aber welch ein schönes Tuch![1]) der reinste Bischofsornat aus medizeischer Zeit! Das Bäumchen[2]) hat sich gut gehalten, nur ein paar Fläschchen sind leer angekommen mit eingedrückten Bäuchlein, ich sagte: „Kommt ihr mir so, ihr Esel? Was soll ich jetzt aus euch entnehmen, ihr schlechten Sachwalter?" Aber sie brachten nicht die geringste Entschuldigung vor! Die Mehrzahl ist indessen ganz geblieben, dank der rührend eigenhändigen Verpackung. Gewiß haben Sie das Schriftliche von den drei Brüdern für mich zusammengebettelt wie das liebe kleine Prinzeßchen im Märchen, das im Walde einen verfrorenen alten Kohlenbrenner fand und nach Hause lief und seinen Brüdern das Vesperbrot für ihn abbettelte; drei gaben es ihm, und nur der vierte konnte nichts geben, weil er gerade auf der Jagd abwesend war, um die vielen Raubvögel zu schießen, welche zu jener Zeit die Luft verfinsterten, so daß man mit vieler Kunst ein Loch am Himmel suchen mußte, um sie nur fehlen zu können? Und wie gütig und langmütig und fein erlösen Sie mich von meiner Ohrringmarotte! Zwölf Monate brauche ich aber nicht, da ich sie schon lang wieder weggelegt hatte. Ich schicke sie also gleich jetzt mittelst eines fingierten Bücherpaketchens aus jener Zeit, da die Ringe getragen wurden, und bin froh, daß ich sie jetzt verschleppt und gut aufgehoben habe[3]). Das Psalmenbuch der Großmutter, in welchem noch Blumenblätter aus dem vorigen Jahrhundert lagen, hat man mir schon veraberwandelt und verbummelt. Die schmutzigen Bücher[4]), welche zum Packen dienen, stecken Sie in den Ofen, nachdem Sie einen Blick auf die „Kupfer" geworfen haben, welche von dem berühmten Professor Meyer in Weimar sind, von dem Goethe in seinen Werken fast auf jeder Seite spricht als von „unserm trefflichen Meyer", „würdigen Meyer", „höchst verdienstvollen Meyer" usw.

Beim Suchen dieser Herrlichkeiten stieß ich auch auf beiliegendes Bildchen, das ich dem Bruder Adolf widme. Was mein Aquarellbildchen betrifft, so sind Sie, wenn Sie es wirklich so sehen, wie Sie tun, ein glückliches liebes Sonntagskind, das mehr sieht, als wir Alltagskinder; aber ich mache jetzt das

[1]) Tischtuch.
[2]) Christbäumchen, an dem einige Likörfläschchen hingen.
[3]) Die Ohrringe waren verpackt in Karl Wilh. Ramlers Poetische Blumenlese auf das Jahr 1775, in deren Innern ein Loch für die Schmuckgegenstände angebracht war.
[4]) Schillers Musenalmanache für die Jahre 1796 und 1800.

andere Blatt jedenfalls noch fertig, und wenn ich mich an Ihnen etwas geübt habe, mache ich mal etwas für den Herrn Bruder, ist das nicht galant? Daß Sie zum Übungs- und Exerzierplätzchen dienen sollen?

Die Erzählung[1]) balsamieren Sie mir auch wieder schön ein mit Preis und Dank; item, es schmeckt doch gut, ich freß' nachgerade alles, was man mir ins Maul schmiert, und lecke noch nach dem Löffel! Aber ich fürchte, Sie kehren denselben unversehens einmal um und geben mir mit dem Stiel eins auf die Nase!

Nun will ich Sie aber nicht länger an allem Besseren hindern, was Sie gerade tun. Daß meine Geschreibseln Reliquien sein sollen, habe ich nicht behauptet, ich meinte nur, ich weiß selbst nicht mehr was.

Es dunkelt, und ich will enden; doch werden die Tage schon ein klein wenig länger. Nun stellt Euch meine Dankbarkeit so großartig vor, als Ihr wollt! Sie wird bald so chronisch bei mir, daß sie fast eine Art Gemütsverbesserung zuwege bringt! Übertrumpfen Sie mir das!

Gottfried Keller.

68. An Marie Exner[2]).

Zürich, 19. April 1874.

Der Fräulein Marie.

Mit Ihnen will ich nun das Geschäftliche wegen meines Hinkommens besprechen, da Sie doch das Hausmütterchen sind und für die Sachen aufkommen müssen. Daß ich mich etwas verklausuliere, kommt davon, daß ich die Götter fürchte, und nicht von der Unlust. Sie haben ja jetzt schon gesehen, wie es mit den Vorsätzen geht. Also das „Schlößl" ist mir das beste in jedem Fall, vorausgesetzt, daß es nicht gerade eine Ausspannung für Fuhrleute ist. Wenn ich dann dort bin, so komme ich jeden Tag ein paarmal zu Euch. Die Hauptsache ist, daß ich am Abend gut versorgt und nicht der Kneipwildnis von Wien überlassen bin oder wenigstens in guter Kompanie ausrücke. Was nun die Zeit betrifft, so schickt es sich für mich auch im Juli am besten; ich würde es dann so einrichten, daß ich etwa zehn Tage in Wien wäre und dann mit Euch an den Mondsee reiste, was ich mir als lustig vorstelle; dann aber nach ein paar Tagen mich seitwärts in die Büsche schlüge. Ich soll noch mit einem andern Wiener, der in Meran hockt, diesen Sommer

[1]) „Dietegen".
[2]) Beilage zu einem Briefe an Professor Exner.

irgendwo zusammentreffen, was alsdann am besten um jene Zeit geschähe. Wenn Ihnen meine Zusendung wirklich einiges Vergnügen gemacht hat, so bin ich über Verdienen belohnt. Ich würde am liebsten gleich wieder ein Bildchen anfangen, wenn es nicht zu weichlich wäre, zuviel für sein Vergnügen zu tun (husten Sie nicht!). Dem Herrn Bruder Karl will ich extra nach Troppau schreiben, sobald ich ihm ein Buch schicken kann, um ihn für den Ankauf des „Grünen Heinrich" zu strafen! Sein drolliges Schreiben hat mich sehr gefreut, obgleich die Sage von der Schlafzimmertreppe in See, die ich nun wiederholt vernehme, mir sehr dunkel klingt.

Der Frau X. habe ich ihre Sünden für einmal ausgelöscht, da so artig für sie gebeten wird. Ich habe ihr auch vor acht Tagen Ihren Gruß gebracht, was mir aber fast übel bekommen wäre. Ich erhielt schwarzen Kaffee und starken Kognak vorgesetzt, alles ganz gut. Bald jedoch kam Fräulein Y., die Sie gewiß kennen, und nun war ich mutterseelenallein mit den beiden Tigerkatzen eingeschlossen und keine menschliche Hülfe in der Nähe. Nur in einem entlegenen Zimmer lag der alte kranke Vater, der mir natürlich nicht beispringen konnte, wenn mein Jammergeschrei ertönte. Zum Glück verfielen sie zunächst auf das Kognaksaufen. Frau X. goß als Renommistin gleich ein Gläschen hinunter; Fräulein Y. dagegen lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, schlug die Beine übereinander und hielt, auf den einen Arm gestützt, mit dem gebogenen andern Arm und zwei Fingern das Glas in der Höhe ihrer Augen vor sich hin, famos! Sie sah akkurat aus wie eine etrurische Dame auf dem Wandgemälde einer antiken Grabkammer, wo die Toten als in schönem Lebensgenusse sitzend abgebildet sind. Es war nun eine Weile ganz still; bald aber erschienen mir die Damen wie zwei Schatten aus der Unterwelt, welche warmes Hammelblut trinken müssen, um zu etwas Seele zu kommen. Ihre Blicke schienen sich glühend und gierig auf meine unglückliche Korpulenz zu richten, ich begann zu ahnen, daß sie mich für einen fetten Schöps hielten, der zum Abschlachten gut sei. Frau X. näherte sich ihrem Spiegeltischchen, wo sie ein elegantes Kästchen stehen hat. Als ich neulich einen Blick hineingeworfen, hatte ich bemerkt, daß zehn scharfe stählerne Klauen darin sind, scheinbar zehn Fingerhüte, für jeden Finger einen. Diesem Kästchen trat sie nahe und mir der Schweiß auf die Stirn. In dieser Not ertönte plötzlich die Stimme ihres Mannes, der nach Hause kam, und ich war gerettet und echappierte augenblicklich, werde auch nie mehr allein hingehen, Sie mögen sagen, was Sie wollen.

Freilich hat es auf jenem Wege so viele Steine und noch viel mehr[1]); alle Steine der Welt sind dort, nur der Stein der Weisen nicht, er müßte denn rechts um die Ecke herum liegen, wo ich noch nachsehen will, wenn ich nochmals hinkomme.

Daß es der Fräulein Winiwarter besser geht, ist ja vortrefflich; grüßen Sie schönstens den Herrn Siegmund und überhaupt jeden, der es hören will, Herrn Seraphin nicht zu vergessen! Aber was ist's denn mit Ihnen selbst, daß Sie sagen, ich soll niemals zu streng sein[2])? Was für eine Teufelei beabsichtigen Sie mir anzutun, daß Sie sich jetzt schon Straflosigkeit sichern wollen? Nun ich werde mir jedenfalls den Schaden besehen, ehe ich amnestiere. Eigentlich werde ich doch nicht viel machen können; es guckt mir soeben ein blühender Kirsch- oder eigentlich Zwetschgenbaum mit der Abendsonne ins Fenster und stimmt mich mild und gnädig, und so sei's Ihnen denn zugesagt! Nur beißen Sie mir nicht geradezu den Kopf ab! Behüt' Sie der Himmel auch mit allen Ihren Siebensachen. Also im Juli werde ich im Hotel „Schlößl" einziehen, vorher aber nochmals schreiben und fragen, wie die Gestirne stehen.

Ihr ergebener

G. Keller.

69. An Marie Exner.

Zürich, 17. Juni 1874.

Gute Fräulein Marie!

Ich danke Ihnen schönstens für Ihren liebenswürdigen Brief. Halten Sie die Rosen[3]) nur gut in Zucht, es ist ein flatterhaftes Volk und abfällig wie die Juden im Alten Testament. Auf den 1. Juli werde ich schwerlich schon loskommen können, will aber so furchtbar schaffen, daß ich auf den 3., 4. oder 5. kommen kann.

Aber warum soll ich nun nicht zum „Schlößl" gehen? Ihr seid gewiß jetzt noch geniert durch mich! Indessen macht's wie Ihr wollt und habt den Schaden vor Euch! Ich weiß noch nicht, ob ich in einem Zug fahre, und würde in diesem Falle dann von hier aus telegraphieren, daß jemand zu Haus ist, wenn ich komme; mache ich aber etwa in München einen kurzen

[1]) Marie Exner hatte über Kellers Bild vom Mondsee geschrieben: „Nur wollt' ich noch sagen, so viele Steine waren doch nicht auf jenem Wege."

[2]) Auf Marie Exners Äußerung: „Kommen Sie und werden Sie niemals zu streng mit uns!"

[3]) Marie Exner: „Wie pflege ich meine Rosen und Nelken, damit sie hübsch frisch sind, wenn Sie kommen!"

Halt, so telesponsiere ich von dort aus[1]). Ich habe schon einen Plan von Wien gekauft für 1 Franken 35 Rappen, in dem ich vorläufig herumbummle. Vom Westbahnhof wird das Vehikel mit mir wahrscheinlich der Gürtelstraße entlang nach der Josephstadt fahren, wo ich auch eine Schlößlgasse bemerke, in der vermutlich das Hotel gleichen Namens liegt.

Nach Brixlegg geh' ich dann auch mit und wo Ihr wollt. Mein unbekannter Freund Kuh, Emil, der mich durchaus sehen will, wird dann wahrscheinlich im Vintschgau sein. Jetzt hockt er in Baden-Baden bei seiner Schwester Frau Caro auf einer Villa Caro, wohin ich hätte gehen sollen! Das sind mir aber ganz unbekannte Leute, und ich bin nicht sicher, mit meinem Saufen und meinen schönen Gesängen überall eine so magische Wirkung hervorzubringen, wie bei Euch![2])

Daß es sich mit Herrn Siegmunds Angelegenheiten[3]) so rasch und schön gewendet, ist ja höchst erbaulich; möge es den Leutchen gut ergehen immer und ewiglich. Ich werde ihnen eine Kaffeemühle kaufen und bin überzeugt, daß Siegmund die Bohnen so verständig und sorglich hineintut, wie die Schrotkörner in seine Jagdflinte am Mondsee. Denn wer eines recht tut, der tut alles recht!

Was Teufel tut Herr Seraphikus[4]) in Capri, ist dort seine Lehrkanzel?

Gestern ließ mich Frau Steinheim, die ich nicht zu sehen bekomme, durch Dilthey fragen, ob ich wisse, daß ihre Nichte und meine alte Freundin Ludmilla Assing von ihrem jungen Mann, dem Jägerleutnant, verlassen worden sei, der mit Geld und Gut ihr durchgebrannt? Also Sappho und Phaon! Und so schnell! Ich hatte darauf gerechnet, daß sie zuweilen ein bißchen Prügel bekommen würde, weil sie auch gar zu unschön ist, aber solche Schmach hatte ich nicht erwartet. Als ich vorigen Herbst nach Hause kam, fand ich ihren Brief vor, wo sie mir ihr gefundenes Herzensglück beschrieb und sagte: „Sie, der Sie alles verstehen, werden es begreifen!" Parfaitement! dachte ich, kann nun aber doch nicht fröhlich einen Stein auf sie werfen, ich bin nicht überzeugt, daß ich nicht auch gefallen wäre, wenn ich eine alte Jungfer gewesen und mein Geld einen Jägerleutnant angezogen hätte. Ich schmiere so viel über diesen Klatsch, weil die Assing mir geschrieben, sie verkehre viel mit Otto Fleischl,

[1]) Er „telesponsierte" am 7. Juli von Lambach aus: „Das Faßl rollt heran."
[2]) Exners tranken keinen Alkohol.
[3]) Siegmund Exner hatte sich verlobt.
[4]) Serafin Exner.

also die Gestalt in das Sternbild getreten ist, an das Sie, kleine Maria stella maris, selber grenzen oder drin herumflimmern.

Jetzt will ich aber wieder an meine Arbeit gehen, damit die Zeit der Reise um so schneller da ist, d. h. vorher will ich doch noch einen Kaffee trinken, das erlauben Sie doch?

Ihren Brief bekam ich am Sonntag, als ich eben vorher auch Rosen abgeschnitten hatte in meinem Kanzleigarten. Ein mürrischer Christ in der Nachbarschaft hatte mir zugeschaut, und wie ich die spitzigen Dörner abkratzte, ehe ich die Dinger fest in die Hand nahm. Der sagte zu einem anderen Nachbar, der es mir nachher erzählte: „Der Staatsschreiber da drüben bekommt doch gewiß auch noch einmal Rosen zu fressen, wo er die Dörner nicht vorher wegtun kann!" Ist bereits dagewesen, würde ich ihm berichtet haben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, ihn seinem neidischen Ärger über meine Geschicklichkeit zu überlassen.

Leben Sie glückselig, aber nicht zu übermütig bis zum demnächstigen Wiedersehen, so daß Sie auch noch einen Rest von Hochachtung und Ehrerbietung für meine Alterswürde und sonstige Dekoration übrigbehalten. Grüßen Sie Adolf bestens, den Bildgläubiger, nicht n!

Ihr Gottfr. Keller.

70. An Marie Exner.

Zürich, 20. August 1874.

Schönste Fräulein Exner!
Verehrteste Anwesende!

Endlich kann ich von meiner neu angetretenen Arbeit ein bißchen verschnaufen, um etwas Nachricht über mein ferneres Schicksal aufzusetzen.

Das erste Abenteuer nach meiner Abreise von Brixlegg war ein Floh vom Hund Haxel, der in meinem rechten Strumpf herumkroch und mich dort unaufhörlich kitzelte. Glücklicherweise war's ein Hebräer, denn er hörte, da es Freitag war, genau mit Sonnenuntergang auf. Nun stand aber zwischen Kufstein und Rosenheim der Zug fast eine Stunde still wegen irgendeines Vorkommnisses, so daß ich erst nach 11 Uhr in München ankam. Im Hotel „Detzer" mit einem andern Reisenden eintretend, wurden wir treppauf in unsere Zimmer geführt, vier, fünf, sechs Treppen, so daß ich kaum mehr schnaufen konnte; endlich wurde der Gefährte in ein Kämmerchen gestoßen, ich aber noch eine Treppe höher kommandiert, mußte dort unter dem Dach durchkriechen, und nun ging's eine Hintertreppe wieder

hinunter fünf, sechs, sieben Treppen, bis auf den ersten Stock, wo ich ein schönes, großes, wohlausgestattetes Zimmer erhielt und atemlos in einen Fauteuil sank. Ich erhielt nun die Aufklärung, daß man mir vor dem andern Fremden nicht diesen Vorzug habe einräumen dürfen, mich aber noch wohl gekannt und wegen meiner Artigkeit und guten Sitten noch günstig im Gedächtnis bewahrt habe. Seht Ihr, so bin ich angeschrieben im Hotel „Detzer"!

Das war aber die letzte Unbill, die mir widerfuhr. Gleich am andern Morgen bekam ich von der Marie Eller eine schöne blauseidene Geldbörse geschenkt; dann traf ich wider Erwarten alte Freunde, die mir acht Tage lang mittags und abends und auch zwischenhinein Gesellschaft leisteten, bald aß ich bei ihnen, bald sie bei mir, wo sie immer nicht mehr trinken wollten und doch nicht aufstanden, gerade wie ich bei ihnen. Dann fand ich noch einige nette Gipsfigürchen aus dem Münchener Antikenkabinett, kaum vier Zoll hoch, die ich kaufte und mit den Wienern unzerbrochen nach Haus brachte. Die kleine Minerva macht sich schon als Modell nützlich mit der einen Schulter für eine lebensgroße Figur, die ich entwerfe. Ich habe mir nämlich in München eine spanische Wand oder Bettschirm ausgedacht mit den vier Tageszeiten, Morgen, Mittag usw., die alle nach dem Bett hinhorchen und zu sagen scheinen: „Er schläft noch, weckt ihn nicht!" Die vier Damen werden mit gebrochenem altdeutschem Faltenwurf in Leimfarbe gemacht; wie sie zustande kommen sollen, ist mir noch nicht recht klar; aber der Bien muß!

Dann fand ich in München am sechsten oder siebenten Tag das Markenkästchen in meinem Überzieher, nachdem ich denselben auf der Eisenbahn und in München nach allen Richtungen herumgeworfen, verkehrt auf dem Arm getragen usw.; es ist also gern bei mir geblieben und steht deshalb jetzt auf meinem Schreibtisch.

Der Frau X. habe ich die Grüße und Geschenke gebracht; ich war auf ein großes Fragespektakel gefaßt; sie trieb es aber so maßlos und arg, daß ich die Geduld verlor und zu schimpfen anfing, ich glaube, ganz laut; worauf es ein Flennen gab und das Schauspiel eines eingeschüchterten, leise weinenden Kindes! Dadurch geriet ich in neue Wut. „Ist das nun die Stärke solcher Burschikosen und Emanzipierten, die alles fressen wollen?" rief ich, „daß sie nicht ein Wort ertragen können?" Hierauf neue Tränen 2c. Sie wird mich nun zu verfolgen anfangen wahrscheinlich und zu lügen; wenn sie's aber zu schlimm macht, hau' ich ihren Mann und sag' ihm, er soll sich dafür an sein Weib halten.

So fließt mein Leben wieder vergnüglich dahin, abwechselnd in holder Leidenschaft und stiller Beschaulichkeit, womit ich verbleibe Ihr und Euer dankbarer

G. Keller.

Schreibt was!

71. An Emil Kuh.

Zürich, 9. November 1874.

Ihre letzten Briefe haben sich auf meinem Schreibtische, auf dem sie geblieben, wieder ans Licht gearbeitet und mahnen an die Antwort. Vor allem muß ich dagegen protestieren, daß ich „nicht gesonnen gewesen sei", Sie in Tirol aufzusuchen. Wie ich Ihnen geschrieben, war es das schlechte Wetter, die Aussicht auf mehrtägige ungewohnte Postfahrten (von Ihnen weg ja auch wieder bis nach Chur) und endlich eine augenblickliche Reisemüdigkeit, die mich bewogen, rasch aufzubrechen. Ich danke Ihnen für alle Zusendungen, so auch für den flott geschriebenen neuen Goethe in der „Wiener Zeitung". Nur muß ich gestehen, daß ich nicht recht weiß, auf was der Aufsatz gerade jetzt gegründet ist. Allerlei kleine Velleitäten laufen zu jeder Zeit mit unter, ohne daß sie uns zu sehr aufregen, und daß ein falscher Prophet wirklich auf den Schild gehoben werde, ist bei der allgemeinen gegenseitigen Mißgunst nicht zu fürchten. Das dagegen ist richtig, daß [sich] die deutsche Literatur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Strebertum darstellt, viel alberner und unfähiger herausgestellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Krieg, als man je hätte ahnen können. Das beste ist noch die instinktive Freude an der germanischen Jugendzeit, an den Nibelungen ꝛc. und so auch die Freytagsche Darstellung dieser Sehnsucht nach dem Anfang, während das, was jetzt geschehen ist, nur Stoff für die Mythenbildung ferner Zukunft sein kann. Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantesk kämpfende und brennende Kommune innerhalb des eisernen Rings der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen neuen Kaiser: alles das ist mit dem wirklichen und leibhaftigen Geschehen so fix und fertig für die Vorstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch sonst die Literaten und Poeten so viel hinter den Soldaten zurückstehen würden an Tüchtigkeit und Intelligenz, wie jetzt geschieht (vide unter anderem die Geschichte mit einem deutschen Dichtertag, poeta laureatus usw.).

Die Novelle von Bret Harte in der „Neuen Freien Presse",

von der Sie mir geschrieben, hatte ich auch gelesen und mit Verwunderung gesehen, daß es die reine Pariser Sensationsromantik ist mit interessanten Falschspielern, korrumpierten treulosen Schönheiten 2c. 2c. Immerhin ist es aber ein ganzer Kerl, der was kann, den aber die Neuheit des Stofflichen vergrößert, wo es sich um die Goldgräberatmosphäre handelt.

Die Novelle von Theodor Storm[1]) habe ich nachgelesen und mich sehr daran erfreut, ebenso eine neue Novelle von ihm „Waldwinkel" in der „Deutschen Rundschau" von Julius Rodenberg. Letztere Novelle ist fein und köstlich und kontrastiert mit einer Geschichte Auerbachs im gleichen Heft wie natürliche Blumen zu gemachten.

Den 6. Dezember!

Schon wieder sind mir vier Wochen dazwischengefahren wie ein Rauch, ich weiß kaum, wo sie geblieben sind. Seither ist endlich das vierte Bändchen hervorgekrochen, das Sie hoffentlich erhalten haben. Die letzte Geschichte[2]) hat ein dubioses Schicksal in Aussicht. Es sind konkrete hiesige Zustände darin, die jedermann in der Schweiz sogleich erkennt. Nun frägt sich's, ob der Eindruck nicht derjenige des Tendenziösen sein wird, obgleich es mehr unrichtig als billig wäre. Ich hatte zuerst nur einen burlesken Festklumpen im Auge, der im nüchternen Leben nicht zu brauchen ist. Dann geriet ich durch eine Veränderung des Titels in eine etwas höhere Stimmungsschicht und endlich auf den Gedanken, die etwas schnurrpfeiferliche Sammlung doch mit einem ernsteren Kultur- und Gesellschaftsbilde abzuschließen. Dasselbe wäre leicht zu einem selbständigen einbändigen Roman auszuspinnen gewesen. Nun frägt sich's, ob man diese Ausführung nicht entbehrt und die Novellenkürze hier nicht schädlich ist. Wenn Sie mir nicht Böses mit Bösem vergelten wollen, so schreiben Sie mir rasch, wie Sie darüber denken. Ich habe noch kein Wort gehört; denn hier in Zürich spricht man nur über das Stoffliche.

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich darin bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen, es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich dar-

[1]) „Viola tricolor."
[2]) „Das verlorene Lachen."

über und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisieren immer fort, und indem ich Neues ausbecke, kann ich genau am abgebrochenen Satz des Alten fortfahren, wenn das Papier nur erst glücklich wieder daliegt.

Dramatisches kann ich Ihnen nichts mitteilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Szenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. Ich habe das Gefühl, daß wenn man einmal angefangen und dabei Erfolg gefunden hat (d. h. natürlich wenn!), man dann rasch hintereinander weg das machen soll, was man sich beschieden glaubt. Ich bin jetzt fünfundfünfzig Jahr alt; in einem Jahr etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch Wurst! Ich kann mir ein eigenes Arbeitsglück denken in einem Zustande, wo alle anderen Wirrnisse und Illusionen abgezogen sind und man mit innerer Wärme und Gemütsruhe zugleich allerlei hübsche Sachen zurechthämmert und den Leuten einen Spaß vormacht, ohne den Schlaf dabei zu verlieren und, was die Hauptsache ist, ohne zu riskieren, sich noch selbst zu überleben.

Inzwischen erlebt man freilich, daß einem dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben hat, lustig von einem anderen aufgeschnappt wird. So hatte ich ein Trauerspiel nach einer ernsten klassischen Schweizererzählung des Jeremias Gotthelf[1]) in meinem Schädel fix und fertig gedacht, als Mosenthal seinen „Sonnwendhof" daraus machte. Ich ließ den Stoff still fallen, ohne daß ein Mensch darum wußte.

Ein Stoff, den ich alle zehn Jahre einmal beäugelte, bestand in folgendem: einer in hiesiger Gegend überlieferten Begebenheit, die übrigens auch schon gedruckt sein mag.

Ein Mann begräbt seine gute Frau, die er mißhandelt hat. Sie war aber scheintot und steigt daher, als der Totengräber in der Nacht das Grab wieder öffnet, um die Leiche zu berauben, aus der Grube, nimmt die Laterne des fliehenden Totengräbers und geht nach Hause, wo sie die Glocke zieht. Der Mann wacht auf, und, erst voll Schreck vor dem vermeintlichen Geist, dann voll Haß gegen die Wiedergekehrte, läßt er sie nicht ein, sondern

[1]) „Elsi, die seltsame Magd." Vgl. den Brief an Hettner vom 15. Oktober 1853.

verstößt sie in das Unwetter hinaus in ihrem Leichentuch, um sie umkommen zu lassen, und verschließt das Haus. Da gerät sie dem in die Hände, der sie liebt und rettet usw. Dies Sujet war mir aber immer zu shakespearehaft und kolossal, doch zog es mich immer wieder an[1]). Vielleicht hätte ich es nach Hervorbringung anderer Stücke doch noch vorgenommen, wenn der gehörige Kredit und die nötige Unverschämtheit erreicht war. Nun hat Weilen seine „Dolores" hervorgebracht, und, wie ich lese, als ein rechter Pfuscher, indem er das Große des Motivs lang vor den Beginn des Stückes verlegt. Indessen machen mir solche Verluste nicht den mindesten Verdruß, denn ich war zum Glück in meinem Leben nie ein Stoffjäger. Einen „Herzog Albrecht" resp. „Agnes Bernauerin" hatte ich in den fünfziger Jahren in Berlin ausgedacht, als Hebbel und Melchior Meyr miteinander zumal darüberher gerieten. Ich hätte das blühende Leben und das mörderische Eingreifen in die Exposition verlegt und dann das tragische Wüten des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalt des Trauerspiels gemacht.

Der Hauptstock meiner dramatischen Projekte ist durch solche Vorkommnisse noch nicht berührt, da sie alle so recht aus meinem Eigenen gewachsen sind, Dinge, auf die jeder nur selbst und allein verfallen kann.

Ihre Auffassung des „Grünen Heinrich" liegt mir auch nicht recht; es ist eine sehr einfache, fast drollige Sache, die ich Ihnen ein andermal beschreiben will, um jetzt nicht allzuviel über mich selbst zu schreiben.

Was Sie von den freundlichen Worten Glasers mir schrieben, hat mich gefreut; ich kam aber zu keinen Besuchen in Wien, auch war in jenen heißen Julitagen alles ausgeflogen. Ich habe von Ihrer Beschreibung des Wiener Wesens einiges bestätigt gefunden. Das lustigste ist, daß sie sich für gemütlicher halten, als die Berliner. Jetzt sind sie's wenigstens nicht mehr.

Über Ihre Lyrika schreibe ich Ihnen ein nächstes Mal und über lyrische jetzt im Schwung gehende Umtriebe auch, die eine Berüffelung verdienten.

Haben Sie von Hartmann „Die Selbstzersetzung des Christentums" gelesen? Wenn Sie's nicht zur Hand haben und lesen möchten, so schick' ich's unter Kreuzband. Er begräbt das Christentum mit einer ganz lustigen Kritik des liberalen Protestantismus und predigt dann eine Religion der Zukunft, die aus einer Mischung des morgenländischen Pantheismus und des

[1]) „Die Provençalin."

abendländischen Monotheismus, eine Weltreligion als Panmonotheismus sein werde. Hier erklimmt der pessimistische Faiseur den höchsten Gipfel. Wahrscheinlich wird er suchen, als Küster der neuen Kirche angestellt zu werden.

Empfangen Sie meine besten Grüße und empfehlen Sie mich den Ihrigen.

72. An Julius Rodenberg.

Zürich, den 23. Dez. 1874.

Hochverehrter Herr!

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die allzu gute Meinung, welche Sie von meinen einfachen schriftstellerischen Arbeiten hegen, und für die wiederholte freundliche Aufforderung zur Mitwirkung an der „Deutschen Rundschau", mit welcher Sie mich beehren. Ebenso danke ich Ihnen und dem Herrn Verleger verbindlichst für die freundliche Zusendung der bisherigen Hefte, welche ich mit großem Interesse gelesen habe.

Was nun einen novellistischen Beitrag angeht, so habe ich eine kleine ineinanderverflochtene Erzählungsgruppe[1]) mit gemeinsamem Hinter- oder Untergrund in der Arbeit, welche ich nächstes Jahr in Verbindung mit einer ältern Erzählung zu veröffentlichen gedenke. Es ist dies vorderhand das einzige, was mir zur Verfügung stehen würde, da nachher ein Novellenbuch[2]) an die Reihe zum Fertigmachen kommt, über welches ich nicht mehr disponieren kann, da das schon längst geschehen ist.

Die oben erwähnte kleine Novellengruppe würde aber nicht in einem Hefte der „Rundschau" untergebracht werden können, sondern würde jedenfalls zwei derselben erfordern, da die Arbeit nach meiner ungefähren Vorstellung gegen 14 Bogen der gewohnten Buchform, also gegen 7 Bogen Ihrer Monatsschrift einnehmen wird, nötig werdende Streichungen vorbehalten (Vergrößerungen passieren mir nicht so leicht).

Wenn Ihnen also mit dieser Arbeit gedient ist, so könnten wir vorläufig deren Aufnahme resp. Vorlegung meinerseits in Aussicht nehmen, wobei ich bemerke, daß ich bis im nächsten Monat März spätestens damit fertig zu werden vorhabe. Eine feste Verpflichtung aber möchte ich jetzt schon nicht eingehen. Ich melde die Sache nur an, um Ihnen auf Ihre wohlwollende Aufforderung zu antworten und Ihnen zu zeigen, daß ich dieselbe

[1]) „Züricher Novellen."
[2]) „Das Sinngedicht."

gehörig zu schätzen weiß. Im übrigen gratuliere ich bestens zu dem guten Gedeihen Ihrer Unternehmung.

Wollen Sie auf der Adresse künftig das Mitglied des Großen Rats weglassen, das ich nicht mehr bin. Dieser Zopf ist wahrscheinlich durch irgendeinen Kompilator in Umlauf gekommen, der vor alter Zeit biographische Notizen von mir aufgeschnappt hat.

Mit Verehrung und Hochachtung

Ihr ergebenster G. Keller.

73. An Professor Hermann Hettner.

Zürich, 31. Januar 1875.

Lieber Freund!

Meine Schnurrpfeifereien haben wenigstens das schöne Verdienst, daß sie Dir wieder einmal ein Lebenszeichen entlockt haben, was mir zur großen Freude gereichte. Deine Lobsprüche konnten mich fast eitel machen, was mir sonst mit den Jahren vergangen ist. In Wahrheit aber hat es mir gut getan, daß Du die letzte Geschichte vom „Verlornen Lachen" mir aufrechthältst. Vischer in Stuttgart scheint sie laut einem hieher geschriebenen Briefe für tendenziös und zu lokal zu halten. Hienach dürfte man sich aber durch kein Konkretum mehr anregen lassen und keine Saite berühren, die eben tönt. Das ist zu abstrakt schulmäßig. Ich glaubte im Gegenteil einen Konflikt aufgreifen zu dürfen, wie er unter den scheinbar freisten Verhältnissen und bei gebildeten Zuständen zwischen Mann und Frau heute entstehen kann, und damit ein Novellenmotiv zu haben. Hier in Zürich, wo die Schule der Immanenztheologie in Blüte steht und großen Zulauf hat, ist allerdings das vierte Bändchen mit roh stofflichem Interesse verschlungen worden und machte viel Redens. Man gab mir sogar zu verstehen, ich treibe mit dergleichen nur das Volk den Orthodoxen in die Hände usf., über das Poetische oder Literarische aber hörte ich kein Wort. Ein Korrespondenzfreund, der sich mir mit großer Freundlichkeit par distance zugesellt hat und Aufsätze schreibt, der Wiener Emil Kuh, hat mit einem langen Artikel gerade auf diese Geschichte noch gewartet und sagte dann doch nichts über dieselbe, angeblich, wegen Raummangel, und so wurde ich unbehaglich, weil es eben die letzte Arbeit war und ich denken konnte, es scheine doch nicht mehr zu gehen und ich in den Altersdusel hineingeraten. Deshalb hat mich Dein günstiges Wort aufgekratzt und ein wenig ermuntert.

Ich habe jetzt noch zwei novelliſtiſche Penſa[1]) abzuſtoßen, dann höre ich mit der Erzählerei auf und hoffe auf meine dramatiſchen Velleitäten von ehemals zurückzukommen, ein kurioſes Experiment! die Konzeptionen des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem die Lebenstrübe ſich geſetzt hat. Nun, vielleicht kann auch das einmal vorkommen!

Ich habe oft und viel von Dir und über Dich geleſen; meine Schritte werde ich wohl bald einmal wieder nördlich lenken, da ich ſeit ein paar Jahren angefangen habe, im Sommer Urlaub zu nehmen. Letzten Sommer war ich in Wien und München, wo ich den alten Bernhard Fries[2]) ſah. Er hatte einige köſtliche kleine Landſchaften fertig, ganz köſtlich und meiſterhaft gemalt, wie Kabinettsbildchen.

Zu Deinen Goethe- und Schillerbänden[3]) wünſche ich Glück und nicht zuviel Änderungen; denn das Werk ſteht doch in ſeinem ganzen Guſſe einzigartig da. Leider habe ich die Bände noch nicht wieder zur Hand nehmen können, da ſie ein Verreiſter abgefaßt hat; werde ſie aber nächſtens bekommen und etwas hineinſehen. Aber ich glaube nicht, daß ich mehreres daran anders wünſchen oder beſſer wiſſen werde. Dem Dr. Stiefel habe ich Deine Karte ſofort geſchickt.

Das italieniſche Renaiſſancewerk wäre freilich ein recht glückliches und ſtattliches Gegen- oder Nebenwerk zu Deinem achtzehnten Jahrhundert, und ſollteſt Du daher friſch hineinſpringen, zum Teufel! ſollen wir ſo freiwillig abdizieren? Im Gegenteil, das Wagen und Mühen erhält jung, nur muß man ſich dabei nicht abquälen oder quälen laſſen!

Ich bin in letzter Zeit mehrfach an das alte Heidelberg erinnert worden: durch die Nachricht von Kapps Tod, dann durch den Feuerbachſchen Nachlaß, den Karl Grün herausgegeben, in welchem die Briefe von Ludwig Feuerbach aus jener Zeit ſtehen.

Über Deine letzten Bände der Literaturgeſchichte habe ich Dir nicht geſchrieben, weil ich ſie nicht mehr vom Verleger bekommen hatte, der mir die erſten geſchickt hatte, und ich nicht wußte, ob es nicht etwa auf Deinen Befehl in irgendeiner Anwandlung geſchehen ſei. Von Viewegs habe ich mich losgemacht, ſie haben mich anläßlich der neuen Auflage der „Leute von Seldwyla“ elendiglich übers Ohr hauen wollen.

Für das April- und Maiheft der „Deutſchen Rundſchau“ ſchuſtere ich jetzt eine kleine Novellengruppe zuſammen; die gleiche

[1]) Die „Züricher Novellen“ und „Das Sinngedicht“.
[2]) Vortrefflicher Landſchaftsmaler, Schüler Karl Rottmanns.
[3]) Die Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts in neuer Auflage.

Nummer soll die wieder aufgefundenen Briefe Schillers an den Herzog von Augustenburg bringen, die Max Müller in Oxford einleite.

Dir und den Deinigen beste Wünsche darbringend, grüße ich bis auf ein gutes Wiedersehen, das übrigens auch wieder einmal in der Schweiz stattfinden dürfte, in alter Gesinnung

Dein G. Keller.

74. An Professor Friedrich Theodor Vischer.

Zürich, 31. Januar 1875.

Lieber und verehrter Herr und Freund!

Ein glücklicher Zufall hat gewollt, daß ich heut schon in stiller Sonntagsruhe das Papier zurechtgelegt hatte, um an Sie zu schreiben, als ich Ihre freundliche Sendung erhielt, wodurch wenigstens mein schlechtes Gewissen etwas beschwichtigt wurde. Das Anerbieten des Herrn Engelhorn[1]) ist mir sehr schmeichelhaft; allein ich kann schwerlich darauf eingehen, weil ich für die spontanen Eingebungen kaum Zeit gewinne und überdies wegen meiner amtlichen Stellung die Betreibung eigentlich industrieller Schriftstellerei, wie die Textlieferung zu rein buchhändlerischen Unternehmungen doch ist, sich nicht schicken und zu böswilligen Anschuldigungen über meine Zeitanwendung Anlaß bieten würde ꝛc. Ich danke Ihnen inzwischen bestens für die wohlwollende Vermittlung.

Ihre Arbeit über meine Wenigkeit habe ich noch in Wien angefangen zu lesen, kam dann ins Tirol, wo eine englisch-wienerische Alteburg-Bewohnerin (Matzen bei Brixlegg) die sämtlichen Nummern hatte und stolz darauf war, den Gegenstand einer solch stattlichen Auseinandersetzung persönlich betrachten zu können.

Ich statte Ihnen jetzt spät, aber darum nicht minder herzlich meinen Dank ab für alles, was Sie so freundlich, aufmunternd und auch im kritischen Teil so nutzbringend und sachgemäß gesagt haben. Es ist die erste wirklich eingehende Arbeit dieser Art, die ich erlebt habe, und es hat mich alles gefreut, namentlich auch die humane Art, wie Sie das Kompositionsübel am „Grünen Heinrich" behandelten. Es verpflichtet mich diese Großmut, den tragikomischen und naiv-dummen Hergang gelegentlich

[1]) Dieser Stuttgarter Verleger wünschte von Keller den Text zu einem Bilderwerk über die Schweiz. Vischer hatte Engelhorns Plan bei dem Dichter befürwortet.

doch einzugestehen und zu beschreiben. Vielleicht kann ich mit dergleichen das Curriculum vitae bestehen, zu dem ich mich leichtsinnigerweise von Lindau habe engagieren lassen; denn ich habe ja fast nichts gemacht und gelebt, was sich dort sagen ließe, namentlich nach solchen Vierundzwanzigpfündern, wie Sie einen abgefeuert.

Bei diesem Anlaß muß ich Lamberts gedenken. Er hat echt salomonisch bei Pfarrer Lang den Handel wegen der Druckfehler damit geschlichtet, daß er ihm angab, er sei ermächtigt, zu verkünden, das Wort klar gehöre dem Alexander Schweizer und gediegen dem Heinrich Lang. „Ich hab' gedacht, 's ist am besten, man teilt's!" sagte er mit drolligem Gesicht, das Sie kennen! Ich mußte sehr lachen.

Den 29. Juni 1875.

Sie sehen, verehrter Freund, was mir die kasuistisch-frömmliche Präambel oben genützt hat! Ein halbes Jahr Unterbruch. Heute bin ich zur endlichen Fortsetzung aufgestachelt worden durch den frischen Fleiß und munteren Stil Ihres Sohnes, von dem mir wieder eine Arbeit in die Hände kam. Wie ein kleiner, fetter, fauler Hamlet sehe ich diesen jungen Fortinbras mit seinen Gewaffneten vorüberstürmen!

Zuerst muß ich Mörikes gedenken, dessen Tod ich nicht zur Zeit, sondern nachträglich vernommen, d. h. aus sekundären Zeitungsnotizen erraten habe. Wie sich ein stiller Berggeist aus einer Gegend verzieht, ohne daß man es weiß. Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten!

Emil Kuh, von dem Sie mir geschrieben hatten, ist mir voriges Jahr nicht mehr zu Gesicht gekommen, da meine Reisezeit und -lust vorüber war. Ich hörte in Wien, daß er etwas ermüdend sei im persönlichen Verkehr. Als brieflicher Freund ist er liebenswürdig und mitteilsam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngeren Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billette, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unhonorierte Zeile ein Verlust wäre.

Wegen Ihrer Aufsätze über meine Siebensachen muß ich aber doch ein bißchen widerbellen, natürlich nur unter uns, in zwei Punkten. Ihre strafende Bemerkung über gewisse Unzukömmlichkeiten, „Batzen", wie Sie's nennen, sind mir nur an zwei Orten verständlich, und auch da sind die vermeintlichen Schweinereien eine tragikomische Folge einer an sich harmlosen Künstelei, die dadurch bestraft wurde.

Nämlich die „Nasenzöpfe“ in einer der Legenden[1]); mit diesen verhält es sich so. Ich wollte, unter dem Eindruck des Krieges, nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl, der Geschwinde, (Guhl alemannisch Hahn, z. B. bei Hebel) sollte Frankreich vorstellen, Maus, der Zahllose, den Panslawismus, welche die Mutter Gottes als deutscher Recke sukzessive besiegt. Das äußere Wesen des Slawischen sollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein, und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche lange, barbarische Nasenhaare als Zöpfchen, und es fiel mir nicht im Traume ein, daß etwas wirklich Ekelerregendes wie Nasenschleim u. dgl. ins Spiel komme. Die andere Stelle ist in den „Gerechten Kammachern“, wo einer derselben ruft: „Ich sehe, wie die verehrte Jungfer Bünzlin mir wollüstig zuwinkt und die Hand auf —“ das Herz legt, sollte es heißen. Hier sollte der Witz darin bestehen, daß der Tölpel sagen wollte, liebreich oder zärtlich zuwinkt, und aus Unkenntnis der Sprache das Wort wollüstig gebraucht, wobei aber die falsche Prüde sofort eine nicht zu duldende Unanständigkeit oder Sauerei versteht und ihn unterbricht, aus gleicher Dummheit. Anstatt den Satz: „die Hand aufs Herz legt“ ruhig auszuschreiben, wollte ich drastischer unterbrechen, ohne zu merken, wie vertrackt die Sache aufgefaßt werden kann. Ich sah das erst nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe. Als ich die Korrektur der zweiten Auflage erhielt, sah ich die scheinbare Zote wieder und wollte sie korrigieren, vergaß es aber glücklich! So strafen sich die allzu ausgetüftelten Schnurren!

Eine kleine Berichtigung muß ich noch anbringen wegen des „Spiegel das Kätzchen“. Dieses Märchen ist stofflich ganz erfunden und hat keine andere Unterlage als das Sprichwort: „der Katze den Schmeer abkaufen“, welches meine Mutter an einem unvorteilhaften Einkaufe auf dem Markte zu brauchen pflegte. Wo das Sprüchlein herkomme, wußte weder sie noch ich, und ich habe die Komposition darüber ohne alles Vorgelesene oder Vorgehörte gemacht. Nun aber nehmen Sie diese verjährten Quengeleien nicht übel!

Die letzte Seldwyler Geschichte haben Sie, wie ich bei der Frau Heim hörte, zu tendenziös und lokal gefunden. Ich glaube, der Hauptfehler liegt darin, daß es eigentlich ein kleiner Romanstoff ist, der novellistisch nicht wohl abgewandelt werden kann. Daher vieles deduzierend und resumierend vorgetragen werden mußte, anstatt daß es sich anekdotisch geschehend abspinnt, daher

[1]) „Die Jungfrau als Ritter.“

der tendenziöse langweilige Anstrich. Im übrigen glaubte ich mich zum Schluß in einem modernen ernsteren Kulturbild versuchen zu sollen, und es schien mir der Mühe wert, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Übrigens ist nach meiner tiefen Überzeugung die sozial konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der vulgäre Glaube, „etwas müsse sein wegen der Plebs", wird wie jede Selbstanlügerei unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionentum.

Die Wirkung dieser Novelle in Zürich war einigermaßen drastisch und lehrreich. Während ein Alexander Schweizer und Biedermann sich nichts anmerken lassen und sich nach wie vor mit mir benehmen, ist ein Lang wie des Teufels. Er machte in der Predigt wiederholte Ausfälle, indem er wohlweislich die eigentliche Pointe ignoriert und nur den Unglauben denunziert und Goethesche Zitate, aus Faust 2c. entgegensetzt und ganz so predigt, wie es in der Geschichte vorgezeichnet ist, wie wenn er davon behext wäre, so daß ich eigentlich eitel darauf sein sollte. So treibt er's auch in theologischen Aufsätzen. Andere desgleichen. Auch schiebt der grobkluge Pfaff mir gesprächsweise falsche und verwerfliche Motive unter 2c. 2c. Wenn diese Herren könnten, wie sie wollten, so könnten wir einpacken, ob wir wollten oder nicht, das ist sicher! Und daß sie Urteil und Denkart der Gebildeten und Ungebildeten, die durch Kirchenbesuch die „gute Sache der Aufklärung" glauben unterstützen zu sollen, verwirren und korrumpieren, davon hat man auch schon Proben.

Doch wenn ich meine Tiraden nicht endlich schließe, so kommt der Brief wieder nicht fort. — Ich brüte immer über einer ästhetisch-literarischen Kundgebung herum, um einmal nach dieser Richtung hin etwas zu tun und mich aus dem mysteriösen Mutternebel abgeschiedner einsamer Produzierlichkeit herauszuarbeiten. Aber die Zeit will fast nirgends langen. Doch wird eine glückliche Wohnungsänderung hiezu Bahn brechen.

Ich wohne jetzt auf dem „Bürgli" (über der Terrasse) in der Enge und bleibe abends meistens zu Hause. Grüßen Sie bestens Ihren Herrn Sohn und bleiben Sie mir gewogen. Ihr ergebener

G. Keller.

75. An Marie von Frisch geb. Exner.

Zürich, 11. März 1875.

Verehrteste Frau Professorin!

Noch immer bin ich Ihnen meinen Dank schuldig für das hübsche Christkindchen, das Sie mir letztmalig geschickt haben; es ist aber doch nicht ganz so zart und duftig, wie das meinige, das ich Ihnen gesandt; man sieht noch viel zu viel davon. Immerhin nähern sich unsere Gedanken einer immer größern Sympathie und Übereinstimmung.

Ich möchte aber ein bißchen wissen, wie es Ihnen und dem Herrn Ehegemachel geht, schreiben Sie mir wieder einmal ein bissel. Wie hat sich das neue Haus diesen Winter geheizt mit den romantischen Öfen? Besonders des Professor Adolfs Parterrestube? Ich hoffe, er hat die Zehen halb abgefroren, warum schreibt er mir nicht, und es wächst doch seine Landschaft in meiner Vorstellung zu immer größerer Idealität heran! Es wird ein wahrer Preller werden, wo nicht ein Rottmann!

Auch habe ich neulich ein famoses ingenioses Schlafsofa gesehen und werde mir ein solches bestellen, damit ich es für Leute seiner Art in meiner Studierstube auf dem „Bürgli" aufstellen kann, wenn sie, wie zu hoffen steht, zuweilen nach Zürich kommen. Die Sorrentinerin soll für seine Atzung gehörig gedrillt werden, und am Wege liegt eine herrliche Konditorei mit den schönsten Kuchen. Ich werde ihm dort einen Kredit eröffnen. Morgen abend muß ich wieder einen Professor wegfressen helfen, Böhmert, im Hotel Bellevue, der alle Reden selbst besorgen wird. Im Herbst habe ich Biermer weggeschluckert mit Rheinwein und Champagner und war richtig wieder der letzte auf dem Platz. Morgen aber werde ich mich sehr gemessen und zugeknöpft halten. Wer hat Ihnen denn weisgemacht, daß Dilthey und ich zu Ostern nach Wien kämen? Er geht nach Haus zu Mama, und ich muß umzügeln. Ich durchlause jetzt schon alle Tage meine alten Siebensachen, Briefe, Bücher, Schund unglaublich.

A propos. Können Sie mir nicht schreiben, wie Ihre schwarzen Bilderrahmen gemacht sind, damit ich mir hier solche machen lassen kann? Nämlich, ob sie von hartem Holze und schwarz gebeizt oder abpoliert, oder ob sie von weichem Holze (Tannenholz) und nur schwarz angestrichen und lackiert seien? Der Herr Professor Frisch kann gewiß ein bißchen nachfragen.

Wie befindet sich Herr Hofrat Mozart? Und Herr Ernst der Fleischl? Sein Bruder Otto schreibt der Apothekerin in Zürich

alles was man sagt und schreibt. Wurst ist's! Im Jahr 1876 komm' ich wieder nach Wien; denn mich dürstet nach den dortigen guten Suppen. Aber freilich, wenn's so fortgeht mit Euern Krachereien, so werden sie allmählich auch dünner werden, bis sie eine richtige Schweizerbouillon vorstellen.

Ich freu' mich schon jetzt darauf, dem Adolf seine Aprikosen zu stibitzen, dutzendweise, und ihm die Kerne vor die Fenster zu legen. Ich werde noch Kerne auf den Straßen zusammensuchen und sie hinlegen, daß er glaubt, ich habe ihm noch viel mehr gefressen, als er gehabt hat usw. Kurz, ich werde ihn auf jede Weise ärgern, weil er nicht schreibt. Tausend Grüße uff.

Ihr G. Keller.

76. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 20. Mai 1875.

Hochgeehrter Herr!

Rodenberg ist noch nicht im Besitz der neuen Novellen (es handelt sich um ein Konvolut kleiner Geschichten, die aneinanderhängen und zwei Nummern der „Rundschau" in Anspruch nehmen); ich hoffe aber, daß sie bis zum Herbst erschienen sein können, so daß sie, mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" vereinigt, spätestens nach Neujahr als Buch kommen können. Da all diese Geschichten in Zürich spielen und auf wirklichen Personen und Geschehnissen beruhen vom dreizehnten bis neunzehnten Jahrhundert, so habe ich vor, sie „Zürcher Novellen" zu taufen, insofern das nicht unpraktisch ist, da vielleicht eine solche Spezial- oder Lokalbezeichnung für weitere Kreise zuwenig Interesse weckt.

Wenn Ihnen eine neue Auflage oder Ausgabe der „Leute von Seldwyla" möglich würde, so würde mir das allerdings ein Zeichen sein, daß sich die Erfolgseite meiner Schreiberei langsam anfängt zu drehen. Wenn ich auch kein Geldvielschreiber geworden bin und dessen mich nur freuen kann, da es mit mir jetzt, wie mit andern, schon vorbei wäre, so hätte doch ich jetzt gerade noch einige gute Jahre vor mir, um noch was Ordentliches zusammenzubrauen, wenn ich durch das Resultat selbst zu größerer Unabhängigkeit in der Verwendung meiner Zeit gelangen würde.

Wegen einer Separatausgabe von „Romeo und Julie" will ich die Entscheidung ganz Ihnen überlassen. Auf der einen Seite ist zu befürchten, daß manche ihr Gelüste oder die Neugier ihrer Angehörigen mit dem Ankauf des kleinen Buches befriedigen, zumal diese Erzählung vom großen Haufen als eine Art Stichwort und Rosine herausgeklaubt worden ist; auf der andern

Seite aber kann eine solche Separatausgabe wiederum als Plänkler im allgemeinen günstig wirken (wenn wir einmal als Spekulanten und Käsehändler uns ausdrücken wollen).

Wie steht's jetzt auch mit den neuen Gedichten Herweghs? Da er tot ist, so kann er sie doch wohl nicht mehr zurückhalten, und die Frau Herwegh hat gewiß ein Interesse, sie herauszugeben. Freilich, wenn neben der unzeitgemäßen Polemik gegen Deutschland und seine Führer nicht ein gewisser Stock rein poetischer Sachen da ist, welche das Bittere versüßen, so könnte die Aufnahme unerfreulich ausfallen.

Es nimmt mich wunder, ob Rodenberg die von Ihnen erwähnte Besprechung von Kreyßig machen läßt, der die Literatur in seiner „Rundschau" besorgt; das wäre mir nicht gerade lieb, da er mich anderweitig schon sehr schnöd behandelt hat.

Ihr hochachtungsvoll ergebener G. Keller.

77. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 27. Juni 1875.

Hochgeehrter Herr!

Ihre Mitteilung wegen Erwerb und neuer Ausgabe des „Grünen Heinrich" kommt mir teils erfreulich überraschend, teils nicht ganz bequem[1]).

Ich habe vorgehabt, noch ein paar Jahre zuzuwarten und inzwischen das Buch durchzusehen und mehr präsentabel zu machen. Es muß nämlich ein anderer Eingang und anderer Schluß gemacht und das Ganze in eine einheitliche Form gebracht werden. Einige langweilige Längen müssen entfernt und ein paar anstößige Stellen, welche dem Buch ohne alle Notwendigkeit und ohne allen ästhetischen Nutzen schaden, beseitigt werden. So weit gekommen, beabsichtigte ich, die Sache selbst von Vieweg zurückzukaufen, da bis dahin auch die vorhandenen Exemplare noch mehr zusammengeschmolzen wären.

Von einem Verlagsrecht, welches über die erste Auflage hinaus dauerte, ist keine Rede; es wurde hierüber nichts stipuliert. Ich wußte seinerzeit nicht einmal, wieviel Vieweg drucken wolle, und erfuhr erst jahrelang nachher von ihm, daß er 1000 Exemplare gedruckt habe. Vor etwa sechs Jahren konnte man bei

[1]) Weibert hatte geschrieben, es sei ihm möglich, von Vieweg das Verlagsrecht und die noch vorhandenen 115 Stücke des „Grünen Heinrich" für 800 Mark zu kaufen. Die alte Ausgabe sollte eingestampft und eine neue billige herausgegeben werden. Die weiteren Verhandlungen mit Vieweg führten aber nicht zum Ziel. Schließlich erwarb Keller selbst die letzten Vorräte von Vieweg.

einem Sortimenter in Zürich einige Zeit lang plötzlich die vier Bände für fünf Franken kaufen, und alles lief hin, das Buch zu kaufen. Ich schrieb Vieweg, was das sei; wenn er den Rest der Auflage so weggeben wolle, so wünsche ich denselben selbst zu erwerben. Ich erhielt die Antwort, daß aus Versehen, d. h. ohne Wissen des Chefs, eine Partie nach Frankfurt antiquarisch verkauft worden sei, und daß es wieder aufhören werde.

Aus allem diesem scheint mir hervorzugehen, daß Viewegs ein übles Verfahren und einen üblen Willen gegen mich hegen, und daß ich Schwierigkeiten hätte, den Rest der fraglichen Auflage selbst zurückzukaufen; denn solange sie nur noch fünf Exemplare haben, können sie natürlich gegen jede neue Ausgabe ihr Veto einlegen. Insofern wäre es mir schon willkommen, wenn Sie den Handel vornehmen würden im Sinne der Einstampfung und sofortigen Veranstaltung einer neuen durchgesehenen und teilweise umgestalteten Ausgabe; denn es ist an dem Buche allerdings ein gewisser Fonds, der bei zweckmäßiger formeller Behandlung noch zur Geltung gelangen könnte. Nur muß ich Ihnen gestehen, daß ich die Sache so behandelt zu sehen wünschte, wie wenn ich die neue Ausgabe, sei es beim alten Verleger, sei es bei Ihnen, aus freier Hand veranstaltete, und daß also der an Vieweg auszuzahlende Betrag lediglich am Honorar abgezogen würde. Ich bin ganz damit einverstanden, daß gleich mit einer wohlfeilen Ausgabe vorgegangen würde, erbäte mir aber gelegentlichen Aufschluß, wie sich bei einer solchen die ökonomischen Verhältnisse eigentlich gestalten? Besteht die Leistung des Schriftstellers nur darin, daß er eine verdoppelte oder verdreifachte 2c. Auflage gestatten muß, oder wird gleichzeitig noch das Honorar vermindert?

Ich denke, dem Umfang nach könnte das Buch auf drei der jetzigen Bände reduziert werden, oder es würden, wenn man die vier Bände beibehalten will, dieselben bloß je 20 Bogen stark. Vielleicht täte sogar auch ein neuer Titel gut.

Die Besprechung der „Leute von Seldwyla" in der „Deutschen Rundschau", schreibt mir Rodenberg, sei von Auerbach und komme im Juliheft.

Ob nach dem oben Mitgeteilten der Preis von 800 Mark für die einzustampfenden 115 Exemplare nicht zu hoch ist, will ich ganz Ihnen zu beurteilen überlassen. Will man auf die Sache eingehen, so wird es besser sein, sobald als möglich von Braunschweig damit wegzukommen.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster Gottfr. Keller.

78. An Professor Adolf Exner.

Zürich, 27. Augustus 1875.

Lieber Freund!

Wo sind Sie eigentlich? Ich denke, vielleicht wieder, wo letztes Jahr um diese Zeit, in Reith bei Brixlegg? Was ist's mit der Burg Matzen, ich sah letzthin deren Bildnis in einer illustrierten Zeitung mit dem Bericht, daß jetzt ein Engländer darin wohne, der die alten Geschichten Tirols studieren und beschreiben wolle. Sollte dieser geschichtskundige Engländer die gnädige Frau von Matzen sein?

Sie sind also bereits ein doppelter Onkel geworden, nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht Großonkel werden, eh' Sie selbst nun Vatter oder so was geworden sind, es ist im Umsehen geschehen. Wie steht's mit Ihrem Kronprinzen[1])? Können wir ihn bald zum Ehrenmitglied des schweizerischen Juristenvereins ernennen, vorausgesetzt, daß er ein Fäßchen Bier poniert?

Wollen wir nicht nächstes Jahr wieder einmal an den Mondsee gehen, nur zwei oder drei Wochen? Es war doch sehr vergnügt dort, auch ist der beiläufige Aufenthalt im Hotel Soundso in Salzburg sehr bei mir angeschrieben wegen der Rebhühner und des Gumpoldskirchners. Hier in Zürich ist jetzt ein hübsches Café auf der „Meise" (mit dem schönen eisernen Barockbalkone), da sitzen wir in den schönen Sälen und trinken zum Andenken — eine gute Flasche Gumpoldskirchner für 3 Franken 50 Rappen. Öfter als nötig ist! Das heißt, ich bin jetzt doch abends meistens zu Hause auf meinem Bürglibühel. Aber am Samstag abends oder Sonntags da bleib' ich in der Stadt, und dann sauf' ich für sieben Mann! Ich sag' Ihnen! Und provozier' die besten Weine, daß die andern Viecher, die Weib und Kinder haben, mit sauersüßen Mienen in die Tasche greifen, wenn sie mir, wie projektiert, die Schmiere nicht haben anwürfeln können. Dann humple ich, oft lange nach Mitternacht, die dunkle Engestraße hinaus auf das „Bürgli" und weiß trotz der Beladung den Messerstichen der italienischen Eisenbahnarbeiter sehr geschickt auszuweichen, welche sich die ganze Straße entlang gegenseitig in den Seiten kitzeln, anstatt die Seebahn fertigzubauen, auf der wir nach Glarus fahren wollen, wenn Sie herkommen.

Dilthey hat, wie Sie übrigens wissen werden, einen splen-

[1]) Professor Exner gab dem österreichischen Kronprinzen Rudolf eine private Einführung in die Rechtswissenschaft.

diden Ruf nach Graz ausgeschlagen und geht über den Winter zur Belohnung mit Urlaub nach Griechenland. Er ist ein wankelmütiges Schiff, wenn er sich überhaupt nicht verstellt. Noch nicht lange sagte er, er ginge gern nach Graz, um von der Archäologie loszukommen und wieder der literarischen Philologie habhaft zu werden, und jetzt stürzt er sich mit neuer Wut auf die erstere! Da hat er übrigens recht, wenn er immer gerade tut, wozu ihn der Geist treibt!

Ihren letzten Brief habe ich gerade nicht zur Hand. Zu beantworten fällt mir einzig ein Ihr Wunsch nach Beseitigung der politischen Rhetorik oder Kannegießerei in der Geschichte von den „Sieben Aufrechten". Diesen Rat werde ich bald zu erwägen haben, da die Ausgabe dieses Jahr noch zustande kommen wird unter dem Titel „Züricher Novellen". Die neuen Geschichtchen kommen zuerst in die „Deutsche Rundschau" von Rodenberg und heißen: „Herr Jacques", „Hadlaub", „Der Narr auf Manegg", „Der Landvogt von Greifensee". Hier wird überall nicht politisiert, sondern nur fabuliert und komödiert. Wenn ich nochmals damit über den Graben komme, ohne unterzuplumpsen, so kann ich nachher noch manches machen, da alles neu geschrieben ist und nirgends von alten Konzeptionen und Fragmenten gezehrt wird. Es sind Sachen aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, z. B. die Entstehung des sogenannten Manessischen Kodex oder der Pariser Handschrift der Minnesänger, die Zerstörung der Burg Manegg am Albis, ein Jahrhundert später, die von einem Verrückten bewohnt war, durch lustige junge Züricher usw. Der Landvogt ist ein origineller Zürcher, Landolt, aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggeselle gestorben ist. Der haust auf dem Schloß Greifensee jenseits des Zürichberges und ladet auf einen Sonntag, um sich einen Hauptspaß zu machen und auch ein Erinnerungsvergnügen, nach all den vorübergegangenen Liebesstürmen, sechs oder sieben hübsche Weibsbilder ein, die ihm alle Körbe gegeben haben, um sie einmal alle beieinander zu haben und zu sehen. So kommen sie zusammen, ohne es zu wissen. Jede glaubt seine besondere gute Freundin zu sein, und jede will ihn besonders bemuttern und bevormunden, und nun knüpft er ihnen die Haare ineinander, daß es eine Hauptlustbarkeit absetzt, d. h. wenn ich's machen kann, denn gerade diese Partie muß ich noch schreiben, das ist eben der Teufel! Sechs oder sieben Mädel, die alle artig und liebenswürdig sind, keine der anderen gleicht und auch jede etwas Komisches hat.

Da kommt's nun wahrscheinlich auf eine recht deutliche und

bündige Exposition aller einzelnen an, eine nach der andern, daß ihre Rollen am Tage des Gerichts schon von selbst gegeben und vorgeschrieben sind.

Mit den Duncker-Novellen[1]) kommt's allmählich auch ins Klare. Ich komme aber nicht von ihm los. Er hat mir sehr artig geschrieben und will ein neues Abkommen treffen, ganz nach meinem Wunsch und Vorschlag, und das alte Verhältnis aufheben, wenn ich ihm das Werklein nur verabfolge. Da kann man doch nicht wohl anders.

Mein Stuttgarter will den „Grünen Heinrich", der vergriffen ist, neu herausgeben; da muß ich mich auch dahintermachen mit Abkürzungen, neuem Anfang und neuem Schluß und einheitlicher Form, so daß ich diesen kommenden Winter wie in einer Fabrik sitzen werde, mit schwarzen Tintenfingern und vor Eifer und Eile die Nase nur mit dem Rockärmel wischend, das wird schön aussehen, pfui Teufel!

Von den „Leuten von Seldwyla" will er auch eine neue Auflage machen, eine wohlfeile Volksausgabe. Wo das Volk herkommen soll, weiß ich nicht; wohl aber merke ich, wo die Wohlfeilheit, nämlich aus dem ermäßigten Honorar, wie er mild andeutete, als ich ungefährlich danach fragte; nun könnte sie ebensogut aus dem ermäßigten Gewinn geschöpft werden. Es wird also auf diesem Punkte, auf diesem unscheinbaren ideellen Gebietsteilchen ein diplomatisches Gefecht geschickt geliefert werden müssen. Bleibe ich Sieger darin, so will ich mich bei Bismarck oder Andrassy als neuer Bernhard Meyer[2]) um Arbeit anmelden, der ja auch nur ein schweizerischer Staatsschreiber gewesen ist.

Nun ist es aber Zeit ins Bett zu gehen, es schlägt 11 Uhr. Morgen ist wieder Kneiptag, es dürstet mich jetzt schon danach und muß schnell Wasser trinken, da nichts anderes da ist!

Überlegen Sie sich's wegen des Mondsee im nächsten Jahr. Man würde aber öfter mit dem Dampfbootchen nach dem Ort Mondsee selber fahren, um in jener gemütlichen Laube Mittag zu essen, wo wir zuletzt gewesen sind. Ein Jagdgewehr könnte ich auch mitbringen und würde versprechen, Euch andern nicht höher in die Beine zu schießen, als Euere geschmierten Stiefel reichen.

Mit Gruß und biederm Handschlag Ihr

G. Keller.

[1]) „Das Sinngedicht."
[2]) Ein österreichischer Politiker aus Luzern.

79. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 29. Auguſt 75.

Hochgeehrter Herr!

Hiemit ſende ich Ihnen das eine der beiden Vertragsexemplare über die Separatausgabe von „Romeo und Julie" unterzeichnet zurück, ſowie den Empfangſchein über das Honorar von 500 Franken, welches Sie mir mit Ihrem Geehrten vom 27. dies zu ſenden die Güte hatten. Ich fürchte aber, daß irgendein Mißverſtändnis Sie zu der großen Eile, welche Sie ſchon zu Ihrem gefälligen Schreiben vom 20. Auguſt veranlaßt hat, verführt hat, was mir leid täte.

Den Eingang der Erzählung betreffend, ſo kann derſelbe nicht wohl weggelaſſen werden, da der Titel, der nun nicht mehr zu ändern iſt, einige Worte erfordert. Namentlich iſt mir daran gelegen, zu ſagen, daß das Hauptmotiv der Geſchichte ſich wirklich wieder begeben hat, weil nur dadurch die ganze Arbeit ſich rechtfertigt. Es ſteht dieſe Schrulle wahrſcheinlich in keiner Äſthetik, aber es iſt etwas Wahres daran. Auf dieſe Weiſe iſt mein Werklein keine Nachahmung, wohl aber ging ein Landsmann von mir unter die Nachahmer, der ſofort nach dem Erſcheinen von „Romeo und Julie" einen „Lear auf dem Dorfe" ſchrieb. Ob Turgeniew beim Schreiben ſeines „Lear in der Steppe" mein Büchlein kannte, weiß ich nicht.

Dagegen bemerke ich ſoeben, daß der Eingang, wie er jetzt iſt, miſerabel ſtiliſiert iſt. Ich habe dieſen Satz nie wieder näher angeſehen. Ich bitte Sie daher, denſelben durch beiliegenden Eingang erſetzen zu wollen.

Um aber nicht auf mehr ſolche fadenſcheinige Stellen zu ſtoßen und abermals ins Korrigieren zu geraten, erſuche ich Sie, mir die Reviſion des Druckes *nicht* zu ſchicken.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenſter

G. Keller.

80. An Jakob Baechtold.

Trut Wingeſelle unde Friunt.

Sit von Lucerne nah Hûz geriten[1]), han ih dick an iuwer Profezei gedaht, ſo ir frilich zevor wizzen kunt, unde han michel

[1]) Von der Jahresverſammlung der ſchweizeriſchen Geſchichtforſchenden Geſellſchaft.

Fröide enphachen durh iuwer botschaft, dazz iuwer wirdeklich wirtinne sige eins magetlins genesen. Dizerem wunschen ih ain fruotig wahstum, unz dazz es grozz genuog sin wurd for ain rehten man, sam sin Vater ist.

Hierbi volget des Schaden buoch zuruck[1]), uf dazz diu Schuol nit still stat.

Unde han ich noch ze berihten, dazz ir ze Lucere versumt habent den win St. Georgen uz Burgunden ald Sainschors, sam de Franzose sagent. Dizeren Win hant mir unde etlich ander och ze Zurih endachet unde zimelih genozzen.

Zurih, am VI. Tag nah Bettag 1875.

Gotefrid der Schriber,
och Cellerarius.

81. An Paul Heyse.

Zürich, 11. November 1875.

Liebster Freund!

Sie halten einem das goldene Füllhörnchen Ihres Wohltuns über dem Kopfe wie ein Damoklesschwert; ehe man sich's versieht, kommt wieder ein Gruß.

Wählen Sie sich aus dem ungeheuren Speicher meiner Dankbarkeit nur jede Gesinnung und jede Tathandlung, die Ihnen behagt.

Wegen der Maximilians-Ordenssache will ich mich nicht lange bei Komplimenten und Betrachtungen über meine Unwürdigkeit usw. aufhalten. Leider hängen die Trauben, wie der Patriarch und Kirchenvater richtig ahnte, auch anderweitig zu sauer. Ich schicke Ihnen unter Kreuzband die schweizerische Bundesverfassung, aus deren Artikel 12 Sie kurzweg ersehen wollen, daß den eidgenössischen Beamten die Annahme von dergleichen untersagt ist. Nun bin ich zwar kein sölchener; allein als Schreiber der alten Republik Zürich bin ich doch auf einem so exponierten Pöstchen oder Schemelchen, daß die analoge Anwendung der Bundesvorschrift von selbst geboten ist.

Ich muß Sie also herzlichst dankbar bitten, die Sache in aller Stille einzubalsamieren und einschlafen zu lassen. Dies geschieht sans phrase, und Sie werden mir auch glauben, daß ich damit keinerlei politisch pharisäische Kannegießerei treiben will. Vielmehr anerkenne ich es als Ehre und Freude, unter

[1]) Altdeutsches Lesebuch von O. Schade.

Umständen auch in solcher Form einem Verbande Vortrefflicher angehören zu dürfen.

Auf der anderen Seite will ich mich hinwieder auch nicht über meine heimatlichen Einrichtungen blasiert erheben. Fragliches Postulat gehört zu den Instinkten der Selbsterhaltung der Demokratie (und zwar einer historisch ausgewachsenen) und muß daher respektiert werden. Wir haben hier ein Konkretum gegen ein Konkretum, möge es niemals einen blutigeren Konflikt geben.

Von Ihrem angegriffenen Zustande hatte ich gehört und denselben verwünscht; aber beinahe habe ich, puncto Nerven robuster kurzer Dickknopf, darin für meine Faulheit eine Rechtfertigung gesucht. Hoffentlich ist die Besserung von Dauer. Halten Sie doch lieber etwa ein Jährchen mit den Arbeiten etwas zurück, damit die Dezennien, die Ihnen noch winken, nicht gefährdet werden.

Über Ihre letzten Sachen, die ich eben nachzulesen im Begriff bin, hoffe ich jedenfalls mündlich plaudern zu können. Im Oktober hatte ich fest vor, für acht Tage nach München zu kommen, und nur das Regenwetter hat mich abgehalten. Nun denke ich daran, diesen Winter es zu tun, wenn es etwa klare, hübsche Wintertage gibt. Denn in solcher Situation muß man während des Tages die Freunde in Ruhe lassen und umherbummeln können, damit sie des Abends einem um [so] williger Gesellschaft leisten.

Grüßen Sie Fries und Herrn Neureuther (den Architekten) schönstens von mir, wenn Sie selbige sehen. Fries soll ja die Skizze bereithalten, nach der er mir den Mund wässerig gemacht. Übrigens werde ich ihm auch bald einmal schreiben.

Ihr altergebener Gottfried Keller.

82. An Ferdinand Weibert.

Zürich, 25. Dezember 1875.

Hochgeehrter Herr!

Hoffentlich ist der Biß Ihres nicht sehr liebenswürdigen Hundes gründlich geheilt und ist keine nachträgliche Wasserscheu zu befürchten, sonst könnte es manchen Autoren, die Ihren Verlag suchen, schlimm gehen. Ob „Romeo und Julie", nachdem sie so viel in Feuilletons und Sammelwerken abgedruckt worden sind, als Einzelausgabe noch Glück machen werden, müssen wir gewärtigen. Einstweilen haben sie in dänischer Übersetzung Un-

heil angerichtet. Georg Brandes, der Verfasser der „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts", hat die Erzählung nämlich nebst dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" ins Dänische übersetzt und in Kopenhagen erscheinen lassen. Nun sind die Frommen über ihn hergefahren als Verbreiter eines unsittlichen Buches, und eine förmliche Verfolgung wurde in der Presse gegen ihn losgelassen, so daß der Absatz des Büchleins geradezu verunmöglicht sei. Natürlich gilt der Unsinn dem freien Geiste, mit dem seine eigenen Bücher geschrieben sind.

Ihre Mitteilung betreffend die nötig werdende neue Auflage der „Leute von Seldwyla" gereicht mir zur Freude und Ermunterung, mich während der besseren Jahre, die mir vielleicht noch beschieden sind, fleißiger an den Laden zu legen. Ich denke, eine nochmalige teure Ausgabe wäre etwas gewagt und könnte dieselbe leicht liegen bleiben, da das Publikum, welches solche Sachen zu höhern Preisen kauft, wenn nicht ein Erfolg ersten Ranges da ist, gewisse Grenzen hat, die sich gewöhnlich unversehens schließen. Ich würde daher meinesteils zu dem Versuch mit der wohlfeilen Ausgabe raten. Ich weiß z. B., daß in der Schweiz mit der Preisherabsetzung das Buch sofort erst jetzt sich eigentlich bekannt machen wird. Indessen lasse ich Ihnen immerhin den Vorbehalt Ihrer Entschließung. Es ist möglich, daß die nächste Publikation auch dem Absatz einer nochmaligen teuren Ausgabe nachhilft.

Format und Ausstattung überlasse ich Ihrer Disposition. Der Klopstocksche Probebogen scheint mir das beste, wenn ich etwas sagen soll[1]).

Mit dem Stereotypieren der wohlfeilen Auflagen bin ich ganz einverstanden, da ich wohl sehe, daß Sie nicht zu denjenigen Verlegern gehören, die klug zu tun glauben, wenn sie einen Autor zu kurz halten.

Mit den neuen Erzählungen steht es so. Dieselben sollen in der „Deutschen Rundschau" erscheinen, und es wartet dieselbe sehnlich darauf, da ihr der Novellenstoff, der bessere nämlich, ausgeht. Leider bin ich durch meine amtliche Geschäftslast wieder verspätet. Doch muß es nun auf jede Weise zu Ende gehen, und ich werde mir die Zeit mit Gewalt dazu nehmen. Der Abdruck wird in etwa drei Monatsheften nacheinander erfolgen, und die Berechtigung zur Buchausgabe tritt sofort mit dem

[1]) Betrifft die Ausstattung der neuen Ausgabe der „Leute von Seldwyla" in der Art der Lessing- oder Klopstock-Ausgabe des Göschenschen Verlages, wovon Weibert je einen Probebogen vorlegte.

Schluß der Erzählungen in der „Rundschau" ein. Mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", das ich hinzufügen werde, wird es alsdann einen Band von 22—25 Bogen im Format der jetzigen „Leute von Seldwyla" ausmachen. Die in der „Rundschau" erscheinenden Novellen bestehen in einer Geschichte, in welcher drei andere eingeschachtelt sind. Dieselben, sowie das spätere Buch, erhalten den Titel „Zürcher Novellen" und folgende speziellen Titel:

Herr Jacques (Rahmengeschichte)
Hadloub (Zeit der Minnesinger)
Der Narr von Manegg (Ende des vierzehnten Jahrhunderts)
Der Landvogt von Greifensee (achtzehntes Jahrhundert)
Fähnlein (Gegenwart).

Wenn auch der Satz und Druck sofort nach Erscheinen der ersten Partie beginnen könnte, so wird die Unternehmung für Sie als Frühjahrsgeschäft doch wohl zu spät werden, und wäre vielleicht Zeit vorhanden, noch ein kleineres Stück aus der Reformationszeit[1]), auszuarbeiten, um 28—30 Bogen zu erreichen, die für zwei Bändchen ausreichen würden, falls das etwa in Ihrer Konvenienz läge.

Sie sagen mir wohl hierüber Ihre Meinung. Mit Gewalt fabrizieren wollen wir nicht.

Daß Freiligrath kränkelt, tut mir wahrhaftig weh, und es würde mich sehr schmerzlich berühren, wenn es ernster werden sollte. Er ist einer der wenigen Menschen, die mir trotz des schwachen Verkehres immer gegenwärtig sind und mir nie andere als angenehme und erfreuliche Empfindungen erwecken.

Ihr mit vorzüglichster Hochachtung ergebener G. Keller.

Auch für die „Legenden" hätte ich gelegentlich ein gutes Stück[2]) hinzuzufügen, wobei aber der Titel „Sieben Legenden" verlorenginge und nur „Legenden" bliebe. Was meinen Sie hiezu?

83. An Emil Kuh.

Zürich, 15. Mai 1876.

Ich habe Ihnen leider nicht geschrieben; je gründlicher ich es tun wollte, je länger schob ich auf und bin jetzt in einem förmlichen Briefbankerott. Von befreundeten Autoren, Vischer, Lazarus, Kinkel, liegen seit vielen Monaten geschenkte Bände

[1]) „Ursula."
[2]) Den heiligen Brandanus.

ansehnlichster Art bei mir, und noch habe ich keinem eine Zeile des Empfanges darüber geschrieben.

Auf 1. Juli bin ich nun von meinem Amte frei, ich habe es nicht länger ausgehalten; den Tag durch Amtsgeschäfte, des Abends soll man schriftstellern, lesen, Korrespondenz führen 2c.; das geht nicht und bleibt dann meistens alles zusammen liegen. Ich habe nun in poetisch-literarischer Beziehung so viel zugeschnittene Arbeit oder Werg an der Kunkel, daß ich es wohl wagen kann, meine noch mir vergönnten besseren Jahre damit zuzubringen, ohne in schlimme Zustände zu geraten, wie junge Literaten, oder anderseits einem schnöden Industrialismus zu verfallen. Ich würde auch schlechterdings die Zeit nicht finden, nur die Hälfte von dem zu machen, was ich noch machen kann und soll. Auch scheint mir endlich die äußere Seite der Sache etwas zuzulächeln. „Der grüne Heinrich" ist vergriffen und scheint öfter verlangt zu werden. Wenigstens habe ich nun drei Verlagsangebote für eine neue Ausgabe, die mir von freien Stücken zugekommen sind. „Die Leute von Seldwyla" sind nun stereotypiert und werden zu wohlfeilem Preise verkauft, und so halte ich es nicht für unmöglich, daß, wenn ich noch ein paar Sachen dieser Art gemacht habe, ich einen gewissen ökonomischen Halt daran haben werde. Doch genug von diesem Philisterzeug. Ich war eben daran, Sie doch mit zwei Worten zu bitten, nicht etwa von Meran wegzugehen, ohne mir die nachherige Adresse zukommen zu lassen.

Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen gut. Nächstens mehr. Dank für die Photographie. Die Akten für den schuldigen Brief liegen diesmal noch ordentlich auf meinem Schreibtisch.

Ihr ergebener Gottfr. Keller.

84. An Emil Kuh.

Zürich, 8. Juni 76.

Glauben Sie nicht, daß es für mich eine Aktenerledigung heißt, wenn ich wünsche, Ihnen auf manches, das Sie mir schreiben, zu antworten. Ich werde Sie deshalb lieber mit kürzeren, aber um so frequenteren Briefen bombardieren, bis ich etwas nachgerutscht bin. Daß Sie mit dem Hebbelwerk zu Ende kommen, freut mich sehr, erstens weil ich dasselbe bald in Händen haben werde, zweitens weil Sie dann einer Fessel ledig sind, die Sie befängt. Denn bei allem Respekt vor Ihrer Hingebung kann ich mir doch nicht denken, daß Sie Ihre Hauptkraft an der Darstellung der Mitlebenden erschöpfen können; vielmehr glaube und

hoffe ich, daß Sie nach Bewältigung dieser Kategorieen erst noch breite Lagen ins Über- oder Außerpersönliche, ins Vergangene oder Zukünftige abzufeuern sich aufgelegt finden werden. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke!

Ich habe soeben (es ist halb elf Uhr nachts, und der Mond steht pompös über dem See vor dem offenen Fenster) Ihren reichhaltigen Brief vom 27. Oktober hervorgenommen, um eine Stelle zu suchen, über die ich Ihnen etwas habe antworten wollen. Wegen der neuen Ausgabe und Gestalt des „Grünen Heinrich" muß ich Ihnen bald besonders schreiben; die Affäre fängt an zu drängen, da ich nun bereits das vierte Angebot von Verlegern habe, inklusive des alten, der zuletzt auch kommt, nachdem er das Buch fünfundzwanzig Jahre lang verdrießlich in seinem Speicher herumgestoßen hat.

Was ich jetzt vorbringen möchte, ist ein Gegenstück, leibhaftiges Pendant zu Ihrem Silbergroschenbroteinkaufen in Berlin, womit ich aufwarten kann. Ich war schon dreißig und ein oder zwei Jahre alt, als ich dort in der Mohrenstraße in keinem schönen Hause wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber wenig bekannt, geriet in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So hatte ich mich mit wenig Münze hinausgeschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte. So besaß ich eines Abends noch fünf Silbergroschen, als mich ein Bildhauer in die Wagnersche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notabeln saßen, unter andern der verstorbene Melchior Mehr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten und unter sich sagten: was ist denn das für ein Schweizer? was tut der hier usw.? Ich trug nur Sorge, daß ich noch einen Groschen übrigbehielt, indem ich dachte, du kannst morgen mittags noch ein Brötchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig, am andern Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenwecken, gebe den Groschen. Die lange, etwas verdrießliche, aber elegante und angesehene Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungültigen, verrufenen Gröschling irgendeines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: „Der wird nicht genommen, es ist ein falscher!" Ich habe keinen anderen und muß das Brot wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom

Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zwiefach beschimpft: von der betrügerischen Kellnerin, wie von der borniertten Bäckerin, der es nicht einfiel, an meine Notlage zu denken, und [die] nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Kumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu und mußte am andern Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter vonstatten ging, als ich geglaubt hatte. Wäre ich aber nicht so unpraktisch gewesen, so hätte ich das kleine, aber bedeutsame Doppelgestirn der beiden Weiber nicht gesehen; denn es ist ja gleichgültig, ob es sich um den Kopf eines Mannes in einer Tragödie oder um einen Groschenwecken handelt.

Sie haben nun die bessere Kehrseite des Abenteuers erlebt, da Sie nicht eine Widersacherin, sondern einen Genossen in der Not hatten.

Ich werde, einige Tage ausgenommen, die ich in München wegen der Ausstellung zuzubringen gedenke, um gleich zu Anfang meiner Freiheit in eine recht bunte Formenwelt unterzutauchen, dies Jahr wohl zu Hause bleiben; denn ich will ebensowohl gleich im Anfang ein gutes Stück rüstig wegarbeiten und, wo immer möglich, die Regelmäßigkeit der Amtsgewöhnung beibehalten. Man verträumt immer noch genug Zeit dabei. Ich hoffe Sie also hier endlich zu sehen im Herbst und wünsche Ihnen glückliche Kurzeiten. Übrigens schreibe ich Ihnen dieser Tage wieder einen Fetzen voll.

Bestens grüßend Ihr G. Keller.

85. An Ernst von Wildenbruch.

Zürich, 11. Juli 1876.

Verehrter Herr!

Sie haben mich mit Ihrer gütigen Sendung in doppelter Weise überrascht, erstens durch Ihre zwei volltönigen und wirklich stahlklingenden Waffenlieder, die ich, zu meiner Schande, noch nicht gekannt habe, und zweitens durch die Strophen, mit welchen Sie mein schnurriges Buch so schön und so sehr haben ehren wollen.

Wenn ich mich auch gegen solche Bezeugung bescheidentlich sträuben soll, so sagt hier die Eigenliebe, wer jene Gesänge machen kann, von dem darf man ein Lob in Züchten annehmen. Jedenfalls hat mich gefreut, daß der Dietegen sich Ihrem kriegerischen Geiste so günstig dargestellt hat.

Ich danke Ihnen herzlichst für die freundliche Zusendung

und hoffe, Ihnen in nicht zu ferner Zeit auch wieder einmal mit einem Lebenszeichen nahen zu können.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Gottfried Keller.

86. An Professor Adolf Exner.

Zürich (Enge), 19. August 76.

Lieber Freund!

Wegen der Münchner Partie habe ich Ihnen zwei Bedenken zu erregen:

1. Lese ich in den Zeitungen, daß die Gasthöfe in München überfüllt seien und überhaupt ein Gewühl dort.

2. Ist bei dieser Hitze und den Zuständen im Osten jeder Tag der Ausbruch von Epidemien zu gewärtigen. München ist in dieser Beziehung ein Hauptnest, wo zum mindesten im Sommer der Typhus die Honneurs macht als Lokalgottheit. Auch der erste Punkt ist in sanitarischer Hinsicht zu betrachten.

Frage nun: sollte man nicht die Sache bis Mitte September verschieben, wo es jedenfalls ruhiger sein wird und man auch puncto Cholera u. dgl. im klaren sein kann. Es ist nämlich mit München eine eigene Sache; man kann unbedenklich nach Wien oder Paris gehen in Cholerazeiten, wenn man nicht furchtsam ist. In München aber, dem Saunest, hat's einen sofort, und Tausende liegen dort verscharrt, die gar nichts dort zu tun hatten und nur kamen, laxierten und starben.

Sie könnten vielleicht in der Zwischenzeit die Umgegend von Brixlegg von wilden Tieren säubern. Jedenfalls lassen Sie sich hören und tun Sie mir Ihre Ansicht kund. Wenn die Burgherrin von Matzen sich meiner Wenigkeit noch erinnert, so empfehlen Sie mich hochderselben bestens.

Ich wünsche Ihnen ein vergnügtes Hochzeitleben.

Dilthey habe ich von der Münchner Sache gesprochen, er schien Lust zu haben.

Mit meiner Demokratenregierung bin ich leidlich auseinandergekommen oder vielmehr lustig, was ich Ihnen glaub' ich noch nicht erzählt habe. Sie veranstalteten mir ein Abschiedsessen im Hotel Bellevue, an dem ausschließlich die Mitglieder der Regierung und ich waren, und überreichten mir einen silbernen Becher. Die Sache begann um sechs Uhr nachmittags. Um neun Uhr schien es mir einschlafen zu wollen, ich verfiel auf die verrückte Idee, ich müsse nun meinerseits etwas leisten und den Becher einweihen. Ich lief hinaus und machte ganz tolle Wein-

bestellungen in Bordeaux, Champagner usf. in der Meinung, selbst dieselben zu bezahlen. Die Herren aber wußten, daß alles aus der Staatskasse bezahlt werden müsse, und um den Schaden wenigstens erträglich zu machen, fingen sie krampfhaft an mitzusaufen und soffen verzweifelt bis morgens um fünf Uhr, so daß wir am hellen Tage auseinandergehen mußten. Sieber wurde in einer Droschke nach Hause gebracht, ich wurde in einer Droschke nach dem Bürgli gefuhrwerkt, ich hatte drei Tage Kopfweh. Das tollste ist, daß ich die Herren, je mehr wir soffen, um so reichlicher mit Offenherzigkeiten regaliert habe in diesem letzten Augenblick, mit meinen Ansichten über die Verdienstlichkeit ihres Regiments u. dgl., was mich nachher geärgert hat, denn es war doch kommun undankbar. Sie machten jedoch geduldige Miene dazu, ich glaube aber, sie gäben mir jetzt den Becher nicht mehr. Die bestellten Weine wollte ich am andern Tage oder vielmehr am Nachmittage desselben Tages bezahlen; es wurde mir aber richtig nichts abgenommen.

Alles wird sorgfältig verschwiegen, nur das Rechnungsbelege wird als stummer Zeuge in den Archiven liegen bleiben.

Besten Gruß Ihr Gfr. Keller.

87. An Conrad Ferdinand Meyer.

Zürich-Enge, 3. Oktober 76.

Verehrter Herr und Freund!

Mit dankbarer Freude verkündige ich Ihnen die schon am Sonntag beendigte Lektüre Ihres vortrefflichen „Jenatsch", dessen Komposition und Ausführung unserer engeren und weiteren Republik zur großen Ehre gereicht. Es ist echte Tragik, in welcher alle handeln, wie sie handeln müssen.

Über den Beilschlag am Schlusse muß ich mir freilich das Protokoll noch offen behalten. Doch will ich Sie jetzt durchaus nicht mit Besprechlichkeiten langweilen, sondern nur meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit abstatten. Ihr mit Hochachtung ergebener G. Keller.

88. An Jakob Baechtold.

Zürich-Enge, 3. November 1876.

Verehrter Freund und Herr!

Ich danke schönstens für Ihr freundliches Lebenszeichen und vor allem für den Bericht über Ihre rüstige Tätigkeit, auf deren

Früchte ich gebührend gespannt bin. Ich hoffe, bald auch meine Schuld puncto Salati[1]) abtragen zu können, da ich in einigen Wochen zu Muße, zu einiger, gelange.

Die Lage in Zürich betreffend habe ich vorgestern mit Professor Vögeli jun. gesprochen, der Erziehungsrat ist. Ettmüller sei allerdings im Abgange, aber noch zäh lebend, so daß seine Ersetzung nicht in naher Zukunft zu diskutieren sein werde. Davon aber, daß man die Professur nicht mehr zu besetzen gedenke, sei keine Rede, so etwas könne jetzt noch gar nicht gesagt werden und die Disziplin sei viel zu wichtig, um überhaupt so was zu sagen. Eine freie Rundschau werde man sich gegebenenfalls immerhin vorbehalten müssen usw. Indessen soll Motz am Gymnasium (hörte ich früher von anderer Seite) brustkrank sein; ich führe dies an, nicht um Sie auf den zu frühen Untergang eines andern zu vertrösten, sondern um darzutun, wie immer etwas vorgeht und die Mutationen nie allzulange ausbleiben.

Ich mache nicht eine, sondern vier „Züricher Novellen" für die „Deutsche Rundschau", welche ungefähr bis zum Februar fortlaufen werden. Der Eingang und die erste Novelle „Hadloub" haben im Novemberheft begonnen. Der Schluß des „Hadloub" kommt im Dezember und ist schon korrigiert. Die Historiker und Philologen werden freilich über den spaßhaften Einfall die Nase rümpfen, was Wurst ist, weniger Wurst aber, daß ich fürchte, die Ausführung des Einfalls sei etwas langweilig ausgefallen. Leider kann ich Ihnen keinen Abzug schicken, da die Doppel der Revisionsbogen verunglückt resp. unvollständig geworden sind. Das Heft selbst habe ich noch nicht.

Mit der Autobiographie in der „Gegenwart" verhält es sich so, daß ich mich halb dafür pressen ließ und seit zwei Jahren zögerte oder ganz ausbleiben wollte. (Sie wissen, daß mindestens ein Dutzend ihr Sätzlein bereits gepfiffen haben.) Neuerdings gedrängt, habe ich einige Betrachtungen rein literarischen Charakters in Aussicht gestellt, was man dann zu der breitspurigen Ankündigung einer Autobiographie benutzt hat. Die Arbeit von Scherer über Feggel Dahn habe ich in der „Rundschau" nicht entdecken können, wird also noch kommen.

Aus München bin ich seit acht Tagen zurück und sah dort Heyse. Von Leuthold sah und hörte ich nichts. Indessen hat jetzt der literarische Fähnrich Pistol, vulgo Honegger, eine unwahre und marktschreierische Schilderung von ihm im „Schweizerhaus" abgeschossen, die offenbar, wenigstens zum Teil, von ihm

[1]) Besprechung von Baechtolds „Hans Salat".

selbst eingegeben ist. Dergleichen wird dem unbehaglichen Manne auch nicht auf die Strümpfe helfen, solange er nicht ein Stück Arbeit vorweist. Er ist übrigens in dieser Beziehung ein echt lyrisches Genie: Viel leben und nichts tun und darüber die Schwindsucht bekommen und dann das Vaterland, den kleinen Käs, anklagen! Mir kommt zuweilen vor, daß wir der Reihe nach alle Nüancen des literarischen Hurübels durchmachen werden; Sie sehen an diesem Ausdruck meine Belesenheit in germanistischen Zeitschriften!

Ihr alter

G. Keller.

89. An Jakob Baechtold.

Zürich-Enge, 28. Januar 1877.

Verehrter Freund!

Ich will der Ordnung nach verfahren, indem ich meine Briefschulden an Sie abstatte.

Wegen des Bildes vom Stretlinger[1]) konnte ich noch nicht überall nachsehen, da ich vormittags keine Zeit zum Ausgehen hatte wegen meiner „Züricher Novellen", nächste Woche werde es aber abmachen.

Für das Heft mit den Leutholdschen Gedichten danke ich bestens; ich werde es mit dem „Bildungsfreunde"[2]) zusammen schicken. Die Leutholdschen Gedichte sind sehr schön, sehr talentvoll, aber sie erinnern mich doch an die Schönheit und Glätte der Porzellanmalerei. Stil ist das nicht. Die verlogene und schlechte Besprechung des Fähndrich Pistol (alias Honegger) ist eine widerwärtige Nachbarschaft für die Gedichte.

Was nun die Biographie betrifft, mit der Sie mich beehren wollen, so bitte ich ernstlich, davon abzustehen. Ich war, wie Sie gesehen haben werden, schon in der „Gegenwart" in der größten Verlegenheit, etwas über mich selbst zu sagen. Die Sache ist die: Ich bin trotz meines Alters noch nicht fertig, sondern ein Bruchstück, das in den nächsten Jahren vielleicht ergänzt wird, aber jetzt zu keinem richtigen Bilde dienen könnte. Es kommt das von den fünfzehn Jahren Amtsleben und von vorheriger, ungeschickter Zeitverschleuderung. Die Situation ist die: Wenn Sie, wie Sie sich ausdrücken, für das Schweizervolk schreiben wollen, so können Sie ihm ja gar nichts zur Probe in die Hand

[1]) Für Baechtolds Ausgabe der „Stretlinger Chronik".
[2]) Schweizerischer Bildungsfreund von Thomas Scherr. Poetischer Teil. Siebente Auflage. Neubearbeitet von G. Keller. Zürich 1877.

geben oder fast nichts; ein Teil der Gedichte und der „Grüne Heinrich" sind gegenwärtig gar nicht zu haben, gottlob! beide aber werden in ein paar Jahren in besserer Gestalt wieder vorhanden sein.

Daß ich selbst eine Autobiographie in ausführlicherer Gestalt vorhabe, kommt hier nicht in Betracht, weil es mehr eine Geschichte meines Gemütes und der mit ihm verbunden gewesenen Menschen und auch zum Teil etwas politische Geschichte sein wird, wenn ich überhaupt dazu komme.

Also nochmals seien Sie angefleht, geben Sie die Idee wenigstens für jetzt auf.

Des armen Emil Kuh Tod wurde mir gemeldet. Auch hat derselbe ein verlogenes Feuilleton in der „Freien Presse" veranlaßt, worin steht, Kuh habe mich entdeckt (wie Stiefel), ich habe ihn aufgesucht u. dgl.; was alles nicht wahr ist. Ich habe ihn nie gesehen.

Der löbliche Fleiß, welchen Sie meiner Armseligkeit zuwenden wollten, hat mir übrigens eine andere nützliche Idee erweckt. Wenn ich spüre, daß es abwärts gehen will und an mein Testament denken muß, so werde ich Sie zu meinem Nachlaßherausgeber ernennen, da Sie so herausgabelustig sind. Dann können Sie nach Herzenslust in meinen paar tausend Briefen und Papierfetzen herumwühlen. Das kommt mir jetzt wirklich ganz apropos in den Sinn! Ich habe schon mehrmals so darüber spintisiert, wo ich auch mit meinem Geschriebenen hin soll, da, wenn ich sterbe und meine Schwester auch stirbt, zirka ein Dutzend Bauernleute in meine Wohnung gestürzt kommen und zusammenpacken werden. Wie es dann zugehen mag, weiß der Himmel! Inzwischen sollen aber noch einige Liter her! ische Geschäfte abgewandelt werden. Ihr alter G. Keller.

90. An Marie Melos.

Zürich, 3. März 1877.

Mein hochverehrtes Fräulein!

Daß ich die Freude, ein so unerwartetes Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, nur den leidenden Augen der verehrten Frau Ida Freiligrath verdanke, reicht gerade hin, der Freude jene Heftigkeit zu nehmen, die allen Irdischen so schädlich ist. Aber ein großes Vergnügen war es dennoch, das ich empfand, als ich verwunderungsvoll, wer mir denn da so artig und mitteilsam schreibe, die Unterschrift suchte und Ihren Namen fand. Seit

vielen Jahren hatte ich nichts mehr von Ihnen gehört und wußte gar nicht, wo Sie in der Welt hingekommen seien, oder ob Sie überhaupt noch leben? So geht es in der Welt; wenn man nur still und geduldig wartet, wie die Katze vor dem Mausloch, so kommen alle guten Dinge wieder einmal zum Vorschein.

In den „Neuen Gedichten" Ferdinands[1]) vermisse ich nicht gerade viele, so weit mein Gedächtnis reicht; bestimmt erinnere ich mich nur einer poetischen Epistel an Wedemeyer in der „Rheinischen Zeitung" nach Art derjenigen, die auf Seite 162 steht, und des Gedichtes auf die Mitraille von Leipzig im August 1845, als Prinz Johann auf das Volk schießen ließ[2]). Übrigens ist in der neuen Sammlung auch manch kostbares Stück, das ich noch nicht gekannt habe.

Ich glaubte, die Bibliothek sei bereits von einer süddeutschen Stadt angekauft worden, was also eine Zeitungsente gewesen ist. Es wird sich hoffentlich schon ein guter und würdiger Anlaß finden.

Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich allerdings meine Amtstätigkeit aufgegeben, um vor Torschluß noch mein schriftstellerisches Pensum schnell nachzuholen. Leider ist fast alles weggestorben, was ehmals mein nachsichtiges kleines Publikum gebildet hat; vor allem hätte ich mich gefreut, wenn ich auch Freiligrath vielleicht noch ein bißchen Spaß hätte machen können. Doch lebt auch noch dieser oder jener Zeuge früherer Tage und hauptsächlich in Ihnen, verehrtes Fräulein, ja eine ganz vorzügliche Altersgenossin! Daß wir am gleichen Tage geboren seien, habe ich noch gar nicht einmal gewußt, wissen Sie es auch gewiß? Meinerseits bin ich am 19. Juli 1819 zur Welt gekommen; nun sehen Sie mal nach!

Sollte ich das Vergnügen haben, mit Ihnen bei irgendeiner Kindstaufe zusammenzutreffen, so werde ich dazu einen neuen Frack machen lassen, sorgen Sie nur dafür, daß uns bald jemand zu Gevatter bittet!

Ich empfehle mich allerschönstens Ihrer verehrten Frau Schwester und wünsche ihren Augen gute Besserung und sorgliche Schonung. Ihnen selbst wünsche ich gleichfalls die beste Gesundheit und fortgesetztes Wohlwollen gegen jedermann, der es verdient, wozu ich hoffentlich alsdann auch gehöre. Ihr von jeher freundschaftlich angehöriger

G. Keller.

[1]) Neue Ausgabe von 1877.
[2]) „Leipzigs Toten."

91. An Wilhelm Petersen.

Zürich-Enge, 8. März 1877.

Verehrter Herr Regierungsrat!

Mein Amtsnachfolger hat mir soeben von Ihrer freundlichen Nachfrage Mitteilung gemacht und mir damit in Erinnerung gerufen, daß ich, soviel ich weiß, Ihren letzten Brief vom Juni 1876 immer noch ohne Antwort gelassen habe, obschon ich wiederholt an Sie dachte, so namentlich auch, als unser beidseitiger Freund Emil Kuh so früh das Zeitliche verlassen mußte. Er war nicht absolut sicher und objektiv in seinem Wesen, vielmehr oft sehr subjektiven Urteils, aber immer lebendig warm und angeregt, was heutzutage nicht zu oft vorkommt.

Ich danke Ihnen herzlichst für die Probe Ihrer plastischen Vergnügungen, die drei Seeleute![1]) Die sind ja ganz voll Leben und Charakter, und man würde auch ohne den flatternden Bart des alten Tritonen, dessen Ohr freilich zu tief sitzt, die frische Seeluft spüren.

Wäre es nötig, so würde ich an dieser Probe sehen, daß gewiß auch Ihre aquarellistischen Arbeiten Hand und Fuß haben (d. h. ohne Anspielung auf die Büstengestalt der Matrosen!), und daß gewiß auch dort eine lebendige Luft weht!

Was meine ausgespannte Leinwand betrifft, so ist sie leider jetzt noch so weiß, wie vor einem Jahre; denn ich fand die nötige Bequemlichkeit und Ruhe nicht nach so langer Zeit. Aber dies Jahr soll's nun losgehen. Freilich habe ich dabei weniger den löblichen Trieb der Übung an sich, als gewisse dekorative Velleitäten, da ich den Versuch machen möchte, mir meine Wohnräume selbst auszuputzen.

An Paul Heyses Tisch habe ich letzten Herbst auch gesessen und mich des anmutvollen Daseins dieses seltenen Menschen erfreut.

Hoffentlich haben Sie es am 1. Juli vorigen Jahres mit den Lustbarkeiten, welche Sie zu Ehren meiner Amtsentlassung anstellen wollten, nicht zu arg gemacht; denn ich mußte noch bis zum 15. Juli ausharren. Seither bin ich nun aber wirklich frei und habe bereits eine kleine Sammlung neuer Geschichten gemacht, die in der „Deutschen Rundschau", zum Teil, erscheinen. Haben Sie Gelegenheit, die Sachen ein wenig anzusehen, so könnten Sie sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie mir

[1]) Petersen beschäftigte sich nebenbei, nicht ohne Begabung, mit Bildhauerei und Aquarellmalen.

offen und ohne Rückhalt mitteilen wollten (wie es Zeit und Umstände erlauben), wie und wo Ihnen ein Rückschritt statt eines Fortschrittes, ein Nachlassen, eine Langweiligkeit und Pedanterie u. dgl. vorhanden scheint. Dennoch hoffe ich, es werde nicht Altersschwäche, sondern nur die Ungewohntheit der veränderten Arbeitsweise sein, welcher sich nach gemachter Wahrnehmung und erfolgten Warnungsrufen abhelfen läßt. Ich habe auch erst in diesen Tagen das bureaumäßige Abwandeln der poetischen Arbeit ganz abgeschüttelt und das alte Gefühl und Bedürfnis des innerlichen Draufgehens und Auslebens wiedergefunden und entdeckt.

Sollte Sie ein guter Stern im Frühjahr wieder auf Reisen und auch in die Schweiz führen, so werde ich Ihnen mit Freuden Stunden und Tage widmen, soviel Sie wollen. Ich wohne nach wie vor in Zürich, auf dem „Bürgli" in Enge, welches eine Art Vorstadt oder Ausgemeinde ist.

Jetzt habe ich zwar noch Schnee vor dem Fenster und Winter in der Luft, gegen allen Brauch, wird aber hoffentlich nicht lang dauern. Mit den schönsten Grüßen Ihr achtungsvoll ergebenster

Gottfr. Keller.

92. An Theodor Storm.

Zürich, 30. März 1877.

Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht[1]), das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch das Fernebläu vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand und Ihr Geschenk und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist.

Denn es ist mir nun ja alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt.

Die treuliche und freundliche Vermahnung, die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben, befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbeigeführt und alsdann

[1]) Mit dem Briefe vom 27. März 1877, in dem er seine Freude über die in der „Deutschen Rundschau" erschienenen „Züricher Novellen" ausdrückte.

sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Tatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Konfession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei auffordert und zwar auf dem Wege der kaiserlichen Reichspost, ist gewiß bedeutsam genug! Im Herbst werde ich Ihnen die Separatausgabe der „Züricher Novellen" schicken, wo Sie dann auch das „Fähnlein der sieben Aufrechten" wiederfinden werden.

Grüßen Sie bestens Herrn Petersen, wenn Sie ihn sehen; ich habe seine Aufsätze und Agitationsschriften für Landesverschönerung erhalten und mich über diese wirklich praktische Ästhetik gefreut, die mit so einfachen und naheliegenden Dingen das Wesentlichste erreicht.

Jetzt will ich aber für diesmal schließen, da die Nachmittagssonne und Amsel, Finken und andere Musikanten auf den Bäumen vor dem Fenster mich hinausrufen, wo der Winter gottsjämmerlich abgemörd't wird.

Bald hoffe ich Ihnen in der „Rundschau" oder so wo wieder zu begegnen und mich dort mit Ihnen zu unterhalten; man ist da immer sicher, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken.

Ihr dankbar ergebener Gottfr. Keller.

93. An Professor Adolf Exner.

Enge-Zürich, 29. Oktober 77.

Lieber Freund und Bräutigam!

Sie haben wohlgetan, Ihrer erfreulichen Mitteilung zugleich ein Bildnis beizufügen, damit ich Ihnen auch aufrichtig und auf Sachlage gestützt glückwünschen kann, was hiemit in aller Form geschieht.

Ich weiß nicht, wem die hübsche und eigentümliche Auffassung oder Anordnung der Photographie zu danken ist, welche an die stille Ruhe einer Antike erinnert; allein es gehörte jedenfalls auch das Objekt dazu, um die Wirkung zu ermöglichen.

Ich habe die drei Mädchen oder nunmehrigen Damen nur einmal während eines Nachmittags in der alten Burg gesehen und erinnere mich der Einzelheiten oder Individualitäten nicht mehr genau, sondern besitze nur noch einen Gesamteindruck von sonniger Herbstlandschaft, alten Türmen und hübschen Leuten, mich inbegriffen.

Was die Photographien im allgemeinen anlangt, so hat mir die Frau Marie Frischin noch kein Müsterchen von ihrer Nr. 2 geschickt; freilich wird der Betreffende, der vermutlich Jakoberl heißt, noch ein wenig größer werden müssen, und dann kann man ihn mit dem Hansl zusammen reproduzieren. Bekommen die Tauben in Euerem Gartenhaus auch noch was zu fressen neben diesen jungen Kaninchen?

Ich bin noch immer nicht zum Malen gekommen, deshalb haben Sie auch Ihre Landschaft noch nicht. Doch sollen Sie dieselbe jedenfalls in die neue Wirtschaft kriegen.

An meine Lustspiele und dergleichen hoffe ich nächstes Jahr endlich zu gelangen; die ganz andere Arbeitsweise wird mir vielleicht ein neues und rascheres Leben bringen. Wenn Ihnen die mitgeteilten Sujets noch im Gedächtnisse sind, so verwahren Sie mir dieselben, damit sie nicht den Fliegenschnäppern in die Hände geraten.

Verleben Sie also, bis die Veilchen sprießen, Ihre Stunden in vollem Glücke und besprengen Sie nicht nur die Studenten samt den Pandekten, sondern uns alle und die ganze Welt mit dem Rosenwasser Ihrer Gefühle, daß die dunklen Fluten, auf denen wir ratlos dahintreiben, sich beruhigen und die Dämonen, gekrönt und ungekrönt, verscheucht werden, die uns den Untergang drohen.

Mit diesem famosen Passus will ich nun aber schließen; denn Schöneres könnte nichts nachkommen. Euer ältliche

G. Keller.

Also im Herbst 1878 in Zürich?

94. An Wilhelm Petersen.

Zürich, 7. Dezember 77.

Verehrter Herr und Gönner, Freund und Mäzen!

Sie sammeln nicht nur feurige Kohlen in Gestalt feurigen Rums, sondern auch einen Ozean in Gestalt von tausend kleinen Fischlein auf mein Haupt. Ehe sie ganz aufgefressen sind, muß ich mich doch beeilen, Ihnen meinen ungemessenen Dank für die zarten fettlichen Wasservölker auszudrücken; zugleich aber muß ich ausrufen, mit was soll und kann ich denn solche lokalproduktliche Gesandtschaften erwidern? Das erfordert Nachdenken; denn Steine oder sauern Wein kann ich nicht wohl senden, und guten Käse kann man nur in Stücken von mindestens fünfzig Kilo bekommen.

Wie steht's auch mit der Frau des Emil Kuh seliger? Ich

hatte ihr seinerzeit die übliche Kondolation gesandt und weiß nun seither nichts mehr von den Hinterlassenen. Die Hebbelbiographie, welche er mir jedenfalls geschickt hätte, wenn er noch lebte, habe ich nicht erhalten, was an sich natürlich nichts macht, denn ich habe das Buch sogleich gekauft. Allein ich weiß nicht, ob ich der Witwe darüber schreiben soll oder nicht, und könnte es nicht einmal, da ich nicht weiß, wo sie jetzt lebt.

In nächster Zeit werde ich Ihnen jene Rundschauerlichen Novellen, um zwei Stück vermehrt, zuschicken können.

Jetzt gehe ich unverweilt an die Wiedergeburt des grünen Tropfes, genannt Heinrich, damit ich endlich mit den alten Velleitäten tabula rasa habe und an Neues gehen, auch etwan malen und schmieren kann, wenn ich nicht unversehens versimple vorher. Wie geht es Ihnen und Ihren Privatmusen? Regieren Sie heftig drauflos, oder arbeiten Sie mehr an der Landesverschönerung?[1])

Kommen Sie nächstes Jahr wieder nach dem Süden? usw. usw. Theodor Storm, dem Herren der Gerichte und Gedichte, dem Vogt des Meeres und des Landes, werde ich dieser Tage auch schreiben. Es ist mir sehr angenehm und artig, daß ich auf meine alten Tage eine solche Doppelbeziehung zu dem achtbaren Norden erwischt habe.

Leben Sie glücklich der Weihnachtszeit und dem Jahreswechsel entgegen, welchen wir speziell behandeln wollen, wenn er da ist!

Ihr grüßender

G. Keller.

95. An Wilhelm Petersen.

Enge-Zürich, 28. Dezember 77.

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe meinen Verleger beauftragt, Ihnen die „Züricher Novellen" zu senden, und hoffe, daß Sie dieselben schon haben oder wenigstens nächstens erhalten werden. Dies vorausgesetzt, bleibt mir übrig, Ihnen ein glückseliges neues Jahr anzuwünschen, wie hierzulande die Bauern sagen. Die Glückseligkeit besteht ja doch hauptsächlich im Dasein, sofern man kein Zahnweh hat, und ob man sixtinische Kapellen macht oder Augenblicksbilder auf Postkarten, ist Nebensache.

Von letztern habe ich übrigens keine Vorstellung, da mir das Institut neu ist.

[1]) Petersen hatte in einem Zeitungsaufsatz auf die Anpflanzung von Rosen an den Häusern hingewiesen.

Was Sie mir von Paul Heyse schreiben, begreife ich nur zu wohl für den Vielgeprüften. Doch ist er nicht so arbeitsunfähig oder muß vor dem letzten Verlust überfleißig gewesen sein, da ja immer mehrere Publikationen von ihm nebeneinander erscheinen.

Frau Kuh liegt mir nicht so sehr am Herzen, als das Schicksal eines Dutzends Briefe, welche ich dem armen Toten geschrieben. Diese Wiener Juden sind nämlich ein so indiskretes Volk, daß jeder unberufene Gebrauch möglich ist, und der Nachlaß Kuhs ist ja gewiß von solchen Champions umlagert. Eine Probe habe ich bereits seinerzeit gleich nach dem Todesfall in einer Wiener Zeitung genossen.

Kuh selbst, welcher bei aller Vortrefflichkeit auch zur Wiener Couleur gehörte, trotzdem er darüber zu stehen glaubte, hatte aus einem meiner Briefe sofort und ohne Bedenken eine etwas abschätzig scheinende Stelle über Otto Ludwig mit Angabe meines Namens in einem Aufsatz in der Wiener Abendpost abdrucken lassen, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, daß dergleichen unzulässig sei.

Hoffentlich bleiben jene Briefe im Dunkel der Vergessenheit oder sind schon vernichtet.

Die zweite Hälfte Ihrer Sprotten war wirklich mit dichten und warmen, grauen und grünen Pelzröcklein bekleidet, als ich sie auf den Plan marschieren ließ. Was Teufel haben Sie gedacht? Ich soll an einem Tage eine Million fressen? Ich glaubte mit Recht, wie jeder haushälterische Mensch, die Bestien seien konservierlich. Nun, es ist ihnen jetzt ebenso wohl; zwei Krähen, welche in der Nähe des Hauses nisten, haben wie die Götter davon gelebt und machten dabei immer quá quá, besonders als der Spaß zu Ende war.

Sie werden es auf Ihrer neapolitanischen Reise wohl ermöglichen können, über Zürich zu kommen. Ich selbst fange an darauf zu denken, wie ich gelegentlich nach Hesperien gelangen soll. Also prost Neujahr in optima forma und gute Gesundheit.

Ihr G. Keller.

96. An Theodor Storm.

Zürich, 31. Dezember 77.

Ich wollte Ihnen, lieber Freund, am morgigen Neujahrstag schreiben, um Ihnen durch die gewählte Stunde eine rechte Ehre zu erweisen; zu rechter Zeit fällt mir aber ein, daß mich die Silvesternacht und das germanische Laster entweder untaug-

lich machen oder mit schnöden Jammerpossen anfüllen könnten à la Joh. Jakob Wendehals von Mörike, und da wollen wir's lieber heute noch vornehmen.

Die „Züricher Novellen" werden Ihnen durch den Verleger zukommen; ich spreche davon wegen Ihrer erotischen Ratschläge, die Sie auf Seite 148 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt finden. Um auch nochmals auf jene Figura Leu zurückzukommen, so hat sie wohl unverheiratet bleiben können; denn ich habe erst seither in Ihrem „Sonnenschein" gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rokokofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen. Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zumute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten. Und Sie sind ja wieder rüstig dabei an Ihrem Orte; ich hab's zwar noch nicht gelesen, sondern warte auf die Buchausgaben.

Also ich wünsche Ihnen alles Beste zum neuen Jahre, hochgeachteter Herr Landvogt von Husum, sowie Ihrem ganzen Hause. Ergeht es Ihnen nach Verdienen, so ist es schon gut, und was darüber hinaus ist, kann Ihnen als Profit gegönnt werden. Ich bin leider gewöhnt, immer nur vom Profit zu leben, obgleich ich fast nichts handle.

Auf den gewünschten Geßnerband vigiliere ich und werde Ihnen denselben senden, sobald ich ihn erwische, was wohl bald einmal geschehen wird; denn immer entleert etwa wieder ein altes Erbhaus. Ich hocke hier zuweilen bei einer Urenkelfamilie Geßners, welche noch von demselben bemaltes Teegeschirr besitzen und es dann zum Gebrauch bringen. Die Großmutter dieser Leutchen war eine Tochter Wielands. Sein Bild in Öl gemalt hängt im Zimmer, alte Briefschaften werden hervorgekramt. Im Jahr 1810 schreibt Wieland an die Tochter, über die Wahlverwandtschaften seien die Meinungen sehr geteilt, die einen erhöben sie in den Himmel, die andern erklären sie für verrückt, das Richtige werde ungefähr in der Mitte liegen!

Bei diesem weisen Ausspruche wollen wir es für das Jahr 1877 bewenden lassen. Das nächste Jahr wollen wir, „so Gott will", wie die Mucker sagen, fleißiger schreiben.

Ihr getreuer G. Keller.

97. An den Stadtrat Zürich.

Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren!

Es ist mir die Ehre und Freude vergönnt, Ihnen den Empfang der Urkunde vom gestrigen Tage ergebenst anzuzeigen, laut welcher die Bürgergemeinde von Zürich mir das Bürgerrecht der Stadt schenkungsweise verliehen hat.

Wenn Gemeinde und Behörden meinen literarischen Versuchen gegenüber hiebei eine zu nachsichtige Anerkennung haben äußern wollen, so muß sich hinwieder mein Dankgefühl für die erfahrene Auszeichnung durch den Umstand verdoppeln, daß jeder Dichter mehr oder weniger das Produkt seiner Umgebung, der Verhältnisse ist, aus denen er hervorgewachsen, sowie ich mir auch nicht verhehlen kann, daß der Gegenstand meiner letzten Arbeit, der die fraglichen Beschlüsse hervorgerufen zu haben scheint, zu reicheren und bedeutenderen Leistungen sich eignen würde, als sie in meinen leicht anstreifenden Bildern zu finden sind.

Ich habe mich stets als Angehöriger der Landschaft Zürich glücklich gefühlt und, ohne der Anhänglichkeit an die grundlegende Stadt und den Sinn für ihre geschichtliche Bedeutung zu entbehren, kein Bedürfnis empfunden, gerade auch Bürger derselben zu heißen. Um so unbefangener darf ich mich nun der freundlichen Aufnahme in Ihren Bürgerverband erfreuen und den hochlöblichen vorberatenden Behörden sowohl als der verehrlichen Gemeindeversammlung meinen aufrichtigen und herzlichen Dank geziemend darlegen.

Genehmigen Sie, Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren Stadträte, den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit.

Gottfried Keller.

Enge bei Zürich, 29. April 1878.

98. An Paul Heyse.

Zürich, 9. Juni 78.

Dein Brief, lieber Freund, ist mir mit dem angebotenen Du ein rechtes Maigeschenk gewesen[1]). Du wirst gedacht haben: „Ich habe schon so viel für ihn getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrigbleibt" usw. Nun, unsereins nimmt und frißt alles dankbarlich, was er bekommt, wie ein schmunzelndes Bettelweib. Deine leidenden Zustände will ich weder betrösten noch

[1]) Heyse hatte mitten in seinem Briefe unvermerkt Keller mit Du angeredet.

anzweifeln; wenn es Dir vergnüglich zumut wäre, würdest Du nicht klagen, und jeder hat die Seite, wo ihn das Unheil packen kann. Ich kann mir auch denken, daß das Zuzweitsein von Mann und Frau gewisse Leidenskategorien verdoppelt, wenigstens erscheinen diese dadurch nach außen hin feierlicher und tiefer oder mit einer Art von Erhöhung usf. Gewiß ist nur, daß ich herzlich teilnehme und Besserung wünsche.

Indessen nimmt mich wunder, was Du schaffen willst, wenn Dir wieder wohl sein wird, da Du so schon fleißiger oder produktiver bist, als mancher gesunde Kaffer. Übrigens was mich betrifft, bist Du ein bißchen ein Schmeichelkater mit nicht undeutlichen Krallen. Wenn ich alles habe, was Dir fehlt, so braucht Dir bloß nichts zu fehlen und ich habe säuberlich gar nichts. Solche Vexierbuketts kann jeder dem andern unter der Nase wegziehen. So verhält es sich auch mit der Anführung meines Winterliedchens in Deinem meisterhaften Seeweib[1]). Das Buch kam mir erst vor vier Wochen in die Hände, und als ich an die Stelle kam, war ich ganz verblüfft und dachte nur: Donnerwetter! Als aber nachher das Buch beiseite geschafft wurde in der Novelle, hatte ich genau das Gefühl eines hospitierenden Nachbarknäbleins, das wegen begangener Unnützlichkeiten aus der Stube gebracht wird und heult. Dessenungeachtet erfreute mich an den „Neuen Moralischen" der schon von Georg Brandes hervorgehobene Falke[2]), der wiederum durch alle diese Novellen so ungebrochen weiterfliegt.

Mit meiner letzten Zürcher Geschichte, der Ursula, hat Dich der ahnungsvolle Engel nicht betrogen bezüglich des ersten Eindruckes. Das Ding ist einfach nicht fertig, die zweite Hälfte mit sehenden Augen nicht ausgeführt, weil mir der Verleger wegen des üblichen Weihnachtsgeschäftes auf dem Nacken saß. Das Versespektakel in der Rundschau wird sich leider noch einmal wiederholen, obgleich Du, wie mir Rodenberg schreibt, mit wohltönenden Sonetten dazwischenfahren wirst. Ich muß eben noch einiges der Art fortsündigen, damit ich eine Notausgabe meiner „sämtlichen Gedichte" zuwege bringe. Die Verlobungsanzeige aus Rom[3]) habe ich seinerzeit erhalten und wünsche nun dem Fräulein und den Eltern das landesübliche Maß von Glück und noch eine gute Handvoll als Zugabe. Alle

[1]) In den „Neuen moralischen Novellen" (1878).
[2]) Heyse verlangte von der Novelle eine starke, deutliche „Silhouette", wie sie Boccaccios Novelle vom armen Edelmann Federigo degli Alberighi aufweise, der seinen treuen Falken schlachtet, um die von ihm geliebte Dame bewirten zu können.
[3]) Von Heyses ältester Tochter.

zehn Finger halte ich ausgespreizt wie eine Hökerin, die eine Metze Kirschen generös aufgetürmt hat. Nachher wünsche ich eine fröhliche Hochzeit.

Wenn Ihr Euch nicht vorher in der Schweiz sichtbar macht, so komme ich vielleicht im September für ein paar Tage nach München, wo ich inzwischen zu grüßen bitte, wer sich etwa hiefür darbietet. Fries, Schneegans usw.

Vor allem aber die verehrten Inhaberinnen des Frauenzimmers.

Wegen der Berliner Ereignisse[1]) brauche ich nicht extra zu kondolieren, da man hier ebenso konsterniert und Böses fürchtend ist als draußen im Reiche. In einem Bierlokal wurde dieser Tage ein sozialdemokratischer deutscher Literat, der sich in spöttischem Sinne äußerte, von hiesigen Bürgern hinausgeschmissen. Tout comme chez vous. Viele Grüße.

G. Keller.

99. An Wilhelm Petersen.

Zürich, 25. Juni 78.

Ihr Pfingstbrief, lieber Mann und Freund, hat mich zu guter Stunde getroffen und mir zugleich den kleinen Ärger wieder wachgerufen, den ich empfunden, als kaum zwei Tage nach Ihrer neulichen Weiterreise das Wetter hier in Zürich plötzlich so schön geworden war, daß das Land weit herum in einer kristallenen Bläue schwamm und das ganze Gebirge mit seinen hundert Gipfeln wie frische Milch glänzte. Diese jedesmalige Verhexung des Wetters, wenn Fremde kommen, ist darum so verdrießlich, weil das einzige, was man hier im ganzen und in hundert Einzelheiten zu zeigen hat und die Gemüter auftut, sich hartnäckig verbirgt und gar nicht existiert. Daß die guten Freunde zuweilen aus schöneren und reicheren Geländen herkommen, wie gerade bei Ihnen der Fall war, bringt man nicht in Rechnung.

Für den gütigen Gruß der Frau Gemahlin und Kinder danke ich herzlichst und bitte, denselben in meinem Namen ergebenst zu erwidern.

Von Paul Heyse habe ich fast gleichzeitig auch einen Brief bekommen, ebenfalls veranlaßt durch die holperigen Verse in der „Rundschau". Er schrieb, daß er im Juli nach St. Moritz

[1]) Die Attentate von Hödel und Nobiling (11. Mai und 2. Juni 1878) auf Kaiser Wilhelm I.

gehen werde, ob er über Zürich fährt, weiß ich noch nicht. Vielleicht gehe ich im September einige Tage nach München. Leider befindet er sich, mit der Frau, immer noch nicht wohl. Der wiederholte Verlust heranwachsender Kinder scheint ihn gründlich anzugreifen, und es ist schmerzlich zu sehen, wie er das Gefühl des Unglücks und die Vergeblichkeit gut gemeinten Freundestrostes zu entschuldigen sucht.

Wegen meiner Altersgedichte war ich besorgt, daß man mich für einen alten Velleitäteneſel halten könnte. Nun ist es soweit noch gnädig abgelaufen; dennoch habe ich mit bösem Gewissen gestern noch einen Schub abgeschickt. Der „Has von Überlingen" scheint, wie ich mir halb und halb gedacht habe, nicht deutlich und notwendig genug zu sein. Der Stoff ist, wie der „Narr", aus der großen sogenannten Zimmernschen Chronik, die erst vor einiger Zeit vom literarischen Verein in Stuttgart publiziert wurde. Der Bürgersmann Has existierte wirklich und suchte, wie es scheint, den Tod, welcher alte Leute und Kranke gern mit den Temperaturveränderungen des Märzmonates heimsucht, durch eine echt germanische symbolische Handlung abzuwehren, nach altertümlicher Weise. Meine Meinung war nun, die poetische Nutzanwendung zu ziehen, daß Tapferkeit des Gemütes den Menschen am längsten aufrechthält, freilich ohne daß er dadurch vor der endgültigen schließlichen Niederlage geschützt ist ꝛc. Daß Has seinen letzten Märzen auch noch überlebte, dann aber gleich am ersten April starb, steht auch in der Chronik und schien mir ein charakteristischer hübscher Zug zu sein. Aber wie gesagt, das Ding ist nicht prägnant und opportun genug.

Dagegen muß ich „Venus von Milo", wenn es der Mühe wert ist, von dieser Kleinigkeit viel zu reden, etwas verteidigen. Ich brauche schon aus formalen Gründen das dunkle und gemeine Gerümpel des Einganges, um den Gegensatz des Schlusses recht wirken zu lassen. Die innere Bedeutung soll sodann die sein: Ich habe beobachtet, wie überall von Philistern und Unberufenen jetzt mit Vorliebe die arme Frau von Milo aufgepflanzt wird, um Bildung und Schönheitssinn zu beurkunden, weil sie hören und sehen, daß die Figur so hochgehalten wird. Zugleich verschaffen sie sich dadurch ungestraft eine fortwährende banale Augenweide; denn jenen Zweck könnten sie auch durch Anschaffung der Juno Ludovisi, des Zeus von Otricoli oder einer andern schönen Antike erreichen. Aber das wissen sie eben nicht. „Die Meyers haben die Venus, so müssen se die Itzigs auch haben" usw. Biskuit (mattes Porzellan) und Zinn sollen

die schlechten Gußmaterialien bezeichnen, mit welchen die edle Gestalt geschändet wird. Kurz, die Göttin soll aus einer obskuren und unwürdigen Umgebung heraus, den Glanz des Mittelmeeres und ihres ehemaligen Marmortempels sehen u. dgl. Doch genug davon!

Übrigens danke ich Ihnen gar schön für die wohlwollende Aufnahme der Gedichte. Ich muß eben sehen, wie ich mein Heu noch unter Dach bringe, da der „Andere" schon am Rande der Wiese seine Sense wetzt.

Mit besten Grüßen Ihr G. Keller.

100. An Theodor Storm.

Zürich, 25. Juni 1878.

Lieber Freund!

Da die Johannisnacht glücklich überstanden ist und die Reben unter meinem Fenster zu blühen angefangen, will ich mir doch auch etwas Gutes gönnen und mich endlich wieder einmal vernehmen lassen. Wenn der „Jurist"[1]) zu Haus ist, so lass' ich denselbigen vor allem grüßen und gratuliere Ihnen zur achtzigjährigen Mama, die meinige ist nur 75 geworden.

Vergangene Nacht hab' ich rasch noch Ihren „Vetter Christian" betrachtet, um Ihnen seinetwegen antworten zu können. Ich fand freilich nur, was mir so schon vorschwebte, daß es ein ganz fertiges und erbauliches Werklein ist und daß ein vortreffliches häusliches Lustspiel darin steckt von der feinsten Sorte; man dürfte nur ans Szenarium gehen! Es ist alles aufs beste verteilt und vorbereitet bis auf die allerliebste Lehnken Ehnebeen. Freilich mag auch der Kontrast gegen Ihre poetischen, nordisch melancholischen Sachen dabei mitwirken. Beim Lesen passierte mir ein altes Übel aus dem Anfang meiner Amtszeiten. Wenn ich damals coram senatu ein Aktenstück vorzulesen hatte und dabei zerstreut war, so geschah es zuweilen, daß das Auge eine Anzahl Buchstaben zusammenraffte, ohne sie näher anzusehen, das Gehirn aber blitzschnell, ehe ich dazukommen konnte, ein anderes Wort daraus konstruierte, zum bedenklichen Gelächter der Behörde. So las ich gestern im siebenten Band, S. 153 unten: „Inzwischen gingen die Israeliten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht ꝛc." Erst in der fünften oder sechsten Zeile weiter, wo von verpichten Flaschen und Stachelbeeren die Rede ist, dachte ich, was Teufel war das denn vorhin mit den Israeliten? und schlug das Blatt wieder zurück.

[1]) Storms Sohn Ernst.

Ihre neuen Novellen[1]) habe ich leider noch nicht gelesen. Das betreffende Rundschauheft ist mir, wie schon andere Hefte, nicht zugekommen, und die Westermannschen Hefte sind wohl auf dem hiesigen Museum, allein dort komm' ich nicht dazu, Novellen zu lesen. Ich muß also die Buchausgabe abwarten und werde alsdann Ihren Brief wieder vornehmen. Die Geschichte von der „Fränzchen" frappiert mich; es ist gewiß ein schönes aber seltenes Beispiel, daß ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst wird.

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu gelegentlichem Durchsehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Bleistift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum, fand bessere Schlußzeilen, strich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Besinnen, machte andere Überschriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als sonst in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer. Hier habe ich trotz der großen Bildungsanstalten keine Seele, mit der ich in dieser Beziehung verkehren kann. Schriftsteller und Literarmenschen zu Dutzenden, Leute, die sogar über mich schreiben, aber keinem ist in concreto ein Wort aus dem Stockfischmaule zu locken. Freilich versuch' ich es auch nicht.

Wegen der „Zürcher Novellen" hab' ich auch ein schlechtes Gewissen, sie sind zu schematisch, und man merkt es gewiß. Die Ursula haben Sie richtig erkannt, sie ist einfach nicht fertig, und schuld daran ist der buchhändlerische Weihnachtstrafik, der mir auf dem Nacken saß; ich mußte urplötzlich abschließen.

Das „Fähnlein", kaum 18 Jahre alt, ist bereits ein antiquiertes Großvaterstück; die patriotisch-politische Zufriedenheit, der siegreiche altmodische Freisinn sind wie verschwunden, soziales Mißbehagen, Eisenbahnmisere, eine endlose Hatz sind an die Stelle getreten. Wegen der Schützenrede fiel mir erst neulich und zu spät die Auskunft ein, dieselbe dem jungen Fant durch einen alten Gedankenredner, der selber nicht sprechen kann, heimlich zustecken zu lassen, wobei dann die rhetorischen Lehren und Ermahnungen der beiden Alten eine weitere komische Situation herbeigeführt hätten. Esprit de l'escalier.

Meine dummen Späße betreffend, hoffe ich immer noch, mich derselben noch vor Torschluß zu entledigen; ich würde es auch schon früher getan haben, wenn ich rechtzeitig meine Sachen

[1]) „Carsten Kurator" und „Renate".

nochmals hätte überarbeiten können. Nur Ihre Rüge des schwarzen Quasts der Seldwyler scheint mir nicht ganz zutreffend. Es ist das nämlich allerdings eine Erfindung, aber eine ganz analoge zu hundert ähnlichen und noch tolleren Vorkommnissen der plastischen und drastischen, wenigstens der oberdeutschen Vergangenheit. Schon früher hat mir ein norddeutscher Kritiker einen grotesken Fastnachtszug (Schneiderschlittenfahrt)[1]) als ganz unmöglich, ungeheuerlich und daher unzulässig bezeichnet, während hierzulande dergleichen nicht einmal auffällt, weil es jeder erlebt hat. Hiemit will ich aber keinerlei Rechthaberei verübt haben. Im Gegenteil bekommen mir Ihre kurzen, sicheren Winke so wohl, daß ich Sie jetzt gleich wegen des „Grünen Heinrich" anbohren will, wenn es erlaubt ist. Ich habe, was von dem Gedruckten, zirka $2^1/_2$ Bände, bleibt, jetzt durchkorrigiert und mit zahlreichen Streichungen verziert. Nun schreibe ich das, was in der dritten Person erzählt wird, um und lasse es auch von Heinrich in erster Person erzählen bis zum Tode der Mutter; das zuletzt angeknüpfte Liebesverhältnis verunglückt auch; das Problem alles dieses Mißlingens wird klarer und ausdrücklicher motiviert als eine psychologisch-soziale Frage (aber nicht pedantisch). Heinrich lebt still und dunkel fort bei einer anspruchslosen aber geregelten Tätigkeit, ungekannt und in der Erinnerung lebend (wie ein paar Ihrer Helden), alternd und durch einen Unfall der Hülfe und Pflege bedürftig. Hier tritt die Judith wieder ein, die als gemachte Person aus Amerika zurückkehrt, die den Teufel hat zähmen lernen, aber immer einsam geblieben ist. Sie erkennt den alten Heinrich an dem Lebensbuch, das er geschrieben. Ihm ist sie das Beste, was er erlebt hat, nach allem, eine einfache Naturmanifestation, und er hat ihr auch immer im Sinne gesteckt. So bildet sich noch ein kurzer Abendschein in den beiden Seelen.

Dieser Schluß, notabene vom Umfange weniger Bogen, würde nun an die Stelle des alten Einganges treten, so daß dann die einheitliche Autobiographie ohne weiteren Abschluß folgen würde.

Glauben Sie, daß das geraten sei? namentlich bei nachfolgenden drei bis vier Bänden Selbsterzähltem? Und doch glaube ich, der Eindruck einer gewissen Einheit bleibt eher gewahrt, wenn die Abweichung gleich im Anfang stattfindet, als wenn sie erst am Ende nachhinkt. Und wiederum wird Perspektive und Verständnis verschoben, wenn wir uns im Anfang für Leute interessieren sollen, die wir erst später kennenlernen. Wohingegen

[1]) In „Kleider machen Leute".

wieder zu helfen wäre, wenn besagter Anfangsausgang den Charakter einer selbständigen, an sich interessierenden Novelle erhalten könnte usw.

Wenn Ihnen kurzweg eine Ansicht aufspringt, so denken Sie ein bißchen an mich; aber beileibe machen Sie keine Umstände, und am wenigsten nehmen Sie etwa die alte Schwarte selbst wieder vor bei diesem schönen Sommerwetter.

Da ich gerade dran bin, so will ich gleich noch was betteln. Ich habe neulich in der „Rundschau" ein paar Gedichte abdrucken lassen auf Rodenbergs Anregung. Wenn Sie dieselben gelesen haben, so sagen Sie mir, ob ich mit dergleichen Spätlingsgelüsten fortfahren soll, oder ob ich besser aufhöre? Diese Verübungen kosten mich, sofern es Neuentstehungen sind (welch schöne Worte!), so unbillig viel Zeit, daß ich das Wasserwerklein gern abstelle, wenn es nur Schaden anrichtet. Und dennoch empfinde ich einen gewissen Reiz dabei, indem man nämlich immer etwas zu spielen und zu tun hat, ohne daß man an dem verfluchten Manuskript sitzen muß, wie ein Leineweber.

Paul Heyse hat mir neulich geschrieben von München aus, fast wörtlich, wie Sie es vorausgesagt: „immer noch von Stimmen des Verlorenen umklungen und von fast spukhaften Gesichtern auf Schritt und Tritt begleitet", und so zwei Seiten lang und beide kränklich. Dennoch glaube ich nicht, daß sie den Winter in München so gut ausgehalten hätten, wie in Italien. Ich kann nicht beurteilen, wie es einem zumut ist, wenn man ein Kind verliert; allein ich glaube doch, es würde mir gehörig unheimlich, wenn man mir so hintenherum eins nach dem andern, drei-, sechs-, zwölfjährig, wegholte. Da ist man ja wie der Hund im Kegelspiel!

Freund Petersen, der Regieriger und Dichterfreund, ist im Monat Mai wieder hier gewesen, leider bei schlechtem Wetter. Wir haben viel von Ihnen gesprochen, und nun leben Sie wohl, behalten Sie mir Ihre Gesinnung schön warm. Ihre neuen Geschichten will ich doch vorher nächstens noch lesen; ich bin ein Narr, daß ich so lange warten will, mir diese Kollation zu gewähren.

Ihr grußhafter G. Keller.

101. An Ferdinand Weibert.

Zürich, den 28. August 1878.

Hochgeehrter Herr!

Ich muß es natürlich Ihrem Ermessen überlassen, ob eine neue Auflage der „Zürcher Novellen" angezeigt sei, wie Sie

mit geehrtem Schreiben vom 26. dies mir mitteilen, und ebenso, ob ein so wenig umfangreiches Buch sich zur lieferungsweisen Ausgabe eigne. Indem ich mich mit dem vorgeschlagenen Modus einverstanden erkläre, erlaube ich mir nur noch die Bemerkung, daß nach meiner Ansicht die Distribution von Rezensionsexemplaren diesmal unterbleiben könnte. Ich glaube, man erreicht damit nichts weiter, als daß man durch die Vermittlung der Journalredaktionen manche hundert Leser mit Gratisstoff versieht, ohne daß meistens eine Zeile über das Buch geschrieben wird. Längst habe ich mich gewundert, wie selbst die teuersten Prachtwerke von den Verlegern in alle Winkel hin gratis versandt und dort von dem Redaktionspersonal einfach mit Behagen nach Hause geschleppt werden gegen Leistung weniger wertlosen Zeilen. Dieser Brauch muß ja wie eine immer zunehmende Last auf dem Buchhandel liegen.

Im vorliegenden Falle dürfte die ohnehin nötige Annoncierung der Lieferungsausgabe, die durch die Sortimenter überall wiederholt werden muß, genügende Aufmerksamkeit erregen. Dies nur meine unmaßgebliche Meinung, da Sie vor einiger Zeit die Absicht hegten, bei einer neuen Auflage die kleineren Lokalblätter mit Exemplaren zu bedenken, womit die Sache wohl etwas sehr ins Breite wachsen würde.

Auch mit der Auszahlung des Honorares erst nach Beendigung des Druckes bin ich einverstanden. Dieser Punkt veranlaßt mich jedoch zu einer weiteren Mitteilung betreffend den „Grünen Heinrich", die ich Ihnen dieser Tage zu machen vorhatte. Die Umarbeitung ist auf den Punkt gediehen, daß man jederzeit den Druck beginnen kann. Vor länger als drei Wochen habe ich endlich (nachdem ich die Sache hatte ruhen lassen, um mich nicht immer während der Arbeit zu ärgern) definitiv an Vieweg geschrieben, ungefähr in dem Sinne, wie Sie mir seinerzeit geraten. Ich verwies darauf, daß auf Grundlage des von ihm beigebrachten Briefes ein dauerndes Verlagsrecht nicht existiere, da er die darin erscheinenden Bedingungen nicht akzeptiert habe, daß überhaupt aus diesen Bedingungen bezüglich Umfang des Buches und Honorars im Verlaufe ganz andere geworden seien, ohne daß jemals eine zusammenfassende Regulierung des ganzen Verhältnisses stattgefunden habe. Dagegen anerbot ich 400 Mark als Entschädigung für die 120 inkompletten Exemplare, eine Summe, die wohl dem Nettovertrag gleichkommt, den er bei Wiederherstellung des fehlenden Bandes aus dem Verkaufe der 120 Exemplare ziehen würde, und den Betrag übersteigt, welchen er vor etwa neun Jahren aus der Ver-

schleuderung von 100 Exemplaren (wie er angab) an Antiquare gezogen hat.

Eine Antwort habe ich bis heute nicht erhalten, und ich kann Vieweg nicht zwingen, eine solche zu erteilen, so daß die Sache nun so steht:

Seit länger als drei Jahren ist das Buch vergriffen resp. inkomplett, ohne daß Vieweg Anstalt macht, einen Neudruck oder eine Ergänzung der 120 Exemplare von sich aus zu unternehmen, obgleich das Buch gerade in neuerer Zeit häufig verlangt wird. Damit ist die Sache für mich abgetan, und es wird wohl schwerlich angehen, daß Vieweg durch bloßes Negieren mich hindern kann, das umgearbeitete Werk neu herauszugeben. Dazu kommt die unordentliche Basis seiner ganzen Behandlung: die variierenden Angaben über seine Rechtstitel, das antiquarische Verschleudern eines Teiles seines Vorrates, die fahrlässige Zugrunderichtung eines andern Teils; heut sind es 100 Exemplare, woran der erste Band fehlt, morgen 120 — kurz, eh' ich mit dieser Firma noch weitere Geschäfte machte, wollte ich lieber meine Manuskripte verbrennen.

Es bleibt mir höchstens noch übrig, die 400 Mark gegen Postquittung zu schicken und letztere als Beweismittel zu behalten, daß der Handel fertig sei. Obgleich auch dieses Opfer ungerecht ist. Die Firma hat immerhin 800 Exemplare für $7^1/_2$ Reichstaler verkauft, bei einem geringen Honorar, und ist daher keineswegs am Schaden.

Da ich bezüglich der mir nötigen Geldmittel auf die neue Ausgabe des „Grünen Heinrich" rechnen muß und im Laufe des Monats September eine Anzahlung von ein paar tausend Franken zu beziehen wünsche, so kann ich mit dem Abschluß der Affäre nicht länger warten und bringe Ihnen daher alles Obige zur Kenntnis mit dem ergebenen Ansuchen, sich über die Stellung aussprechen zu wollen, die Sie zur Sache einzunehmen gedenken. Die Einheit in meinen Verlagsverhältnissen läßt es mir allerdings wünschbar erscheinen, das Buch auch in Ihrer Hand zu wissen. Sollte aber das Geschäft Ihnen nicht konvenieren, so sind Sie selbstverständlich nicht gebunden.

Zur Orientierung vorläufig die Notiz, daß das Buch um zirka 16 Bogen kürzer wird und ich die übrigen 90 Bogen in fünf Bände zu etwa 18 Bogen einzuteilen gedenke, wovon die Hälfte in neuem Manuskript besteht, die andere Hälfte in durchgearbeiteten Exemplaren des alten Druckes.

Ihr mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenster

G. Keller.

P. S. Ich habe noch beizufügen, daß ich Zeugnisse besitze, wonach der „Grüne Heinrich" vor zwei und drei Jahren an verschiedenen Orten erfolglos bei Buchhandlungen bestellt worden ist und diese Buchhandlungen von seiten Viewegs eine neue Ausgabe nicht in Aussicht stellen konnten.

102. An Ferdinand Weibert.

Enge-Zürich, 9. Januar 1879.

Hochgeehrter Herr!

Eine Reihe von Gefälligkeitsarbeiten und Betätigungen, mit welchen man meine vermeintlich freie Zeit hier zu belasten pflegt, hat mir beinahe ein paar Monate gekostet, so daß ich meine Korrespondenz stillestehenlassen mußte. Jetzt habe ich aber der Sache ein Ende gemacht, sonst ginge es auch ins neue Jahr hinein so fort.

Ich danke Ihnen für die freundlichen Jahreswünsche, mit welchen Sie mich bedacht haben, und erwidere dieselben von ganzem Herzen.

Sodann bin ich Ihnen noch die Empfangsanzeige für die Freiexemplare der zweiten Auflage der „Zürcher Novellen" schuldig und statte sie hiemit mit ergebenstem Danke ab.

Ebenso danke ich Ihnen bestens für die übersandten Nummern verschiedener Zeitungen resp. Besprechungen fraglicher Novellen. Ich habe schon mehrmals vergessen, Sie zu fragen, ob Sie vielleicht solche Sachen jeweilig wieder zurückzuerhalten wünschen? in welchem Falle ich sie Ihnen sofort schicken werde.

Inzwischen ist es hohe Zeit geworden, den „Grünen Heinrich" vorwärtszubringen, wenn er in der ersten Hälfte des Jahres erscheinen soll, zumal ich mich auch endlich andern Arbeiten zuwenden muß.

Auf das Zureden mancher Freunde habe ich doch nicht so viel gestrichen, als ich ursprünglich vorhatte, sondern im ganzen nur zirka 16 Bogen, so daß das neue Buch ungefähr, d. h. höchstens 90 Bogen stark werden wird.

Diese 90 Bogen habe ich in fünf Bändchen à 18 Bogen eingeteilt, vorbehalten den Fall, daß der Verleger eine andere kleinere Bändezahl für zweckmäßiger hält. Zu lange Kapitel sind getrennt worden und jedes mit einer kurzen Überschrift versehen, damit ein Register angefertigt werden und der geneigte Leser die einzelnen Gegenstände leichter auffinden kann; auch verliert das Buch durch diese Manipulation den äußern Anschein monotoner Unbehülflichkeit, den es bis jetzt hatte.

Falls nun Ihre Geneigtheit, diese neue Ausgabe zu übernehmen, dieselbe geblieben ist, will ich meine Bedingungen nunmehr mitteilen.

Ich würde die gleichen Bestimmungen aufnehmen, wie in dem Kontrakt vom 4. August 1877 mit Ausnahme des Honorarpunktes, der so zu regulieren wäre, daß für den Bogen (Format und Ausstattung der „Zürcher Novellen") 80 Mark oder 100 Franken berechnet werden. Anzahlung von 5000 Franken oder 4000 Mark nach Beginn des Druckes und Auszahlung des übrigen Betreffnisses nach Vollendung desselben.

Drei Bände sind druckfertig, die zwei übrigen sind auf dem Wege es zu werden, bis die andern gedruckt sind, bzw. vorher, da das Eigentliche oder Neue daran schon getan ist. Immerhin muß ich bis längstens Ende März mit dieser Sache nichts mehr zu schaffen haben.

Ihr hochachtungsvoll ergebener G. Keller.

103. An Wilhelm Petersen.

Zürich, 27. Januar 1879.

Verehrter Freund!

Fast ist der Januar vorüber, und ich fange erst an, meine wenigen Neujahrsbriefe abzusenden. Wenigstens beginne ich mit Ihnen, nachts halb zehn Uhr, um Ihnen für alle erwiesene Freundlichkeit zu danken und die guten Wünsche herzlich zu erwidern. Ihre „Korallenmoos"-Idylle ist allerliebst, und ich wünsche dem guten Beispiel, das Sie Ihren Mitbürgern im schönen Naturgenuß geben, besten Erfolg.

Für Ihre tatkräftige Hülfsmeinung wegen der alten unvollständigen Exemplare des „Grünen Heinrich" ebenfalls wärmsten Dank. Allein ich muß es doch dabei bewenden lassen. Erstens kann es nicht in meinem Interesse liegen, die alte Unform neuerdings in Umlauf zu bringen, nachdem ich das Buch nach Vermögen umgearbeitet habe (es fallen übrigens bloß etwa 16 Bogen des alten Textes weg). Zweitens kann ich dem Verleger, der eine erhebliche Summe in das Unternehmen steckt, nicht sofort mit dem antiquarischen Ausbieten des alten Auflagerestes Konkurrenz machen, sowie mir selbst. Denn es würde immerhin einen unangenehmen Effekt machen, wenn das seit Jahren für vergriffen erklärte Buch hintendrein nun doch wieder in irgendeiner Form zu haben wäre. Die Summe, die ich den Viewegs auszahle, muß ich eben am neuen Honorar (etwa ein Zehntel) einschlagen, und wenn Göschen, was er regelmäßig zu tun

scheint, es zu einer zweiten Auflage bringt, so ist ja die Sache alsdann verschmerzt, ebenso bei einer Gesamtausgabe meiner Schriften, an die ich allmählich denken muß.

Dieser Winter ist mir sehr langweilig und beschwerlich ausgefallen. Ich habe mich bei meiner leiblichen Unförmlichkeit von der freien Natur abdrängen lassen; bald verhindert mich das Glatteis, auf unserm hügeligen Terrain herumzuwatscheln, bald, wenn Schnee und Tauwetter ist, der eigensinnige Mangel an geeignetem Schuhwerk und Kostüm. So sehnt man den Frühling herbei und verhunzt inzwischen Lunge und Gliedmaßen durch Stillsitzen. Ich habe mancherlei Gedichte gemacht oder entworfen, um das Sichtungsmaterial für die bevorstehende lyrische Testamentsbestellung etwas reichlicher zu gestalten. Es gibt eine gewisse Zahl Gegenstände, die einem jungen Poeten nicht einfallen können, sonst würde ich diese Nachernte mir nicht erlauben. Tröstlich ist wenigstens bei all diesen Verspätungen, daß ich bis an mein Ende zu tun und mich zu wehren habe und meine kleine Herrlichkeit nicht um Dezennien zu überleben brauche et après nous le déluge!

Fahren Sie mit Ihren jungen Jahren fort, so natur- und kunstfroh mit den Ihrigen, die ich herzlichst zu grüßen bitte, das Leben zu zwingen! Freund Storm werde ich dieser Tage auch schreiben. Dieser Tage schicke ich Ihnen ein Bändchen Gedichte von einem andern Zürcher, der lang in München gelebt hat und jetzt hier im Irrenhause sitzt[1]).

Ihr ergebener G. Keller.

104. An Theodor Storm.

Zürich, 26. Februar 1879.

Ihr Brief, liebster Freund, so willkommen er mir ist, hat mich doch in ärgerlicher Weise an meiner Saumseligkeit ertappt, mit welcher ich seit Monaten mit einem Briefe an Sie laborierte. Der Winter ist mir zum erstenmal fast unerträglich geworden und hat fast alle Schreiberei lahmgelegt. Immer grau und lichtlos, dabei ungewöhnlich kalt und schneereich, nach vorangegangenem Regenjahr, hat er mir fast täglich namentlich die Morgenstunden vereitelt. Ein einziges Mal hatte ich neulich ein Frühvergnügen, als ich eines Kaminfegers wegen um vier Uhr aufstehen mußte, der den Ofen zu reinigen hatte. Da sah ich das ganze Alpengebirge im Süden, auf acht bis zwölf Meilen

[1]) Heinrich Leuthold.

Entfernung, im hellen Mondscheine liegen, wie einen Traum, durch die vom Föhnwinde verdünnte Luft. Am Tage war natürlich alles wieder Nebel und Düsternis.

Schon seit dem Herbste habe ich den Salomon Geßnerschen zweiten Band für Sie bereit, den Sie einmal gewünscht haben. Das Jahrhundert, das seit seinem Erscheinen verflossen war, und das ich durch die schöne Dedikation[1]) markiert habe, ist nun schon überschritten. Gleichwohl lasse ich's stehen und sende Ihnen das Buch zum freundlichen Angedenken und Vergißmeinnicht.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Landkaufe und Baumpflanzen; wer die Mutter noch hat, darf wohl noch Bäume setzen; warten Sie aber, womöglich, nicht zu lange, bis Sie bauen. Die Gesetzänderungen, welche Ihnen so mal à propos noch auf den Hals fallen, soll auch der Teufel holen, so zweckmäßig sie sein mögen. Ich habe vor zehn Jahren etwas Ähnliches erfahren: Gerade als ich in mein Amt so voll eingeschossen war, daß ich Aussicht hatte, etwas Muße zu gewinnen, gab's eine trockene aber radikale Staatsumwälzung, eine neue Verfassung wurde gemacht, infolgedessen eine Reihe neuer Gesetze, so daß ich neben den laufenden Geschäften zwei Jahre lang fast Tag und Nacht Schwatzprotokolle zu schreiben hatte, die nachher zur Interpretation dienen sollen, wenn die Esel nicht mehr wissen, was sie gewollt haben. Da war es denn mit der Dichterei wieder fertig, besonders da die zweite Staatsschreiberstelle auch abgeschafft wurde und ich als einziger und unteilbarer Skribax dastand, weshalb Ihre Adressen auch nicht mehr richtig sind. Ich möchte Ihnen bei diesem Anlasse auch belieben, fragliche Titulatur überhaupt abzuschaffen, sintemalen dieselbe in der knauserigen Republik keine Pension einträgt.

Sie sind aber ja ein Hexenmeister von Fleiß, wenn wir drei neue Arbeiten zu gewärtigen haben; sie sollen und werden Ihrem guten Namen nichts schaden, da Sie ja das Vermögen nicht besitzen, absichtlich unter sich selbst herabzusteigen, wie gewisse Industrielle, und unabsichtlich hat es doch auch seine Mucken.

Den koketten Rhapsoden Jordan hab ich vor Jahren hier auch gehört, und zwar in den gleichen Kapiteln; gar wunderbar war es, das kränkliche Knäblein der Brunhild (welch modernes Romanmotiv!) zu Siegfried sagen zu hören: „Du bist lieber als Papa." Jordan ist gewiß ein großes Talent; aber es braucht

[1]) Unten auf das Titelblatt des Geßnerschen Bandes vom Jahre 1778 hatte Keller geschrieben: Seinem Freunde Th. Storm in Husum G. Keller in Zürich MDCCCLXXVIII.

eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben. Jenes Nibelungenlied wird mir auch mit jedem Jahre lieber und ehrfurchtgebietender, und ich finde in allen Teilen immer mehr bewußte Vollkommenheit und Größe. Als man nach der besagten Vorlesung in Zürich aus dem Saale ging, hatte sich der Rhapsode unter der Türe aufgestellt, und jeder mußte an ihm vorbeigehen. Vor mir her ging Kinkel, auch ein Vortragsvirtuose und „schöner Mann", und nun sah ich, wie die beiden sich kurz zunickten und lächelten in einer Weise, wie nur zwei Frauen sich zulächeln können. Ich wunderte mich, wie zwei so lange Kerle und geriebene Luder sich gegenseitig so schofel behandeln mögen. Wahrscheinlich verdirbt das reisende Deklamierwesen etwas die Poeten.

Über Paul Heyses dramatischen Unstern weiß ich nichts Sicheres zu sagen, da ich mehrere seiner Stücke noch nicht gelesen und noch gar keines aufgeführt gesehen habe. Was ich kenne, ist mir mit ein paar Ausnahmen sympathisch; allein ich habe auch das Gefühl, daß er keine glückliche Hand mit den Stoffen hat; sie scheinen keine rechte Nötigung in sich zu haben. Es wäre vielleicht aber auch möglich, daß seine Sachen für die jetzigen Zustände einfach zu gut sind; doch wie gesagt, ich muß sie erst einmal recht durchlesen.

Ich für meine Person bummle jetzt im Geiste oft in seiner Nähe in München herum, da ich in der Tat mit dem Ende des grünen Menschen beschäftigt bin. Der Druck hat dieser Tage begonnen. Ich kann Sie, da Sie es wünschen, gleich um einen weitern guten Rat angehen. Der Titel „Der grüne Heinrich" scheint mir nämlich immer an Skurrilität oder unfreiwilliger Komik zu leiden; auch erinnere ich mich wohl, wie sehr ein malitiöser Kritiker gesagt hatte, der Held dieses Romanes sei allerdings ein sehr grüner Junge usw. Hielten Sie es nun für tunlich, den Titel zu ändern und etwa zu sagen „Heinrich Lee" oder „Das Leben des grünen Heinrich", mit welch letzterer Wendung dann wenigstens das Wort „Roman" wegfallen könnte und das Ding schlechtweg ein Buch wäre. Oder hat Sie der bisherige Titel nie gestört?

Petersen ist ja eine fürsorgliche edle Seele; wenn es auf ihn ankäme, so ließe er uns den Verlegern schön mitspielen, daß ihnen Hören und Sehen verginge. Indessen schenken wollen wir den Herren gerade auch nichts. Ich habe bisher nur in der „Rundschau" Novellen gehabt und 300 Mark für den Bogen bekommen, also 100 Taler. Auf Rodenbergs Wunsch habe ich

allen andern Zeitschriften abgeschlagen, wenn Sie also meinen, daß das Verlangen von 200 Talern bei nächster Gelegenheit nicht zu viel Goldgier verrate, so wäre das mir freilich lieb. Ich habe mich seinerzeit wohl etwas über die Honorarverhältnisse erkundigt, aber keine bestimmten Zahlenangaben erhalten, da man nicht zu indiskret sein kann.

Von dem Verleger der Buchausgabe erhalte ich ungefeilscht 80 Mark oder 100 Franken für den Druckbogen bei 1200 Auflage und zwar von einem Verleger, der es immer als eine Güte und Ehre preist, die Sachen zu bekommen. Sollte das etwa nach Ihrer Meinung auch zuwenig sein, so bitte ich ergebenst, mir es auch melden zu wollen; denn Sie machen mir sofort ein Geschenk damit von dem Betrag der Differenz. Doch wird es wohl hier sein Bewenden haben; denn der Buchverleger muß auch was verdienen.

Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehn-Pfennig-Marken frankiert, während es nach außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: „Da hat wieder einer nicht genug frankiert!" Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: „Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!" Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: „Wer ist denn da wieder?" (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) „Den nächsten Brief dieser Art", schreit die Schwester fort, „wird man sicherlich nicht mehr annehmen!" — „Du wirst nicht des Teufels sein!" schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. „Raus mit der Suppe!" heißt's jetzt, „und stell sie in deinen Ofen!" „Dort steht schon ein Topf, mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!" Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens,

endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt.

Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen. Machen Sie es aber nicht wie Paul Lindau, der mir seinerzeit nach einer Reihe von halbfrankierten Mahnbriefen um irgendeinen Geschäftsartikel schnöd bemerkte, so was könne bei ihm gar nicht vorkommen; höchstens könne es sich um ein einmaliges Versehen seines Sekretärs handeln, er bitte deshalb um Nachsicht wegen des unliebsamen Vorfalls usw. Da hatt' ich von diesem Humoristen mein Teil weg!

Grüßen Sie mir biedermännisch Ihre beiden liebenswürdigen Kinder, denen ich für ihre gewogene Gesinnung alles Wohlergehen anwünsche, vor allem natürlich der Verlobten. Ich habe schon seit Jahren ein Novellenkränzchen[1]) projektiert, dessen Hauptträgerin Lucie heißt, d. h. vorläufig. Ich werde nun den Namen zu Ehren der Gönnerin der armen Ursula stehenlassen müssen, da es so schon eine kluge Person werden sollte und nun um so eher wird. Den „Finger"[2]) will ich Ihnen dafür doppelt rühmen.

Ich danke für Ihre Jahreswünsche gar herzlich und hoffe, daß ich in der Tat einen Ruck vorwärts tue mit meinen Lebensrestanzen; denn der Handel fängt doch an, unsicher zu werden, und ein Altersgenosse nach dem andern wird kampfunfähig oder segelt gar von dannen. Ihnen wünsche ich gleichfalls das Beste, vor allem Beruhigung wegen des mysteriösen Übels, von dem Sie mir schrieben, und an das wir vorderhand nicht glauben wollen. Mögen Ihre Bäume lustig gedeihen und zugleich die Mama noch gute Frist gewinnen, daß Sie nicht wegziehen; so ist die richtige Spannung vorhanden, wie mir scheint.

Ihr G. Keller.

105. An Franz Duncker.

Zürich, 16. April 1879.

Verehrter Herr und Freund!

Endlich bin ich in der Lage, die Angelegenheit unseres gescheiterten Novellenprojektes abzuschließen.

Die 23 Jahreszinse à 5 Prozent, welche Ihnen zu dem Vor-

[1]) „Das Sinngedicht."
[2]) So hieß ursprünglich Storms Novelle „Im Brauerhause".

schusse von 250 Talern zu erstatten sind, betragen zusammen 288 Taler, mithin habe ich zu bezahlen:

538 Taler = 1614 Mark
bis jetzt bezahlt 1200 „
bleiben 414 Mark,

welche ich Ihnen im Anschlusse mit dem herzlichen Danke für Ihre lange Nachsicht und freundschaftlich gütliche Auseinandersetzung übermache.

Ich darf Sie vielleicht noch bitten, mir mit ein paar Zeilen eine Entlastung von dem verunglückten Vertragsverhältnisse zukommen lassen zu wollen, um bei meinen keineswegs sorgenfreien Zuständen und für den Fall meines heute oder morgen möglichen Todes, meine Schwester vor Anforderungen gesichert zu wissen, welche nachträglich von dritter oder vierter Seite her auf Grund jenes Kontraktes von 1855 erhoben werden könnten.

Es ist mir erfreulich gewesen, von Ihnen zu vernehmen, daß sich Ihre Lage besser gestaltet hat und Ihnen die Hoffnung auf eine lohnende und wirkungsreiche Tätigkeit wieder eröffnet ist. Möge sich alles aufs beste erfüllen und ich dereinst, wenn ich wieder einmal nach Berlin komme, vergnüglich auf den von Ihnen beherrschten Wagen einherfahren[1]).

Inzwischen wäre es uns hier doch erwünscht, noch ein paar Zeitungsberichte von Ihnen lesen zu dürfen[2]); gestern kam in der „Zürcher Zeitung" eine Berliner Korrespondenz, welche eine nicht gefährliche Abwickelung der Zollpolitik in Aussicht stellt, der wir aber nicht recht trauen.

Mit bestem Gruße Ihr ergebener G. Keller.

106. An Jakob Baechtold.

Mittwoch, 25. Juni 79.

Erst gestern abend, als ich das Montagsblatt an Sie adressierte, fiel mir der Überfall wegen des 60. Geburtstages wieder ein. Ich bitte Sie und die Miturheber nun, den Handel abzustellen und bereits Eingeladenen einfach zu sagen, ich wolle nicht.

Die Annahme solcher Freundlichkeiten, die man sich etwa

[1]) Duncker war Mitglied des Aufsichtsrates einer Berliner Pferdebahngesellschaft geworden.

[2]) Keller hatte Duncker die Stelle eines Korrespondenten der „Neuen Zürcher Zeitung" vermittelt.

einmal kann zuschulden kommen lassen, wird bei der Wiederholung nur ein Akt der Selbstgefälligkeit und Selbstüberschätzung, und so würde, was mir vorgestern lediglich als ein annehmbares stilles Nachmittagsvergnügen erschien, schließlich doch den Beigeschmack dieses Vorwurfes für mich bekommen, insbesondere gegenüber gleichaltrigen Freunden und Teilnehmern. Das wohltuende Zeugnis freundlicher und aufmunternder Gesinnung habe ich jetzt schon mit dem Projekt dankbarlichst einheimsen können, so daß ja die Hauptsache bereits abgetan ist und die praktische Strapaze erspart bleibt. Wickeln Sie also die Sache unter Kundgebung meines herzlichen Dankes in diesem Sinne ab und verbinden dadurch Ihren alten

G. Keller.

107. An Eduard Münch.

Enge-Zürich, 12. Oktober 1879.

Lieber alter Freund!

Immer mit Buchschreiben beschäftigt (das ich aber nicht mit Dampf betreibe), bin ich dies Jahr mit allen meinen Briefen in Rückstand geraten und habe auch Dich über Gebühr warten lassen, obgleich die Schwester oft genug gemahnt hat. Deine Briefe und Photographien haben wir jedesmal mit Freude und Dank erhalten und das um so herzlicher, als uns allmählich alles entschwindet, was wir in der Jugend gekannt haben. Wir haben auch mit Befriedigung erfahren, daß es Dir mit den l. Deinigen wohl ergeht und Du gesund und munter bist.

Unsere Mutter ist im Jahr 1864 gestorben, siebenundsiebzig Jahr alt, in der Zürcher Staatskanzlei, wo wir die Amtswohnung hatten. Im Jahr 1876 habe ich nach fünfzehnjähriger Besorgung des Amtes die Stelle aufgegeben, um noch einige Jahre lediglich der Literatur widmen zu können, die uns jetzt bequem erhält. Leider werden wir den vollen Nutzen des „Gewerbes" kaum noch selbst genießen können. Doch wenn ich vor der Regula sterbe, so kann sie jedenfalls existieren, solange sie noch lebt, sei es durch den Gesamtverkauf meiner Sachen oder durch eine zu stipulierende Jahresrente. An Verlegern fehlt es mir nicht. Längst hätte ich Dir einige meiner Bücher geschickt, wenn ich nicht gedacht hätte, der Zoll würde Dich mehr kosten, als sie wert sind. Jüngst habe ich aber gelesen, daß eine Erleichterung eingetreten sei durch den Weltpostvertrag und in Amerika Bücher als Kreuzbandsendungen gleich den übrigen Sendungen dieser Art zollfrei sein sollen. Sobald ich dessen sicher bin, werde ich

Dir die Sachen stückweise so zuschicken. Ein verschlossenes Paket müßte immer noch verzollt werden.

Ich bin leider dick und rund, sonst aber gesund; Regula dagegen ist nicht am stärksten. Sie leidet etwas an Blutarmut und infolge früheren dicken Halses, der sich nach innen gezogen hat, an zunehmender Verengerung der Halsröhre, was ihr jetzt beim Treppensteigen schon Atemnot verursacht und noch gefährlicher werden kann. Die Mutter ist auch an diesem Übel gestorben. Ich selbst werde meiner Komplexion nach die Wassersucht bekommen oder ein Schläglein erwischen. Übrigens besorgt die Schwester noch alle Hausgeschäfte und läuft auch selbst auf den Markt. Wir wohnen auf einer Anhöhe, dem sogenannten Bürgli, in Enge, 20 Minuten von der Stadt, ganz allein in einer geräumigen Wohnung von sechs Zimmern mit prächtiger Aussicht ringsum. Ich habe an meinem Arbeitstische den ganzen See mit Gebirge vor mir, sehe über die Stadt weg. Gegen Baden hinunter, in das Sihltal und an den Ütliberg hinüber sieht man von den andern Fenstern aus. Wir zanken zuweilen über die Häuslichkeiten. Regula will keine Dienstboten leiden, und doch ermüdet die Sache sie zu sehr, und kann es jedenfalls nicht lange mehr so fortgehen. Neulich hatte sie ein schönes Stück Arbeit. Meine Freunde hatten zur Feier meines sechzigsten Geburtstages ein üppiges Mittagessen in einem Gasthause veranstaltet, das von 2 Uhr bis 10 Uhr abends dauerte. Die ganze Gesellschaft, jung und alt, 18 Mann, war schließlich besoffen. Ich fuhr als der allerletzte nach Haus und verschmähte jede Begleitung. Als ich aber am Fuße unseres Hügels ausstieg, regnete es in Strömen, und ich purzelte auf dem kurzen Wege bis zum Hause drei- oder viermal in den Dreck, so daß die Regula den Rock auswaschen und herstellen mußte und fortwährend schimpfte, ich hätte nicht den besten anzuziehen gebraucht. Da hast Du ein kleines Bildchen unserer Lebensart.

Die Onkelsche Scheuchzerfamilie in Glattfelden, wo niemand mehr und das Haus von einem Bauern bewohnt ist, hat verschiedene Schicksale. Der älteste Sohn Heinrich, Arzt in Eglisau, zirka 69 Jahr alt, hat Schlaganfälle und liegt gelähmt im Bette. Seine Kinder haben ihr Muttervermögen herausverlangt, was ihm Verdruß machte. Die älteste Tochter Setti ist als altes Weib in der Armut gestorben, weil sie einen liederlichen Mann geheiratet. Der mittlere Sohn Jacques lebt als pensionierter Schiffsmaschinenmeister, nachdem er seit 30 Jahren das Mittelländische und Schwarze Meer befahren, in Triest. Siegmund ist ökonomisch zugrunde gegangen und lebt gegenwärtig als Tage-

löhner in der Nähe von Zürich; er hat sein und seiner Frau Vermögen verunschickt, wie man hier sagt. Der jüngste Sohn Fritz (50 Jahr alt) hat sich durch politische Stürme, als demokratischer Wühlhuber und Volksführer emporgebracht. Er ist Gerichtspräsident, Nationalrat, Kantonsrat, Zeitungsbesitzer und -schreiber und weiß Gott was und lebt in Bülach, wo er sonst Arzt war.

Soviel für einmal. Wenn ich die Bücher schicke, will ich wieder schreiben, was Du auch tun kannst. Die Briefe sind jetzt ja wohlfeil. Regula grüßt bestens, sie schreibt sowenig als möglich, da sie's nie recht gelernt hat.

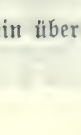
Also sei mit den Deinen gegrüßt von G. Keller.

108. An Paul Heyse.

Zürich, 16. März 1880.

Liebster Freund! Als sich nach meinem letztjährigen Geburtstagsschwindel das Kopfweh allmählich verzogen hatte und ich Dein freundliches Telegramm zum Angedenken weglegte (nebst einigen Flaschenetiketten, so meine sauberen Freunde mit Zitaten aus meinen ungesammelten Werken geziert hatten), sah ich in meinem Nachschlagewerk nach, wann eigentlich Dein Geburtstag sich abzuspielen pflege. Ich fand den 15. März. Als ich einige Zeit später herausklügelte, daß der diesjährige Tag, der dem Cäsar den Tod gebracht, Dich mildiglich um die Ecke des halben Jahrhunderts herumschiebe, und als ich bald darauf eines Abends spät aus dem Wirtshaus kam, machte ich in vorsichtiger Begeisterung nachstehenden Vierzeiler auf Vorrat, um ganz sicher Dich telegraphisch damit überfallen zu können. Eine etwas geistreiche Ausgestaltung behielt ich mir vor. Bis vor acht Tagen behielt ich beides im Auge, dann — — kurz, heute, den 16. März, gewahre ich, daß gestern der 15. gewesen ist!

Genug! Du verstehst mich!. Doch sollst Du nicht ganz darum herumkommen; das Telegramm würde so gelautet haben, wenn ich's nicht verschlafen hätte:



Hier auch ein Blättlein Deines Kranzes!
Ein halb Jahrhundert ist kein ganzes;
Ein Doppelbecher sei Dein Leben.
Wend' um, trink fort, gieß nicht daneben!

Dein überall zu spät kommender Freund und Bruder

Gottfr. Keller.

109. An Theodor Storm.

Zürich, 13. Juni 1880.

Liebster Freund!

Schönen Dank für Ihren Brief und die schöne Gabe, die ich vergnügt neben die übrigen Stormssöhne stelle. Eigentlich war ich Ihnen einen Brief schuldig; denn Sie haben mir zuletzt eine Korrespondenzkarte geschickt. Um so liebenswürdiger ist es, wenn Sie nicht so genau nachrechnen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu allem Guten, was Sie erleben: Hausbau[1]), Richtemahl, Freiheit der Muße, Selbständigkeit des Sohnes, für dessen freundliche Gesinnung ich dem Herrn Assessor wiedergrüßend danke. Möge er ein glücks- und ehrgesegneter Magistratsherr werden! Wenn Petersen Sie zu einer heiteren Novelle veranlaßt hat, so sei er dafür gelobt; denn Ihre heiteren Geschichten sind ebenso anmutig vollendet wie die melancholischen, und das ist ja der Spaß in der Sache.

Meine Novellen[2]) sollen im Oktober in der „Rundschau" anfangen, weshalb ich auch schwerlich im August nach Berlin kommen werde, so verlockend es wäre, mit Ihnen dort zusammenzutreffen. Ob ich Ihren Ludwig Pietsch kenne, weiß ich nicht recht. Vor 25 Jahren habe ich einen Maler Pietsch im Hause des Franz Duncker gesehen, aber ich bin nicht gewiß, ob es mit dem seither renommiert gewordenen Zeichner und Schriftsteller die gleiche Person ist, scheint es aber nun doch zu sein.

Mein Schicksalsbuch rückt endlich doch seinem Abschluß entgegen; der vierte Band ist im Druck, mit den Korrekturen freilich noch der definitive Schluß in meiner Hand. Nachdem der abnorme Winter vorbei und kein Grund mehr da war, nicht an dem Zeug zu arbeiten, befiel mich erst wieder eine krankhafte Widerwilligkeit und Scheu, in dem übel angelegten Wesen fortzufahren. Die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offenen Augen an dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Unform eines längst entschwundenen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden. Der bloße Gebrauch von Blaustift und Schere wäre das einfachste und glücklichste gewesen; allein es wird ja gar nichts Fragmentarisches mehr gelitten, und selbst gegen das verzögerte Erscheinen eines Schlusses erfährt man das roheste materielle Räsonieren und Drängeln von Seite derer, die den Anfang mit ihrer Aufmerk-

[1]) In Hademarschen.
[2]) „Das Sinngedicht."

samkeit beehrt haben. Das war vor hundert Jahren doch anders. Ein Goethe durfte den „Wilhelm Meister" liegen lassen, ein Schiller den „Geisterseher" ganz abbrechen, ohne so geplagt zu werden, und man vergnügte sich an dem, was da war. Ich weiß freilich, daß man sich nicht mit den beiden vergleichen soll; allein sie waren ja noch nicht die unnahbaren Herren, die sie jetzt sind.

Doch ist es undankbar, daß ich Sie in Ihrem Gartenleben bei Harke und Gießkanne jetzt mit schlechten Literaturlaunen belästige. Es geht mir sonst gut, und ich lasse mir an der Gesundheit nichts abgehen. Petersen hat sich bis jetzt nicht sehen lassen, ist also wohl zu Hause geblieben. Nächstens werde ich ihm auch schreiben. Da ich doch noch die See sehen sollte und von jeher ein Gelüste nach der Nord- und Ostsee, besonders wo die Ufer bewaldet sind, empfand, so ist es allerdings nicht unmöglich, daß ich einmal bei Euch beiden auf einen Tag vorbeispringe. Indessen will ich mich nicht mit unbestimmten Projekten beladen.

Heute war der junge Dr. Töniges[1]) (so, glaub' ich, nannte er sich) bei mir und brachte mir Ihren Gruß. Er kam bei kühlem Regenwetter, hoffentlich wird's morgen besser.

Ich will Ihnen doch dieser Tage die drei erschienenen Bände des „Grünen Heinrich" schicken, da der vierte bald kommt, ohne daß ich Sie damit im Unterrichten Ihrer Töchter stören will, dem ich besten Erfolg wünsche. Die eigentliche Neuschreibung beginnt mit dem neunten Kapitel des dritten Bandes, S. 120, sofern Sie etwa doch hineinsehen wollen.

Heute steht in der Zeitung, in Berlin gehe das Gerücht von Bismarcks Demission. Für die auswärtigen Freunde und ideellen Anhänger des Reiches fängt es doch an beunruhigend zu werden, daß die Dinge sich nicht schicken zu wollen scheinen und keine durchschlagende Geistes- und Gemütseinigkeit aufkommt, zumal bei dem albernen Wesen, dem die Hauptstadt zu verfallen scheint. Dazu die fortglimmende Kommune in Frankreich usw., so daß mich zuweilen die trübe Befürchtung ankommt, unser beider Dichten und Trachten könnte des gehofften sonnigen Nachsommers verlustig gehen. Doch sind das egoistische Schrullen, die Dinge müssen durch- und ausgelebt werden!

Meine Schwester bedankt sich höflich für Ihren freundlichen Gruß. Meinerseits bitte ich, mich den weiblichen Genien Ihres Hauses und Gartenlandes empfehlend weiß anstreichen zu wollen und samt wohldenselben frisch und munter zu bleiben.

Ihr getreuer Gottfr. Keller.

[1]) Ferdinand Tönnies.

110. An Wilhelm Petersen.

Zürich, 21. Oktober 1880.

Verehrter Freund!

Ich gebe heut endlich den „Grünen" auf die Post und wünsche ihm glückliche Reise und nachsichtigen Empfang. Daß die Judith am Schlusse noch jung genug auftritt, statt als Matrone, wie beabsichtigt war, hat sie Ihren derselben so gewogenen Worten zu danken. Ich wollte mich selbst nochmals am Jugendglanz dieses unschuldigen, von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebildes erlustieren. Gern hätte ich sie noch durch einige Szenen hindurch leben lassen; allein es drängte zum Ende und das Buch wäre allzu dick geworden.

Jetzt mach' ich Novellen, die im Januarheft der „Deutschen Rundschau" beginnen sollen. Auf den 1. April 1881 habe ich die jetzige Wohnung gekündigt und werde Sie in einer andern empfangen müssen, die noch nicht gewählt ist. Die Lage war meiner Schwester zu beschwerlich, und ich selbst habe manches versäumt, da ich mich immer nur ungern zum Gange nach der Stadt entschloß. Es hat etwas Unbequemes, in diesen Jahren so herumwandern zu müssen; allein das Ganze ist ja doch nur ein Bummel, und am Ende kommt die Ruhe. Ich habe mich einem Leichenverbrennungsverein angeschlossen, es will aber nichts daraus werden. Ich glaube, die Lumpen fürchten am Ende, es mache zu heiß, daß sie's noch verspüren könnten!

Leben Sie mit den Ihrigen einen guten Winter, wozu ich hübsche Morgenröte und warme Abendstunden wünsche. Was mich betrifft, so gedenke ich etliche vergnügte Schoppen bei biederem Gespräche auszustechen!

Paul Heyse ist jüngst mit seiner schönen und feinen Frau zweimal durchgereist; wir brachten jedesmal einige Stunden miteinander zu und gedachten auch eines gewissen Herren Regierungsrates im Norden.

Seien Sie herzlichst gegrüßt und bleiben gewogen Ihrem ergebensten

Gottfr. Keller.

111. An Marie von Frisch.

Zürich, 21. November 1880.

Verehrte Frau Professorin!

Mit einer Zigarre bewaffnet, am dunkelsten Sonntagmorgen, mache ich mich endlich daran, Ihre große Freundlichkeit, die gar nie daneben trifft, mit einem schwachen Versuch der Dankbarkeit

zu beantworten. Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich durch meine Schreibfaulheit nicht abhalten lassen, meiner zu gedenken, und Sie können sicher sein, daß ich es im stillen stets verdiene, soweit ein alter Schlingel, der noch allwöchentlich einmal die Nacht durchkneipt, überhaupt etwas verdienen kann. Die Blümchen, die Sie mir letzte Weihnachten gesandt, standen den ganzen Januar auf meinem Schreibtische, und das grüne Regenbogenkrügelchen beherbergte seither einmal drei schöne Narzissen, ein andermal eine Levkoje usw. Ich danke Ihnen auch schönstens für die zierliche Photographie Ihrer Vermummung mit dem allerliebsten Läusemützchen, das Profil ist noch ganz so fein wie vor acht oder weiß Gott wieviel Jahren, beinah noch jünger; es tut aber nichts, der Totenkopf wird schon noch kommen, eh' wir's uns versehen.

Beiliegendes Bildchen hat folgende Bedeutung:

Vor ca. sechs Jahren sandte mir Meister Adolf, der Bruder, eine größere Photographie des gleichen Gegenstandes aus Italien, angeblich aus dem Gebirge, wo er bei den Leuten des Mädchens wohne. Er habe die Photographie extra für mich machen lassen, damit ich eine Paul Heysesche Novelle dazu schreibe. Neulich kaufe ich nun hier in Zürich ein Schächtelchen Wachszünder, und als ich eine Pfeife anstecken will und es näher besehe, finde ich die römische Gebirgsmaid, die Tamburinschlägerin, die Saltarellotänzerin, die leidenschaftliche Nina oder Teresita oder Marietta als einfache Arbeiterin irgendeiner Mailänder Filanda oder Seidenspinnerei, deren Konterfei der Schwindelhuber natürlich am Markte dort gekauft hat.

Übrigens lasse ich ihn bestens grüßen. Wollen Sie die Güte haben, mir gelegentlich seine jetzige Adresse mit zwei Worten kundzutun oder ihn selbst dazu zu veranlassen, so wäre ich dafür dankbar; ich muß ihm ein Paketchen schicken, das ich nicht gern möchte verlorengehen lassen.

Es tut mir sänftlich wohl, daß Ihnen der „Grüne Heinrich" nicht mißfällt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem ich ihn mühsam genug gewaschen und gestriegelt habe. Sonst scheint mir nicht viel Vergnügen daraus zu erwachsen; denn nun kommen die sogenannten Kritiker, und anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurteilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen, denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicherweile die Nachbaren, graben ihn wieder heraus und legen das arme Scheusal einem vor die Haustüre usw.

Dagegen entnehme ich mit Vergnügen Ihrem Briefe, daß der Herr Professor und die Knaben gesund und frisch sind. Ich gebe den Gedanken nicht auf, nochmals im Sommer einen Gebirgsaufenthalt mit Euch zu machen. Jagen kann ich zwar immer noch nicht, auch das Kegelschieben geht nicht besser. Aber ich bin inzwischen Ehrenmitglied einer uralten Gesellschaft von Artillerieoffizieren geworden[1]), die jeden Sommer ein feierliches Bombenschießen abhalten. Da muß ich auch meinen Schuß tun, den Mörser ausputzen, Pulver hinein und eine Bombe wie ein Kindskopf draufsetzen und anzünden. Das erstemal, wo sie mir das Geschütz sorgfältig richteten, gewann ich die erste Ehrengabe; das zweitemal, wo ich einen Mörser, den „Iltis", selbst richtete, bekam ich nichts als einen Katzenjammer vom nachfolgenden Bankett!

So wickelt sich das Leben in verschiedentlich dankbarer Tätigkeit ab, wobei wir es bis auf weiteres wollen bewenden lassen. Leben Sie recht froh und gesund mit allen Ihrigen, die ich herzlich grüße, und bleiben Sie stets gewogen Ihrem

G. Keller.

Auch dem Herrn v. Mozart empfehle ich mich, der immer noch zu leben scheint zu meiner stillen Freude.

112. An Marie Melos.

Zürich, 29. Dezember 1880.

Hochverehrte Fräulein und teuerste Freundin!

Wenn ich Sie nicht für eine gütige Seele hielte, so würde ich jetzt mit großem Zagen darangehen, Ihnen zum Neujahr Glück zu wünschen. Zwar sind Sie teilweise selbst schuld, daß ich verhindert war, Ihnen rechtzeitig zu schreiben. Denn Sie haben im Juli Ihr neues Bildnis wie einen Partherpfeil auf mich abgeschossen und sind dann auf unbestimmte Zeit in unbekanntes Land entflohen. Nun, an meinem herzlichen Dank für das zierliche und feine Bild hätten Sie auch früher so wenig zu beißen gehabt, wie jetzt, während ich das Kleinod vergnüglich in meiner kleinen Freiligraths-Galerie aufgestellt habe. Ich werde veranlaßt, ein älteres Ölbild von 1873[2]), wo ich noch jung und schön war, photographieren zu lassen, was dann radiert werden soll[3]). Da will ich für Sie gleich eine Photographie bestellen, um meinen guten Willen zu zeigen.

[1]) Wegen der Rahmenerzählung der „Züricher Novellen".
[2]) Von Frank Buchser in Solothurn.
[3]) Erschien in „Nord und Süd" März 1882.

Herr Weibert hat mir geschrieben, er werde Ihnen ein Exemplar des „Grünen Heinrich" senden, der erst im Spätherbst fertig geworden. Das Buch ist von der Mitte des dritten Bandes an neu geschrieben, Sie brauchen also das frühere nicht zu lesen. Ich habe allerlei hineingeflunkert, um es deutlicher zum Roman zu machen; denn noch immer gibt es Esel, die es für bare biographische Münze nehmen. Das tollste ist, daß jetzt, nachdem ich ein Jahr redlich daran gearbeitet habe, um allerhand Ungeschmack auszumerzen, und nachdem fünfundzwanzig Jahre lang die Leute sagten, der Tod des Heinrich sei unmotiviert und gewaltsam, Kritiker kommen und behaupten, er müsse tot bleiben und die alte Ausgabe sei besser.

So geht es mir wie dem Bauer in der Fabel, der mit seinem Sohn und seinem Esel zu Markt ging und zuletzt dazu kam, mit dem Sohne den Esel zu tragen.

Ich bin jetzt etwas fleißiger als vorigen Winter. Ich schmiere frische Novellen in die „Deutsche Rundschau", die vom Januar bis April oder Mai monatlich fortgesetzt werden. Da es ein Buch daraus gibt, so werden Sie das Zeugs auch zu lesen bekommen, wenn Sie mir bis dahin gewogen bleiben. Haben Sie einen schönen Sommer und Herbst gehabt?

Es dunkelt und ich muß in die Stadt, um eine kalte Pastete und eine Torte für die nächsten Tage zu bestellen, sowie Konfekt für zwei Patenkinder. Denken Sie sich die Schändlichkeit: erst in den letzten Jahren bin ich wiederholt zu Gevatter gebeten worden; ich mußte in der Kirche herumstehen, Knickse machen und jetzt alljährlich auf Geschenke denken, Schaumünzen oder Sparbüchsengeld einwechseln 2c., kurz, was einen armen alten Kerl nur ärgern kann!

Verleben Sie ein friedliches und süßes Neujahr und verdienen Sie sich ferner den Himmel an mir, als Ihrem

treu ergebenen Gottfr. Keller.

113. An Professor Hermann Fischer.

Zürich, 10. April 1881.

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie haben mein fragwürdiges Grün-Heinrichs-Buch nicht nur durch eine öffentliche Besprechung[1]) zu Ehren gezogen, sondern dasselbe auch mit einem Wohlwollen behandelt, welches über Verdienen hinausgeht.

[1]) In der „Schwäbischen Chronik" (Beilage zum „Merkur") vom 27. März 1881.

Obgleich ich indessen die formalen und innern Schwächen meiner Hervorbringung, die auch durch die Überarbeitung als konstitutionelle Schäden nicht mehr zu tilgen waren, genugsam fühle, so ließ ich doch nach menschlicher Art die wohltuende Zustimmung gern auf mich wirken hauptsächlich in bezug auf die ethische Seite der Angelegenheit. Verschiedene Kritiken haben nämlich, indem sie das Machwerk lobten, den Gegenstand desselben allzu verächtlich behandelt und dabei am Ende noch geglaubt, im Sinne des Verfassers zu sprechen.

Abgesehen von der selbstgerechten Verurteilung des allgemein sittlichen Verhaltens, wie es im Erziehungsproblem eines Vaterlosen vorausgesetzt ist, um ebendieses zu lösen, wird z. B. der Irrtum in der Berufswahl und die diesfällige Entwicklung bis zum Abfall lediglich als eine Art bestrafter ordinärer Pfuschbummelei aufgefaßt, an sich gleichgültig und uninteressant, während die überlegte unwiderrufliche Entsagung, dazu noch illustriert durch die zwei Seitenfiguren von Lys und Erikson, die beide es zu etwas gebracht haben und dennoch abfallen, weil sie sich eben nicht erfüllt, nicht ganz ergriffen fühlen, — während diese Entsagung gerade von einem tieferen Ernste zeugen sollte.

Diese Seite haben Sie nun ebenso mild als verständnisvoll behandelt, und schon dieser Liebesdienst veranlaßt mich, Ihnen meinen herzlichen Dank darzubringen.

Wollten Sie noch die Güte haben, Ihren verehrten Herren Vater recht angelegentlich und dankbar von mir zu grüßen, so würden Sie vollends verbinden Ihren mit aller Hochachtung ergebenen

Gottfr. Keller.

114. An Theodor Storm.

Zürich, 11. April 1881.

Mein lieber, geehrter Freund und alter Landvogt!

Es berührt mich ein wenig kurios, Ihren reichen und guten Brief, den Sie mitten in den Freuden der Weihnachtszeit geschrieben, erst jetzt, da die Bäume ausschlagen, zu beantworten. Doch will ich mich nicht lang entschuldigen, Sie kennen ja das Leben! — Vor allem danke ich Ihnen für das „Hausbuch", das ich mir längst bestellen wollte und nun zu so guter Zeit erhielt. Ich habe es gleich zum großen Teile durchgelesen, Bekanntes und was mir noch neu war, und nehme es öfter in die Hand; denn es ist richtig, der Geist des Ordners, der in einem solchen

Buche haust, erweckt Stimmung und macht einem manches Alte neu. Daß J. G. Fischer im Register, aber nicht im Texte erscheint, werden Sie wohl wissen.

Um die nämliche Zeit passierte mir ein tragikomisches Malheur. Ich hasse nämlich das Herausgeben von Anthologien, zusammengebettelten Jahrbüchern und Almanachen durch ganz junge Leute, welche mit einigen schlechten Versen debütiert haben und sich nun mit diesem Mittel nachhelfen und in den Mund der Leute bringen wollen. Solche Knaben, an einem gewissen Vormittage noch keiner Seele bekannt, treten am Nachmittage infolge des Staubes, den sie mit Briefewechseln und allen möglichen Zudringlichkeiten aufzuwerfen verstehen, bereits als eine Art von Führern auf und werden von anderen Hohlköpfen noch am gleichen Abend schon zitiert. Es ist lächerlich, sich an dergleichen zu ärgern, solange es einen nichts angeht; wenn man aber damit geplagt wird, tut man's doch. So hatte ein junger Mensch namens X. mich in Zürich schon mit einem Bändchen ziemlich wertloser Gedichte malträtiert und durchaus ein Anerkennungszeugnis auspressen wollen. Zuletzt begnügte er sich, Schritt für Schritt, mit der mündlichen Äußerung, daß einige der Gedichte doch nicht so übel seien, und indem er diese abgerungenen Worte, deren Sinn ein Mensch von literarischer Ehre wohl verstanden und empfunden hätte, feierlich konstatierte, notierte er sich meine Anerkennung zum ewigen Vorhalt. Ein paar Monate später verlangt das Luder schon meine Mitwirkung für eine Anthologie, die er herausgebe. Ich sollte ihm meine verschollenen Gedichtbändchen schicken und eine Auswahl darin selbst bezeichnen usw. Ich ersuchte ihn, von meinen lyrischen Sünden für jetzt Umgang zu nehmen, da ich in der Redaktion und Zusammenstellung einer Sammlung begriffen und alles sich im Umguß befinde. Ich könne mithin in diesem Augenblicke nicht noch unkorrigierte, schlechte Lesarten verzapfen. Zur Erledigung hätte ich aber keine Zeit. Nun drohte er mit einer Anzeige, d. h. Denunziation in der Vorrede seines anthologischen Werkes und wies darauf hin, daß sich die Ersten und Besten nicht entzogen haben, daß ein Theodor Storm ihm mit Rat und Tat freundlich an die Hand gehe, kurz, es war kein Loskommen, und ich überließ ihm, sich aus den Sachen, die in letzter Zeit in der „Rundschau" standen, etwas auszusuchen. Im Unmute schrieb ich ihm, es werde bei dem fortgesetzten Überwuchern dieses unberufenen Anthologienwesens eine Zeit kommen, wo dasselbe ähnlich beurteilt werde, wie früher der Nachdruck, wenn auch nicht im rechtlichen Sinne, so doch im moralischen 2c. Sie wissen also,

wie's gemeint ist, liebster Freund, wenn der Mann mich bei Ihnen etwa mit dieser Äußerung verzeigt haben sollte, wie er erst vorhatte, mich in der Vorrede zu verzeigen.

Auf Ihre Weihnachten zurückzukommen, so schreibt oder schrieb mir auch Petersen von dem goldenen Lärchenzweig, der Erfindung Ihres Sohnes, wovon ich schon früher gehört. Nun weiß ich aber noch immer nicht, wie er das Wunder herstellt, ohne daß die Zierlichkeit des Nadelwerkes zugrunde geht? Wird der Zweig auf galvanoplastischem Wege vergoldet, oder in eine Flüssigkeit getaucht, die z. B. Gummiarabikum enthält, und nachher mit Goldpulver bestreut, wie es die Maler brauchen ꝛc.? Das Technische ist mir in der Vorstellung von der Wirkung des Zweiges eine Hauptsache: doch stört es mir den Schlaf nicht, da ich selbst leider keine Christbäume zu besorgen habe.

Jetzt werden Sie wohl in Ihrem neuen Hause sitzen, das so warm und solid eingerichtet zu wissen mir eine Freude ist, obgleich ich es kaum sehen werde. Ich bin in neuster Zeit in die Laune geraten, im Lande zu bleiben und die näherliegenden Naturwinkel, die ich noch nie gesehen, aufzusuchen. Am liebsten bliebe ich zuweilen wochenlang im Hause, wenn ich nicht der Bewegung wegen ausgehen müßte.

Ihre tröstlichen Bemerkungen zu dem „Grünen Heinrich" waren mir aufhellend und vergnüglich, besonders was die neuen Zutaten betraf. Ich hatte ein böses Gewissen. Namentlich wegen des Zwiehans und seines Schädels, dieser etwas gar zu deutlichen Allegorie und Prototypik für einen Verlierer seines Wesens oder seiner Person, hätte ich Strafe verdient; indessen habe ich die feine Andeutung, welche in Ihrem „die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen" liegt, wohl verstanden. Der Kritiker in der „Rundschau" hat mir gerade nicht zugesagt. Derselbe (Otto Brahm) hat an anderer Stelle die philologische Methode noch verkehrter angewendet, indem er die alte und die neue Ausgabe meines Buches mit A und B bezeichnete wie alte zu vergleichende Codices, um meine Selbst-Verballhornung nachzuweisen, während er die Hauptfrage der Form: Biographie oder nicht? gar nicht berührte oder dieselbe ignorierte. Diese Frage umfaßt nämlich auch die andern nicht stilgerechten epischen Formen: Briefform, Tagebuchform und die Vermischungen derselben, in welchen nicht der objektive Dichter und Erzähler spricht, sondern dessen Figurenkram, und zwar mittels Tinte und Feder. Hier ist der Punkt, wo die Kritik einzuspringen hat und der Schreiber den formalen Handel verliert. Diese Untersuchung ist aber nicht eine (dazu unwichtige) textkritliche, sondern eine

rein ästhetische Sache und Arbeit und führt zu anderen Gesichtspunkten ꝛc.

Sie werden die kleine Erzählungsreihe in der „Rundschau" bemerkt haben und ohne Zweifel einiges darunter wiederum als nach Lalenburg heimatgenössig erkennen; allein ich kann nicht helfen, diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern, und ich muß noch einmal auf einen technischen Ausdruck zu ihrer Bezeichnung denken.

Doch was wollen wir uns mit unserer geschriebenen Welt so mausig machen, wo das Leben so hübsche Episoden bringt, wie die Verlobungsanzeige des Juristen Ernst und die Antwort des Vaters, des alten Dichters. Sie hätten mir die Nachricht nicht mit schöneren und einfacheren Worten mitteilen können, und so sende ich Ihnen und dem Sohne die aufrichtigsten Glücks- und Heilswünsche zu!

Eine andere schöne Poetengeschichte habe ich neulich beobachtet, nicht selbst getan. Ein halb verrückter und verhungerter Schulmeister in Oberbayern schickte mir ein kleines geschriebenes Heft Gedichte mit den bekannten Petita und dem Gesuch um schleunige Beschaffung von 200 Mark. Zur größern Aufmunterung legte er Briefe und postamtliche Beweisstücke bei, wonach Emanuel Geibel vor einem Jahre auch 200 Mark spendiert hat. Da ich schon einen Fall kannte, wo Geibel auf eine indiskrete Bettelei hin für einen seither verstorbenen Poeten auch gleich Hunderte gesandt hatte, so ersah ich, daß derselbe Mann seine Stellung als Primus in wahrhaft ritterlicher Weise ehrt, und das in aller Stille, und vor einer derartigen Vornehmtuerei habe ich die größte Hochachtung. Mein Schulmeister aber bekommt von mir nicht 200 Mark, gerade weil er mit dem Geibelschen Geschenke weiter betteln geht, und zwar nicht auf die bescheidenste Weise.

Das kolossale Album des Leipziger Sekundaners[1]) hat Sie also auch heimgesucht. Ich bin auf dem Punkte gewesen, dasselbe unbeschrieben oder mit einer Grobheit versehen, zurückzuschicken: denn diese Sache fängt an, unheimlich zu werden mit dem Schülerpack, wenn man Pakete machen, verschnüren, versiegeln und mit den nötigen Deklarationen versehen soll!

Von Paul Heyse habe ich nach Neujahr auch einen Brief gehabt, den ich bis jetzt habe liegen lassen, weshalb ich nicht viel von ihm weiß, als daß er rastlos tätig ist. Von seinen neueren Novellen[2]) kenne ich nur noch zwei, die Hexe und die Sängerin von ich weiß nicht mehr. Bei jener hätte allerdings das Metier,

[1]) Ein Autographenalbum.
[2]) „Die Hexe vom Corso" und „Die Dichterin von Carcassonne".

von welchem die schöne Gestalt zu leben scheint, entweder vermieden oder dann deutlicher verarbeitet werden sollen. So erscheint es als etwas, das nicht der Rede wert sei. Übrigens hatte Heyse damals schon wieder ein oder zwei Dramen fertig, z. B. einen sterbenden Alkibiades.

Von Ihnen habe ich etwas angekündigt gesehen und freue mich darauf, die ersten Früchte Ihres neuen Gartenlandes zu kosten. Herzlich danke ich für den freundlichen Gruß an meine Schwester, die aus einem enger werdenden Halse immer schwieriger zu schnaufen hat. Ich muß deshalb die schöne Höhe, auf welcher wir seit sechs Jahren wohnen, bis zum Herbste verlassen und eine andere Wohnung suchen. Empfehlen Sie mich bei Gemahlin und Kindern aufs neue und lassen Sie mich mein Schweigen nicht zu lange entgelten, ohne sich aber Zwang anzutun.

Ihr Gottfr. Keller.

115. An Wilhelm Petersen.

Zürich, 21. April 81.

Mein lieber Herr und bester Freund!

Da Sie nicht nur die Fische des Meeres, sondern auch die Vögel der Luft gegen mich absenden, so muß ich den Vorsatz, an Sie zu schreiben, endlich zur Tat werden lassen. Seit Neujahr habe ich alles Briefschreiben in Privat- und Freundschaftssachen wieder einmal müssen liegenlassen, nicht weil ich nicht manche müßige Stunden und Tage dazu gefunden hätte, sondern weil gerade das Briefschreiben con amore mit dem Schriftstellern zu nah verwandt ist, wenigstens wie ich dieses treibe, und daher ein Allotrion zu sein scheint, wenn die Setzer auf Manuskript lauern. Der eigentliche Müßiggang aber, bestehe er in Lektüre oder in irgendeiner andern eigensinnigen heterogenen Übung, trägt immer seine göttliche Berechtigung des Daseins „an sich" in sich. Und so scheut man sich, Briefe zu schreiben, indessen man sich nicht entblödet, plötzlich ein historisches Kapitel zu studieren oder ein paar Tage zu zeichnen u. dgl.

Also die zierlichen Kiebitzeier sind glücklich angekommen und in ihrer ganzen Schmackhaftigkeit verzehrt worden, nicht ohne einiges Mitgefühl an den Hervorbringern, denen so räuberisch zu Nest gestiegen wird. Mit der Adresse meines herzlichen Dankes bin ich etwas verlegen; denn eine auf dem Kistchen haften gebliebene Adresse zeigt an, daß die Nordfrüchte rechtmäßig zuerst der Frau Gemahlin angehört haben. Ich kann nicht untersuchen, ob eine Gewalttat in Form einer Besteuerung oder einer ein-

sachen Wegnahme, Konfiskation, oder eine Überredung, eine gütliche Transaktion stattgefunden hat, und bitte nur, meinen Dank nach dem Gebote Ihres Gewissens ausrichten und verteilen zu wollen!

Ihre und Freund Storms Weihnachtsfreuden habe ich voll Teilnahme aus der Ferne mitgetan; dergleichen scheint blühender und intensiver zu werden, je weiter hinauf es nach Norden geht, und der goldene Märchenzweig schimmert gar feierlich herüber, nur weiß ich nicht, auf welche Art die Lärchennadeln vergoldet sind. Ein bloßes Anwerfen von Goldschaum wird schwerlich genügen. Ihr Treiben mit den Kindern am Neujahrsmorgen hat mich wieder recht erbaut. Sie sammeln ihnen den schönsten Schatz von Erinnerungen, der fast notwendig spät noch Früchte tragen muß.

Nun danke ich auch für die wohlwollende Aufnahme des retuschierten „Grünen Heinrich". Namentlich ist es mir lieb zu erfahren, daß Sie die neuen Einschaltungen im dritten Bande nicht mißbilligen, obschon der Zwiehan etwas gar zu gewaltsam und absichtlich allegorisch ist. Die kleine Episode der Hulda im vierten Bande ist beileibe nicht erlebt; ich erfand sie plötzlich, um den Tag des Einzuges resp. das Abenteuer der Fahnenstangen besser abzurunden, und fand damit ein nicht übles Motiv, das Niedersteigen in die untern Schichten der dunklen, anspruchlosen Arbeit nicht nur mit der Sicherheit des täglichen Stückes Brot, sondern auch mit dem Reize eines lockenden Sinnenglückes im verborgenen scheinbar zu begründen. Daß das Mädchen dabei etwas zierlicher und liebenswürdiger ausfiel, als es in jenen Volksschichten der Fall zu sein pflegt, ist in einem Romane ja nur angemessen.

Ihre Bedenken wegen der trüben Vorgänge mit der Mutter liegen mir nicht recht. Auf irgendeine Weise muß es doch traurig hergehen und einige Erschütterung hervorgerufen werden. Eine eigentliche Verschuldung durch den Tod der Mutter trifft den Sohn doch nicht, da es sich um die Erfüllung eines Erziehungs- und Entwicklungsgeschickes handelt, an welchem niemand schuld ist oder alle. Diesen Tod verwindet Heinrich nach Jahren erst von dem Augenblick an, wo die Judith zurückkehrt und ihn freispricht als die personifizierte Natur selbst (sie scheint sich von der Wand des Berges abzulösen, aus derselben hervorzukommen). Damit nun aber nicht ein zu großes Gütlichtun und Wohlleben entstehe, entsagen die beiden, und es bleibt ein ernst gehaltener Stimmungston bestehen, welcher der Mutter im Grabe nicht weh tut. Mit diesem Austrag hängt eben auch die Frage

vom Geheimnis der Arbeit zusammen. Leider betrachten manche Kritiker jenes Kapitel lediglich für eine Schilderung trivialer Verbummelung, wie sie aus Unkunde den Irrtum im Kunstberufe als Darstellung ordinären Pfuschertums auslegen. Brahm, der das Buch mit philologischem Apparate untersucht und das Gras darin wachsen hört, hat nicht einmal bemerkt, daß das Duell mit Lys nicht mehr bis zur Verwundung fortgeführt wird und Heinrich also nicht mit dem Tode des Freundes belastet ist. So nennt er auch das Verhältnis zur Judith am Schlusse ein unklares, dies allerdings, weil er es wahrscheinlich nicht begreift. So kommt man zum Murren über Rezensenten, die es sonst gut mit einem meinen und in anderer Richtung unmäßiges Lob ausstreuen.

Das artige Erlebnis bei dem seligen Emil Kuh hat mich wehmütig gemacht, da ich ihn fast ganz vergessen habe. Woran das liegt, mag ich mir nicht auseinandersetzen, weil ich ihn persönlich nie gesehen habe und also ein Faktor fehlt. So viel ist gewiß, daß er ebenso gewalttätig als unsicher in seinem Wesen war und zu denen gehörte, mit welchen es früher oder später etwas absetzt. So hätte ich ihm, wäre er am Leben geblieben, nach dem Erscheinen seines Hebbelbuches wahrscheinlich ein paar harte Dinge gesagt, und die Herrlichkeit wäre vorbei gewesen.

Ihre Äußerungen wegen des pathologischen Zuges, der Ihnen eigen sei, berühren schmerzlich, weil Sie einen Zug, den viele unbewußt haben, mehr fühlen als die andern. Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohltat, als ein Übel sein, eine Schutzwehr gegen triviale Ruchlosigkeit. Was meine Buchstelle über das phantastisch-typische Gestaltannehmen betrifft, so besteht kein Zusammenhang mit den Landschaftserfindungen. Jenes bezieht sich nur auf den spielerisch zerstreuenden Trieb, allerlei Begriffe und disziplinarische Gegenstände in figürliche Gleichnisse umzuwandeln. Die Landschafterei aber ist nichts anderes als die Stilfrage. Heinrich schlägt sich auf die Seite der sogenannten Gedankenmaler in der Landschaft, wie sie damals noch im Ansehen waren. Bei besserem Unterricht und mehr Mitteln zur Ausdauer würde er sich der Richtung der J. Anton Koch, der Lessing, Schirmer usw. nicht ohne Glück angeschlossen haben; das soll eigentlich zwischen den Zeilen gesagt sein. Daß mit der Lebensnot zugleich die Einsicht von dem Überlebtsein fraglicher

Richtung eintritt, ist mit ein Stück von der harmlosen Tragik meines Tragelaphen, mit Goethe zu reden. (NB. Rottmann hatte sich schon zur stilvollen Realschönheit herausgearbeitet, Preller blieb mit seinen Odysseebildern bei der Richtung und führte sie veredelt doch noch zum Siege; zu meiner Zeit war er aber noch nicht anerkannt. Dies beiläufig.) Übrigens ist diese ganze Spezialität ein Grundübel des Buches, weil sie ein zu abgelegenes Gebiet ist und zu wenig Menschen interessieren kann.

Ein Grund meines Zögerns lag in letzter Zeit auch in der Ungewißheit, ob Sie nicht schon nach dem Süden gereist seien, da Sie letztes Jahr glaub' ich auch so früh fort sind. Vielleicht sind Sie inzwischen jetzt schon ausgeflogen, in welchem Falle Sie mein Geschreibsel nach der Rückkehr vorfinden. Paul Heyses neue Provenzalen[1]) habe ich leider noch nicht gelesen und muß die Buchausgabe abwarten. Nur einige Eingänge habe ich auf unserm Lesemuseum schnell angesehen und mit Freuden gefunden, daß er den alten pompösen Ton für dergleichen romanische Stoffe anschlägt, der ihm immer so flott zur Verfügung stand. Sein Schaffenstrieb und Geschick ist unverwüstlich und steht in einem wunderbaren Kontrast zu dem ununterbrochenen Klagen über die Nerven. Seine „Weiber von Schorndorf" hat er zu seinem Schaden etwas zu hoch gegriffen. Wären sie derber und bunter, so würden sie allerdings wirksamer sein. Daß Sie kein Verständnis dafür finden, erinnert mich daran, daß Ihr in Euerem Norden überhaupt kein Verständnis für die chronikalischen Schnurren unsers oberdeutschen Städtewesens zu haben scheint. Der Stoff dieser Weiber ist jedenfalls ein brillanter Lustspielstoff mit ernster Grundlage. Obigen Volkshumor betreffend mag die Sache darin liegen, daß im Norden die Reformation gründlicher mit jeder Fastnachtslaune aufgeräumt und ein etwas allzu pastorlicher Kirchenernst Platz gegriffen hat.

Die Sinngedichtsnovellchen, deren Anfang Sie gelesen, gehen im Maiheft der „Rundschau" zu Ende. Ich bin jetzt an der Sammlung und Korrektur meiner sämtlichen lyrischen Sünden begriffen, ein bedenkliches Unterfangen; doch kann ich nicht mehr warten, sonst bring' ich nichts mehr zustande. Dann denke ich auf einen kleineren Roman, von dem ich aber noch nicht viel zu sagen weiß.

Nochmals Dank also für alle Ihre Güte und Freundlichkeit und eine schöne Empfehlung an die verehrte beraubte Frau Regierungsrat.

Ihr alter G. Keller.

[1]) Die Troubadour-Novellen.

116. An Paul Heyse.

Zürich, 5. Oktober 1881.

Liebster Paulus! Ich hätte Dir sehr gern sofort nach dem schändlichen Hassfrug an der Ostsee geschrieben, wenn inzwischen nicht eine Mitteilung Petersens eingelaufen wäre, daß er Dich von dort weg nach der Nordsee locken werde. Seither verlor ich den Kompaß für die rechtzeitige Ankunft meiner papierenen Schiffchen. Dennoch habe ich Deine Sterne so ziemlich verfolgen können, da Petersen mir getreuliche, begeisterte und ausführliche Berichte zukommen ließ, wie es seit den Tagen der schönen Sophie von Laroche kaum mehr geschehen ist, wo alle Lieb' und Freundschaft herrschte. Und Du selbst hast mir im Verein mit Bruder Storm biedern Gruß geschickt.

Wenn es Dir wirklich nicht besser geworden ist durch die Kur und müßige Begehung der Zeit, so bekümmert mich das ungewöhnlich, und um so wehseliger, als ich nicht helfen oder raten kann. Solltest Du allenfalls zu Deinem Hinkebein ein zitronenförmiges Mützchen auf den Kopf setzen, so gäbest Du einen stattlichen Hephästos ab, der rüstig an dem Schilde des Peliden fortschmiedet und dazu eine brävere Anmut zur Hausfrau hat als jener Feuermann. Der Anstoß zu diesem launigen Concetto besteht in der Idee, ob Du statt der Kaltwasserkünste, die ich einmal nicht für des Menschen Freunde halte, nicht lieber das heiße Wasser aufsuchen solltest, das unseren reisigen Vorfahren so segensreich und lustig vorkam? Freilich weiß ich nicht, ob Du am Ende nicht auch schon die Beine in die Thermalquellen gesteckt hast. Aber wenn ich so betrachte, wie schon seit den alten Römern in Südgermanien alle gliederkranken Bürger und Bauern zur Sommerszeit in die warmen Bäder rennen und sich für ein Jahr Genesung und Wohlsein holen, so kann ich mir des laienhaften Gedankens nicht erwehren.

Von einer mehrtägigen Nebeltour am Vierwaldstätter See vorgestern zurückgekehrt, traf ich das neueste Rundschau-Heft zu Hause und erwärmte meine erfrorenen Lebensgeister nicht so wohl an dem übrigen Inhalt als an Deiner Novelle, zu welcher Du Dir besonders kräftig darfst Glück wünschen lassen. Es ist alles so trefflich vorgesehen, motiviert und durchgeführt, und der Abschluß ist so neu, unerwartet und wirft auf das Ganze ein so helles Licht ethischen Wesens zurück, daß das Prädikat einer Musternovelle diesem Deinem Kindlein wieder einmal nicht vorenthalten werden kann, auch nach dem längeren Ellenstecken, der an Dich zu legen ist. Ein einziger Punkt gibt

mir einiges zu denken, der Zweifel nämlich, ob nicht der tragische Anklang: „Sie schlief, damit wir uns freuten" nicht durch eine etwelche vorhergehende Andeutung, daß die verstorbene Frau von den Dingen doch mehr ergriffen war, als es den Anschein hatte, etwas unterlegt werden dürfte? Doch kann ich nach der einmaligen hastigen Lektüre nicht auf dem Zweifel beharren.

Vielleicht mache ich mich deutlicher, wenn ich sage, daß vielleicht eine Art Schilderung, wie ungern und schwer sie von Mann und Kind weggestorben sei, sofort helfen würde.

Von meinen letzten Untaten sende ich Dir die Aushängebogen, die erst jetzt vollständig geworden sind. Du brauchst nur das letzte Kapitel anzusehen, welches Neues enthält, nämlich die Mädchengeschichte der Rahmenheldin. Ob es geholfen hat, weiß ich nicht.

Jetzo bist Du wahrscheinlich wieder mit Frau Dr. Heyse und der Fräulein Tochter vereinigt, und bitte, beide Damen herzlichst zu grüßen sowie die gnädige Frau Mama resp. Großmama. Auf Deine Minnesinger warte ich mit Begier oder bin darnach verlangend, wie Schiller in seinen Briefen sich ausdrückte. Ich weiß nicht, warum der Verleger mit der Ausgabe so zögernd ist.

Dein alter ewig neuer Freund G. Keller.

117. An Marie Melos.

Zürich, 14. Dezemb. 81.

Verehrte Freundin, tugendreichstes Fräulein!

Ich nehme an, Sie seien jetzt mit der erlauchten Frau Schwester am Rhein, nach so viel Jahren, soweit wieder fest angesiedelt, daß Sie ein kleines Buch[1]) und einen Brief in Empfang nehmen und wenigstens letztern lesen können, obgleich nicht viel darin steht. Das Buch dürfen Sie mit Zeit und Weile auch lesen, bis es Sie langweilt; denn es scheint mir mit demselben endlich eine Art Nachsömmerlein aufzugehen, indem in Zeit von drei Wochen, seit es erschienen, schon die zweite Auflage gedruckt wurde, obschon die erste 1500 stark ist. Diesen nachträglichen Sonnenblick schreibe ich Ihrer freundlichen Altersgenossenschaft mit mir zu und dem Umstande, daß ich Ihnen zum letzten gemeinsamen Geburtstage so pünktlich gratuliert habe, so daß Sie wenigstens nicht vergebens am Schalter des groben Postbedienten zu Eisenach angeklopft haben. Das hat

[1]) „Das Sinngedicht."

ein guter Geist des schönen Thüringer Landes oder vielleicht die heilige Elisabeth selber im Himmel gesehen und ganz im stillen dem unbeholfenen aber frommen Werklein des kurzen Erdenmännleins eine Stätte bereitet. Wenn wir hoffentlich einst zusammen gen Himmel fahren, so werde ich mich an Ihre goldene Sternschleppe hängen und mich von Ihnen der Frau Landgräfin vorstellen lassen.

Einstweilen sehe ich noch wie ein Kaminfeger aus, wie Sie aus dem Bilde entnehmen, das ich in das Buch lege. Der Photograph ist an der Mundpartie des in Öl gemalten Originals gescheitert, weil die Farben resp. der Firnis zu sehr glänzten.

Ich denke, die beiden Schwesterdamen seien in besserer Gesundheit, als im Oktober herrschte, nach Düsseldorf gekommen und jetzt im Kreise alter und neuer Freunde und Verehrer bestens wohnhaft. Besonders hoffe ich, daß dem Sohne Percy die mütterliche Pflege bereits wohltätig geworden sei, und wünsche guten Fortgang.

Grüßen Sie gütigst die Mama und den Sohn recht angelegentlich von meiner Seite und sich selbst, so treulich Sie können, indem Sie sich zu diesem Behufe vor den Spiegel stellen, von

Ihrem ergebenen Freunde G. Keller.

118. An Professor Adolf Exner.

Zürich (Bürgli), 16. Dezember 1881.

Lieber Freund!

Mit heutiger Post lasse ich unter Kreuzband mein letztes Geschreibsel[1]) an Sie abreisen, damit Sie sehen, daß ich noch an Sie denke. Die ersten siebenzig Seiten sind im Jahr 1855 in Berlin geschrieben. Genau an der abgebrochenen Stelle fuhr ich hier auf dem „Bürgli" im Dezember 1880 fort, als ob inzwischen nichts geschehen wäre. Vorher hab' ich aber den Franz Duncker, den ursprünglich bestimmten Verleger, der inzwischen um Vermögen und Verlagsgeschäft gekommen, mit ziemlichen Zinsen entschädigt, was er mit warmen Danksagungen aufnahm und behauptete, ich sei der einzige Freund, der ihn im Unglück nicht verlasse. So habe ich von meiner Faulheit und Liederlichkeit unerwartete Ehre aufgelesen und bewunderte meinen edlen Charakter, den ich gar nicht gekannt hatte.

Neulich war Johannes Brahms in Zürich und führte uns

[1]) „Das Sinngedicht."

seine schöne Meistermusik auf. Ich war mehrmals mit ihm zusammen, und er erzählte mir von Ihnen, z. B. daß Sie alle Ferien nach Italien gingen usw. Ich schwindelte auf sein Anraten ihm vor, daß ich einmal zu geeigneter Zeit nach Wien kommen und mit Ihnen über den Brenner gehen wolle. Gescheiter wird es aber sein, wenn ich meinerseits über den Gotthard gehe und Sie irgendwo jenseits treffe, wenn es so weit kommt.

Ich sollte freilich nicht von solchen Dingen schreiben, ohne zu wissen, ob Sie nicht etwa in irgendeiner Weise von dem Feuerelend berührt oder wenigstens davon in trüber Laune sind. Sie erinnern sich vielleicht der kleinen Wirtin Stucki auf dem Café Safran dahier? Diese häßliche, aber lebenslustige fünfzigjährige Person ging als Witwe, um sich des erworbenen Geldes zu freuen, vor einigen Jahren nach Wien und liegt jetzt auch in dem Schutte des Ringtheaters; denn sie ist unter den Vermißten verzeichnet. Als die Bourbakis in Zürich waren, hatte sie immer eine Korona französischer Offiziere um ihr Büfett herumstehen und machte tausend Späße.

Wie raucht sich denn Ihr Herr Stammhalter? Gedeiht er? Versteht er schon was vom Pfandrecht, oder steckt er noch im barbarischen Naturrecht der Windelvölker? Empfehlen Sie mich der schlanken Mama recht schön, soweit es mit einem solchen Shokinger möglich ist, wie ich bin.

Leben Sie wohl und essen Sie demnach nicht zuviel Zucker über dem Jahreswechsel, zu welchem ich Ihnen im voraus alles Gute wünsche samt Ihrem ganzen Zivilstandswesen. Ihr alter

Gottfr. Keller.

119. An Paul Heyse.

Zürich, 10. August 1882.

Allerdings, Du hochmütiger Grammaticide, stecke ich in diesem Augenblick in der ersten orthographischen Schwulität, da ich bei der Revision einer im Druck befindlichen Auflage der Züricher Geschichtchen wenigstens mit dem th am Schluß der Silben abfahren wollte und nun eine heillose Verwirrung entstanden ist. Aber nur um so hartnäckiger werde ich auf meinem plebejisch biedermeierschen Tun beharren, und im Gedichtmanuskript schlage ich allen Totenbeinen unbarmherzig das weichliche Knorpelfutter des d weg. Obwohl mein' fromme Mutter weint, da ich die Sache hätt' g'fangen an — ich hab's gewagt! ruf' ich Dir zu, trotz Deinem Wappenschilde! Aber freilich blutet mir

das Herz dabei, wenn ich in dem verwüsteten Buchstabengärtlein meiner Kindheit so einsamlich dastehe. Wenn man mich aber reizt, so fang' ich einfach wieder an, mittelhochdeutsch zu schreiben, und dann ist die Purifikation von selbst am Platze!

Deine liebliche Geneigtheit, ein bißchen in meine lyrische Hexenküche hineinzusehen, kommt einem schüchternen Wunsche entgegen, der mir mehr als einmal aufgetaucht ist. Ich habe allerdings hier niemand, mit dem ich mich über vorkommende Zweifel und Schwierigkeiten beraten kann; die Schulmänner und Literarhistoriker können nicht helfen, weil sie immer nur die Schulbänke vor sich sehen und vom Werden und Schaffen in der Wirklichkeit nichts kennen. Daher auch die verfluchte Oberlehrer-Kritik, die jetzt grassiert neben dem unsterblichen Sekundanerstil à la Julian Schmidt. Selbst Dichter wie Kinkel oder C. Ferd. Meyer, die selbst Schönes gemacht haben, kann ich nicht brauchen, weil ich kein Vertrauen zu ihnen habe. Warum? Weil ich nie ein mündliches oder schriftliches Wort von ihnen gehört oder gesehen habe, das in kritischen Dingen von Verstand und Herz gezeugt hätte. Solche Leute stellen sich im Verkehr auch immer bald verrückt, um den Mangel einer lebendigen Seele zu verbergen, den sie wohl fühlen.

Dich aber, lieber Freund, kann ich nicht mit einem dicken Manuskript und auch nicht mit einer sukzessiven Korrespondenz zugrunde richten, sowenig, als ich selbst dergleichen aushalten würde. Um Rettung verworfener Kindlein wäre es mir auch weniger zu tun, als um guten Rat hinsichtlich der Verwerfung noch mehrerer. Gedruckt wird noch nicht, ich habe noch gar keinen Verleger angefragt, vielleicht aus richtigem Instinkt. Wenn nun der Spätherbst noch schöne trockene Tage brächte, so würde ich vielleicht mit dem bis dahin fertigen Ungeheuer von Handschrift nach München kommen und Dich in einigen kurzen Sitzungen damit behelligen und Deinen Finger auf die mir besonders schadhaft erscheinenden Stellen legen, d. h. mehr auf ganze Partien als auf Schuldetails, alles, vorausgesetzt, daß Du alsdann auch munter und dazu aufgelegt wärest, und, wie gesagt, die kleine Reise Ende Oktober und anfangs November nicht zu naßkalt ausfällt.

Hoffnungen setze ich so dünne auf das Buch, als das Pflichtgefühl, mit dem ich es zusammenstopfle, dick ist. Und wie sollt' ich anders, wenn ein Maestro wie Signor Paolo sich über die Lauheit der Aufnahme seiner metrischen Werke zu beklagen hat, was übrigens zu hypochondrisch ist; denn Deine Bände werden eifrig gelesen und schön gefunden; allein es wird das als selbst-

verständlich betrachtet, wovon man nicht zu reden brauche! Und diejenigen, die reden könnten (oder konnten), halten dann weislich das Maul. Das große Publikum der Jugend und des gebildeten Alters gerät schon einmal hinter die Sache, wozu indessen eine kompakte handliche Ausgabe Deiner Lyrika beitragen würde. Ich will aber mir die Finger nicht länger verbrennen mit solchen naseweisen Trostreden wie neulich wegen des dramatischen Glückes, während Du bereits mit einem Heuwagen voll Lorbeeren einhergefahren bist. Zu dem Alkibiades in Weimar wünsche ich gerechtes Schicksal und fröhliches Genießen. Es wird hoffentlich doch für den letzten Akt eine eigene Dekoration und Einrichtung gemacht, wenn nicht für das Ganze!

Du hast Deine Ärzte und Freunde schön bemogelt, da Du offenbar die ganze Zeit, wo Du ruhen solltest, produziert hast, Dramen, Novellen und weiß Gott was! Nun kannst Du wieder nach dem Wolfe rufen, es wird niemand Mitleid fühlen als ich, der ich die Größe der Arbeitsleidenschaft aus deren Gegensatz, der Majestät der Faulheit, kennen und zu ermessen weiß, wie die Höhe eines Berges aus dem Abgrunde.

Empfehle mich grüßend Deinen edlen Damen und reise glückselig.

Dein ehrwürdig alter Freund G. Keller.

120. An Marie von Frisch.

Zürich, 13. Aug. 1882.

Verehrteste gute Frau und Freundin!

Es freut mich sehr, daß es Ihnen gut geht im Gebirge, und daß Sie eine so schöne Fähigkeit besitzen, es dankbar zu erkennen. Auch daß Sie sich so artig einstellen, meinen rundschauerlichen Weltruhm anzusingen, ist tugendhaft, und wenn ich Sie in der Nähe hätte, würde ich Ihnen ein Sechserl in den Hut werfen. Der Verfasser des bewußten Artikels ist aus der Schule des Professors Wilhelm Scherer, welche uns arme Lebende historisch-realistisch behandelt und mit saurer Mühe überall nur Erlebtes ausspürt und mehr davon wissen will, als man selbst weiß ꝛc.

Dieser Otto Brahm ist übrigens ein feines und gescheites Jüdchen und voll reinen Wohlwollens, wie die berühmten Juden des vorigen Jahrhunderts. Er hat sich nach verübter Tat neulich bei mir vorgestellt.

Das Feuerbachsche Büchlein[1]) habe ich noch nicht gesehen,

[1]) „Ein Vermächtnis."

sondern nur darüber gelesen, werde es aber jetzt kommen lassen. Wie die Makart und Comp. zu wenig, hatte Feuerbach zu viel, nämlich störrischen Ernst und etwas aufgeblasenen Idealismus. Es war kein glückseliges Geschlecht, so genial es war. Von Makart und Lenbach höre ich, daß ihre vor wenig Jahren gemalten Bilder auf der Ausstellung in Wien schon von fingerbreiten Rissen und Sprüngen bedeckt seien, wegen der leichtsinnigen Technik. Die wollen scheint's mit Gewalt nur für den Tag leben, wie die Theaterleute.

Dies Jahr gehe ich vielleicht ein bißchen (etwa acht Tage) nach München, wenn ich umgezogen bin, aber nicht weiter. Dagegen hoffe ich schon vom nächsten Jahre an, wenn ich gesund bleibe, ausgiebig Aufenthalte im Ausland zu machen, da meine Schwester dann nicht mehr so allein sitzen bleibt. Wir kommen in den Zeltweg zu wohnen, wo Zilla und Karibsis[1]) weilt, weswegen ich wahrscheinlich über die hohe Promenade gehen muß, wenn ich in die Stadt will.

Lassen Sie es sich ferner wohl sein, und grüßen Sie alle, sonderlich den Herrn Gemachel, und lassen Sie keinen Ihrer Buben in dem See ersaufen, wenn Sie noch am Ufer wohnen. Tausend Grüße

Ihr ergebener G. Keller.

121. An Theodor Storm.

Zürich, 22. September 82.

Sie haben es, trefflicher Freundesmann, nicht gut gemacht mit Ihrem Unwohlsein; hoffentlich haben Sie noch einen Teil des Sommers gerettet, der nach einem Briefe unseres Petersen so schön war in dortigen Landen. Hier ist nichts als Regen und Regen seit Monaten; man bedauert nur die armen Touristen, die nicht so gescheit sind, wie Sie und Petersen, und in ihren idyllischen Heimatslandschaften fein zu Haus bleiben. Es kriecht übrigens alles durch das Gotthardloch nach jenseits, wo sie nun auch Überschwemmung haben. Ihren „Hans und Heinz" werde ich mir sogleich zu Gemüt führen, sobald das Heft kommt. Es ist jetzt jedesmal eine Art Lebensfrage bei einer neuen Novelle. Was ist's? Wie ist's? usw. wegen der maßlosen Produktion, die sich jetzt breitmacht. Die Quelle originaler Anschauung und Erfahrung, das lebendige Blut fließt zwar nach wie vor selten genug; aber den Duktum hantieren sie bald alle gleichmäßig und schneiden einem dazu noch allerhand Knöpfe vom Rocke,

[1]) Frau Heim, mit der Keller damals zerfallen war.

die sie unverfroren auf ihren Kittel nähen. Da frägt man sich oft, ob es noch eine Aufgabe sei, den Kopf aus dieser Sündflut emporstrecken zu wollen. Nun, ich hoffe, mich an Ihrem Novum wieder zu kräftigen und zu erbauen. Am besten macht es Paul der Heyse, der fröhlich mit ganzen Flottillen auf der See einherfährt und das Zeugs unter seine Kiele bringt. Und so lassen Sie sich meine Grübelei auch nicht anfechten. Ihr Schwersinniger wird je nach dem physischen oder moralischen Ursprung des Übels zu heilen sein. Ich schreibe (ebenfalls sans comparaison) in solchen Fällen drauflos bis zu der schwierigen Stelle und mache dann Anstalt, das Ding einstweilen beiseite zu legen, worauf sich der mehr oder minder gute Ausweg freiwillig zu zeigen pflegt. Übrigens freut es mich, daß Sie einen so hübschen, vollen Rocken aufgesteckt oder „was auf der Staffelei" stehen haben; es lebt sich trotz alledem besser dabei und entschieden gesunder.

Neulich tat ich mir nicht wenig zugut, als ein Berliner Autor, Heinrich Seidel, mir ein Bändchen „Jorinde" 2c. schickte mit der Behauptung, er sei Ihr (Storms) und mein gemeinsamer Hochschätzer und Liebhaber, und als ich alsdann fand, daß der Mann auch was Rechtes kann und gut geschriebene kleine Geschichten macht.

Ihr Erich Schmidt ist ein geistiger und liebenswürdiger Geselle. Er gehört zwar zu der Scherersche Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen, als diese selbst. Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sicheren Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als gar nichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist.

Mein nebliges Gedicht[1]), dessen Sie erwähnen, ist nicht so persönlich gemeint, wie Sie es auffassen. Die Worte „ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit" beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei Euch, wie bei uns, soweit es die an der Oberfläche Treibenden betrifft; sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen!

Mit den drei Auflagen des „Sinngedichts" während des ersten halben Jahres, und zwar zu 1500 die Auflage, hat es

[1]) „Land im Herbste."

seine Richtigkeit, scheint aber jetzt genug zu sein. Der Verleger versteht jedenfalls den Handel und betreibt ihn auch gehörig. Er wird auch die Gedichte drucken. Ich hatte nämlich Heyse gesagt, ich wüßte noch nicht, wem ich sie anbieten solle, worauf Meister Paolo sofort Herrn Hertz aufstachelte, an mich zu schreiben, was er auch ganz zuvorkommend tat. (An diesem „tat" bemerken Sie, daß ich bereits in der neuen Orthographie schwimme!) Leider muß ich jetzt mein armes Manuskript auf Wochen hinaus sistieren, da der Wohnungswechsel vor der Türe steht und schwerfällig genug ausfallen wird für uns zwei alte Leutchen. Die gute Schwester nimmt alles viel zu schwer und zu disputierlich. Sie befindet sich besser als im Frühjahr; allein sie ist eben im allgemeinen schwächlich geworden und ist puncto alte Jungfer auf die unglücklichere Seite dieser Nation zu stehen gekommen. Ihre freundlichen Grüße tun ihr gut, und sie erwidert dieselben höflichst. Ich muß sie aber jedesmal mit einer gewissen Trockenheit anbringen, wenn sie wirken sollen.

Nun gehaben Sie sich wohl und seien Sie schönstens bedankt für Ihre Teilnahme.

Ihr Gottfr. Keller.

122. An Theodor Storm.

Zürich, 21. November 1882.

Liebwertester Freund und Storm!

Endlich fließt mein durch allerlei Trubel gestörtes Wässerlein wieder so ruhig, daß auch die leichten Briefblätter darauf schwimmen können, wie üblich. Mein Wohnungswechsel verlief widerwärtig und mühevoll. Das Gerümpel eines seit 1817 bestehenden Haushaltes mit noch dreißig Jahren älteren Nichtswürdigkeiten, die sich immer mitschleppen, war wie verhext und von Bosheit besessen. Beim Öffnen einer alten Schachtel fand ich unser ehemaliges Taufhäubchen von rotem Sammet, worin vermutlich die sechs „gehabten" Kinder der Mutter getauft worden sind. Eine dabei liegende dicke seidene Fallmütze in Form einer Kaiserkrone war mir bekannt, und ich wußte, daß ich sie selbst getragen hatte. Nun gut, eine Stunde später purzelte ich von der Bücherleiter mit einem Armvoll Bücher hinunter und schlug den Schädel beinahe zuschanden; man mußte mir die Schramme zunähen. Es war Sonntags am 1. Oktober, nachdem ich, wie gesagt, vorher meine Kinderfallmütze in der Hand gehabt von Anno 1820 oder 21. In diese Ironie des Schicksals mischte sich noch ein Tropfen Selbstverachtung; denn die Schuld des Sturzes

lag in einer meiner Charakterschwächen. Ich war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffeln für den Winter zu kaufen; da er keine passenden von der verlangten Art hatte, ließ ich mir mit offenen Augen ein Paar aufschwatzen, das für meinen Fuß $1^1/_2$ Zoll zu lang war, eben weil ich nie den Mut habe, aus einem Laden wegzugehen, ohne zu kaufen. In diesen Pantoffeln blieb, wenn ich darin stand, vorn vor den Zehen ein leerer Raum, und auf diesen trat ich, als ich, von der Leiter heruntersteigend, die untere Stufe suchte.

Derlei Ärgernis hat mich denn auch verhindert, vor Mitte Oktober auf das Museum zu gehen und Ihre „Kirchs" aufzusuchen. Und als ich die Hälfte gelesen und nach einigen Tagen wieder hinging, war der „Westermann" des Monats verschwunden und ein neuer an der Stelle, ganz ausnahmsweise; denn gewöhnlich kommt das Heft immer zu spät. So habe ich einstweilen nur sehen können, daß Sie mit kräftiger Hand, wie immer, geschrieben oder vielmehr geschafft haben, und obgleich ich die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen, sonst nicht liebe (als poetische Gestalten), so habe ich doch schon gesehen, daß die Sache hier so sein muß, um die neue Schöpfung Ihrer Resignationspoesie (wie Ihr wackerer Erich Schmidt es so hübsch demonstriert) organisch zu gestalten. Ich habe das Ende der Novelle schnell angesehen und muß nun noch das Zwischenschicksal des Sohnes erfahren. Die Wendung mit dem unfrankierten Brief ist ebenso schauerlich als verhängnisvoll. Man fühlt mit, wie wenn der alte Geldtropf ein Schiff voll lebendiger Menschen in die brandende See zurückstieße. Ich werde mir das Heft nächstens mit Beschlag legen, sobald es der fortschlepperische Verehrer wieder abgeliefert hat.

Nun sind auch die Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer erschienen. Sie sollten sich den Band ansehen oder vielmehr fest anschaffen; es würde Sie nicht gereuen, und Sie werden an diesen langen Winterabenden auch Ihre Damen mit mehr als einer guten Vorlesung regalieren können. Auch dem Herrn Sohn, dem Juristen, würden die Sachen Freude machen.

Übrigens wünsche ich Ihnen, wie Freund Petersen, ein ausgiebig genießliches, feierlich geschäftiges Herannahen der Jultage mit hundert Vorschmäcken, namentlich einen gelungenen Märchenzweig, und hoffe, daß das Notwendigste, eine gute Gesundheit, dermalen reichlich vorhanden ist. Schönste Grüße von

Ihrem

G. Keller.

123. An Hans Hoffmann[1].

Zürich, 15. Dez. 1882.

Verehrtester Herr!

Wenn man alt wird, so erlebt man allerlei Mirakel und Abenteuer, die man sich nicht geträumt hätte. Meiner Gebrechen wohl bewußt, hätte ich mir nie eingebildet, einen so formidabeln Gönner zu besitzen, der sich als Unikum und Insasse meiner angeblichen Schule darstellt und von der Plebs sogar der Nachahmung beschuldigt wird. Gut, daß ich bei der Lektüre Ihrer trefflichen Schriften hiervon nichts merkte, sonst hätte mir der aufsteigende Dünkel den reinen Eindruck gewiß verdorben. So will ich denn Ihre freundlichen Flattusen auch nachträglich cum grano salis einnehmen und als Blüte verwandter Neigung, gemeinsamer Urquelle betrachten.

Ferner bedanke ich mich schönstens für die gütige Schenksendung. Der Perikles war mir noch neu und überraschte mich schon der vorzüglichen Erfindung wegen oder wie Sie es nennen wollen.

Was endlich die Zueignung Ihres nächsten Buches betrifft, mit welcher Sie mich beehren wollen, so will ich mich nicht widerspenstig anstellen und auch in dieser Hinsicht Ihrem Wohlwollen den Lauf lassen.

Und allerendlichst erlaube ich mir, noch einen Zufall zu benutzen. Erst vor einigen Tagen hat mir ein Berliner die Adresse der Frau Lina Duncker mitgeteilt, und nun sehe ich, daß Sie im gleichen Hause wohnen. Nun erhielt ich vor einiger Zeit, wahrscheinlich von der Hand genannter Dame, eine Verlobungskarte ihrer Tochter, die ich mit einer Gratulationskarte erwidern möchte. Darf ich Sie wohl bitten, beiliegendes Schnipsel der

---

[1]) Abgedruckt mit Erlaubnis von Dr. Conrad Höfer, der den kurzen Briefwechsel zwischen Keller und Hoffmann (8 Briefe) in einem Privatdruck veröffentlicht hat. — Hoffmann hatte wegen der Widmung am 4. Dezember 1882 geschrieben: „Es ist mir darum zu tun, nicht nur im allgemeinen meine tiefe Verehrung damit auszudrücken, sondern auch ganz besonders Zeugnis abzulegen, welchem Einflusse und welcher ‚Schule' ich das Beste in meinen Arbeiten zu verdanken glaube. Für schärferblickende Leser wäre das allerdings kaum mehr nötig, bin ich doch schon oft genug von privaten und öffentlichen Kritikern als Ihr Schüler bezeichnet worden; aber eben darum möchte ich betonen, daß ich mit Bewußtsein und Absicht bei demjenigen Meister zu lernen suche, der mir unter den Zeitgenossen als der beste erscheint. Man hat mir auch gelegentlich diese Gefolgschaft spöttisch als ein ‚Nachtreten' aufgemutzt, doch ich tröste mich darüber, mir scheint es rühmlicher, ein leidlicher Schüler eines großen Meisters zu sein als ‚ein Narr auf eigne Hand'." — Hans Hoffmanns im Jahre 1884 erschienenes Buch „Im Lande der Phäaken" enthält die Novellen: „Die Neraide", „Der Erzengel Michael", „Die Photinissa" und „Perikles, der Sohn des Xanthippos". Es war „Gottfried Keller ehrfurchtsvoll gewidmet."

Frau Duncker, die Sie gewiß kennen, zur weiteren Beförderung zu übermitteln und eine grüßende Empfehlung von mir beizufügen?

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Ihr dankbarer

Gottfr. Keller.

124. An Marie von Frisch.

Zürich, 29. Dezember 1882.

Verehrte Frau Professor!

Schönen Dank für Ihren guten Weihnachtsbrief und nehmen Sie dagegen meine bestgemeinten und aufrichtigsten Neujahrswünsche für Mann, Kinder und alle Anverwandten, den klassischen Hofrat nicht ausgeschlossen, ebenso huldvoll auf. Lassen Sie uns traulich die leeren Hände gegenseitig schütteln und uns um so wohler dabei fühlen, als auch ich von den Mühseligkeiten der Herbeischaffung von ein paar miserabelen Patengeschenken, deren Empfängerlein man mir auf meine alten Tage noch aufgesalzen hat, schon demoralisiert bin.

Also Sie haben eine alte Mühle am Bergsee gekauft; ohne Zweifel wird auch ein Mühlbach da sein, mit aller Zubehör, so daß es losgehen kann mit einer neuen Serie Müllerlieder vom Wolfgangsee. Nun, mahlen Sie nur ein recht schönes, lustiges, weißes Mehl alle Sommertage Ihres Lebens hindurch, bis das dunkle Haar sich davon zu bestäuben anfängt; Sie brauchen dann keinen Puder zu kaufen, um es zu verbergen; aber noch lange sei es bis dahin!

Unser Umzug war so beschwerlich und langweilig als möglich und hat mich, mitten aus der behaglichen Arbeitsstimmung heraus, manche Woche gekostet. Zum Überfluß purzelte ich aus ziemlicher Höhe beim Einpacken von der Bücherleiter herunter und zerschlug mir auf dem Boden den Hinterkopf. Ich hielt mich eine Weile für kaput, bis ich merkte, daß ich eine solche Betrachtung nicht anstellen würde, wenn es der Fall wäre. Die Narbe juckt mich aber jetzt noch zuweilen. Indessen hab' ich doch wieder eine Anzahl Verse gemacht, die sich aber vielleicht dennoch als schädelbrüchig ausweisen, wenn sie auskommen. Übrigens wohnen wir nicht in den Escherhäusern, sondern ein paar hundert Schritte weiter hinaus. Die souveräne meilenweite Rundsicht der früheren Wohnung ist freilich in einem Häuserkomplex untergegangen, und ich muß mich mit der Hoff-

nung trösten, vor Torschluß noch ein freundlicheres Asyl zu finden. Inzwischen wird gebüffelt, soweit es der infame Straßenspektakel erlaubt, der in dem früher so stillen Zeltweg herrscht. Ich hatte keine Vorstellung davon.

Eine allerliebste Wohnung oder zwei habe ich wegen einiger lausiger hundert Franks mehr Miete oder sonstiger Phlegmatik verpaßt, was mir recht geschah. Solang es nur logisch zugeht in der Welt, bin ich guten Mutes.

Nun leben Sie bis zum nächsten Anlaß tapfer und fröhlich, wie immer, mit allen Ihrigen und bleiben Sie ein wenig gewogen Ihrem alten

Gottfr. Keller.

125. An Wilhelm Petersen.

Zürich, 1. Juli 1883.

Verehrter Freund!

Sie haben mir eine so liebenswürdige Exekutionsmannschaft[1]) ins Haus geschickt, daß ich mich endlich aus meiner Zerstreuung zusammenlesen muß, um den flatternden Faden unserer Korrespondenz wieder aufzufangen. Die beiden zierlichen Figuren, der St. Georg und der liebliche jugendliche Heilige oder Chorsänger mit dem Buche, sind wohlbehalten angekommen, und ich danke Ihnen allerschönstens für diesen neuen Beweis Ihrer unerschöpflichen Güte. Ich glaube auch daraus entnehmen zu können, daß Sie wohlauf und guter Laune sind, obgleich Sie dies Jahr nicht südwärts geflogen zu sein scheinen.

Ich habe irgendwo eine Ansicht des Schleswiger Altares liegen und wollte sie nur gleich hervornehmen, um die Stelle zu ermitteln, wo die beiden Figürchen stehen, fand aber das Blatt nicht, obgleich es sicher da ist. Es wird unvermutet zum Vorschein kommen. Dagegen hat sich die alte Schachtel mit den Kinderhauben aus dem Umzugsströdel wieder entwickelt, und wenn Sie in der Tat einen Spaß dran haben, so sollen Ihnen diese bescheidenen Kleinodien nicht entgehen[2])!

Ich bin mit meinen Arbeiten im abgelaufenen Semester nur langsam vorwärtsgekommen. Ich selbst war etwas unwohl mit einer Art Rose und Furunkelei am Halse; die Schwester ist kränklicher geworden, jetzt zwar befindet sie sich wieder etwas besser; allein im Beginn des Frühjahrs hatte sie einen ernstlichen Krankheitsanfall, der sie wochenlang ans Bett fesselte. Die

[1]) Zwei Brügaemanniche Figuren in Gips.
[2]) G. Kellers Taufhäubchen und Fallmützchen.

Gedichte, deren Redaktion ich bis zuletzt fortbetrieb und weiterspann, sind demnächst endlich fertig gedruckt; es gibt etwa dreißig Bogen, aber ziemlich kompreß gedruckt. Ich erwarte keine hochzeitlichen Freuden davon; allein es mußte noch geschehen, um den Spaß den unberufenen Nachlaß-Trüffelhunden vorwegzunehmen.

Ich denke mir, daß Sie diesen Sommer sich mit den Kindern tüchtig in der grünen Natur herumtummeln. Möge es Euch allen wohl bekommen. Hierzulande ist nach einem herrlichen Maimonat ein regnerischer, doch nicht kühler Juni gefolgt und seit acht Tagen aber wieder heißes Sommerwetter eingetreten.

Seit 1. Mai ist eine sogenannte Landesausstellung in Zürich, die bis zum Oktober dauert und unendliches Volk aus allen Winkeln der Schweiz herbeizieht. Dabei tägliche Musikaufführungen und Konzerte. Das Orchester der Skala in Mailand, deutsche Regimentsmusiken, unser Tonhalleorchester, eine gewaltige Uhrmachermusik aus La Chaux-de-fonds, Regatten mit Ruderklubs aus Paris, Lyon, München, Frankfurt, kurz Höllenspektakel. Das beste ist noch eine Kunstausstellung neuer und alter Sachen in einem allerliebst gelungenen Holzbau im griechischen Tempelstil ganz mit Gipsstuck bekleidet; in prächtig beleuchteten Sälen sind zwar nur etwa 600 Bilder neuester Zeit und einige Skulpturen, aber es darf sich doch sehen lassen. Unter den alten Sachen ist eine starke Sammlung gemalter schweizerischer Glasscheiben das wertvollste; manche kostbare Scheibe ersten Ranges dabei.

Ich habe auch ein Geschäftchen dabei gemacht, nämlich eine Festkantate für die Eröffnungsfeier am 1. Mai, die gesungen und musiziert wurde trotz der sehr mittelmäßigen Verse. Vier Wochen später wurde ich mit dem Komponisten zu einem „Erinnerungsbankettchen" vom Zentralkomitee geladen und am Schluß mit einem goldenen Chronometer beschenkt, den der Hauptexperte und Juror im Uhrenwesen für mich ausgesucht hatte. Er geht auch auf die Minute. Ich aber war über diese unerhörte Generosität und Honorierung, da ich an gar nichts dergleichen gedacht, so verblüfft, daß ich in meinem Dankspruche mich unter die Bäume verirrte und diejenigen Leute leben ließ, welche die Bäume stehen lassen! Man hatte nämlich in einer alten Parkanlage einige schönere Bäume geschlagen, um Raum für die Gebäude zu gewinnen. Die Herren stießen auf die Grobheit dennoch tapfer mit mir an und schrien hoch! Der Komponist, der hiesige Kapellmeister Hegar, bekam ein Ölbild, Landschaft, das auf der Ausstellung hängt, in prächtigem Rahmen.

Doch genug des Schwindels! Nächstens muß ich an Theodor Storm auch einmal schreiben. Sollten Sie ihn vorher sehen, so bitte ich, denselben bieder zu grüßen. Meine besten Empfehlungen an Ihr Haus Ihr alter

Gottfr. Keller.

126. An Maria Knopf.

Zürich, 14. Aug. 1883.

Hochverehrte Frau!

Von ein paar Sommerfesten zurückkehrend wie ein Kirmesbauer, der an die Arbeit gehen will, finde ich Ihre sehr gütige Überraschung in Gestalt des Kirschwassers vor. Dasselbe ist allerdings viel zuverlässiger als die Lobestitel, welche Sie mir zukommen lassen, und auch hierzuland eine Rarität ersten Ranges, obgleich dies Jahr es wieder einmal Kirschen gegeben hat.

Die Art Ihrer wohlwollenden Sendung, die lakonische Unterschrift des freundlichen Briefes und die obwaltende Dunkelheit der Provenienz zwingen mich, die Wohltat über mich ergehen zu lassen und mich auf einen dürftigen Ausdruck meines herzlichen Dankes zu beschränken.

Ich bitte Sie aber, die gütigen Andeutungen von Wiederholungen nicht verwirklichen zu wollen, da ich dergleichen Dinge nicht zu vergeuden, vielmehr möglichst in Ehren zu halten pflege, so daß sie eine anständige Zeit vorhalten. Zudem muß ich noch hoffen, daß Sie nicht den würdigeren Urheber des Geistes zu meinen Gunsten etwa beraubt haben.

Erlauben Sie mir beizufügen, daß auch dies Lebenszeichen einer mir unbekannten beifälligen Seele mich natürlich sehr gefreut hat: denn ein Mensch ist man ja immer. Sollte ich durch etwaige literarische Übeltaten Ihre Gunst aber verlieren, so lassen Sie weislich es mich nicht wissen, sondern verhalten sich bedeutsam stille, womit ich mich in dankbarer Ergebenheit empfehle

Ihr Gottfr. Keller.

127. An Ernst von Wildenbruch.

Zürich, 26. September 1883.

Sehr verehrter Herr und Meister!

Da Sie nun wohl nach Berlin zurückgekehrt sein werden, will ich nicht länger zögern, Ihnen die glückliche Ankunft der fünf stattlichen Bände zu melden, die gleich ebensoviel bewimpelten Schiffen siegreich bei mir einliefen. Es gibt Gemeinplätze,

welche man so wenig entbehren kann als die Bemerkungen über Sonnenschein und Regen. So haben Sie die geistreiche Vergleichung mit Ihrem Mitbürger Heinrich von Kleist gewiß schon oft hören müssen; und trotzdem muß ich auch noch kommen und Ihnen sagen, daß ich nach der ersten Lektüre den Eindruck empfand, als ob jener Mann aus dem Grabe erstanden, vielmehr nie gestorben wäre und mit gesundetem Herzen und geklärter Seele in seinen letzten Jahren unter uns lebte.

Ich danke Ihnen, Verehrtester! aus allen Kräften und vertraue mit allen Sinnen auf eine weite, glückliche Fahrt! Meine Wünsche flattern mit Ihrer Flagge. Meinerseits habe ich einen dicken Band von Gedichten zusammengerafft, wie sie ein vierundsechzigjähriges Leben mit sich gebracht. Wenn Ihnen der Verleger demnächst ein Exemplar zustellt, so haben Sie die Güte, die Widersprüche des Buches, Wahrheit und Irrtum, Form und Unform mit derjenigen Nachsicht zu betrachten, welche wir allen menschlichen Gebrechen angedeihen lassen. Wenn Sie mich fragen, warum ich denn ein solches Buch noch herausgebe, so ist die Antwort: Um den bekannten Nachlaßmardern zuvorzukommen, die mit noch weniger Kritik den Handel besorgen würden!

In der angenehmsten Erinnerung an die Stunden, welche mir Ihr freundlicher Besuch gewährt hat, grüße und verharre ich als

Ihr mit größter Hochachtung ergebener G. Keller.

128. An Maria Knopf.

Zürich, Okt. 1883.

Verehrteste Frau!

Ich kann mir Ihr Schreibverbot doch nicht so ohne weiteres gefallen lassen, um mir nicht allzu starke Formen des Undankes anzugewöhnen. Auch ein alter Mensch ist dem Laster noch zugänglich, wenn er noch so nötig hat, sich vor Torschluß zu bessern. Ich habe daher, um sowohl den Ungehorsam wie den Undank zu mäßigen und eine Mittelstraße einzuschlagen, eine Weile gewartet und komme nun doch hinterdrein, für Ihre neue Großmut in Gestalt einer Pomona mit dem Fruchtkorbe meinen demütigen Dank zu Füßen zu legen. Sie haben gewiß den zierlichsten jungen Birnbaum geplündert oder gar mehr als einen, und nun sind die herrlichen Früchte die schönsten Vorbilder eines stillen beschaulichen Ausreifens, welche Kunst auch nicht jedem Menschenkinde geläufig ist. Mürbe wird man schon, aber nicht süß.

Ich wünschte nur zu wissen, was es für Geschichten sind, die mir Ihr Wohlwollen zugezogen haben; vielleicht träfe es sich, daß Sie noch nicht alles gesehen, und ich fände Gelegenheit, Ihnen das eine oder andere nachträglich als kleines äußeres Zeichen von Erkenntlichkeit zu senden.

Es ist mir unbekannt, ob Sie auch in der schlechteren Jahreszeit in dem Landhause wohnen; ich denke aber, der Brief werde Sie, hochverehrte Dame und Gönnerin, unter der Adresse Ortenberg wohl erreichen.

Ihr mit geziemendster Hochachtung ergebener

Gottfr. Keller.

129. An Professor Erich Schmidt.

Zürich, 12. Dezember 1883.

Verehrter Herr Professor!

Sie haben mich durch die gütige Übersendung Ihres „Lessing" in die günstige Lage gesetzt, mich mit dankbarer Gesinnung direkt an Sie wenden zu können, nachdem ich durch Ihre Schriften und gemeinsame Freunde so viel Gutes von Ihnen erfahren.

Für jetzt kann ich, während das Buch auf meinem Tische liegt, nur meine Bewunderung ausdrücken, wie es möglich ist, den alten Marmor so vollkommen zu einem neuen Bildwerk umzuhauen. Und so instruktiv zu sein, ohne die Spannung zu beeinträchtigen.

Daß Sie das bescheidene Gänseblümchen meines Namens sinngedichtlichen Andenkens so großmütig an das Vorwort gehängt haben, darf ich nicht verschämt unerwähnt lassen, sondern mache meinen anständigen Knicks, gleich einem eitlen Poetlein.

Ich wünsche Ihnen alles Glück zur Vollendung des sonnigen Werkes.

Vor ein paar Jahren war ich schon einmal auf dem Punkte, an Sie zu schreiben, als Sie anläßlich des Todes Berthold Auerbachs in einem Wiener Blatte einen Aufsatz erscheinen ließen und unter anderm eine meine Wenigkeit betreffende Anekdote anführten, wie mir Auerbach dreimal einen Artikel über mich zugesandt und mich endlich an ein dankbares Lebenszeichen gemahnt habe, worauf ich drei Dankbriefe oder Empfangsanzeigen zugleich abgesandt hätte. Hieran war kein wahres Wort, als daß ich, nachdem der bezügliche Artikel in der „Deutschen Rundschau" erschienen war, wohl ein halb dutzend Male daran war, an Meister Berthold zu schreiben, aber seltsamerweise jedesmal

zufällig gleichzeitig in Zeitungen las, daß Auerbach da oder dort auf Reisen sei! Dann schob ich es natürlich immer wieder auf, und so wurde es überhaupt zu spät.

Solcher Schnurren sind damals mehrere, wahrscheinlich von Berlin aus, in Umlauf gesetzt worden; sogar die Begräbnisfeier im Schwarzwald mußte dazu Anlaß geben. Ich hatte für die Familie einen anspruchslosen Kondolenzbrief hingeschickt, welcher sofort zu einer baren Lüge benutzt wurde.

Daher wollte ich wenigstens Ihnen eine kleine Aufklärung über die Natur dieser wunderlichen Mythen zukommen lassen, fand aber dann nicht für schicklich, wegen solcher Lappalien ein Weiteres an den Trauerfall zu knüpfen. Jetzt aber verlockt mich die Geschwätzigkeit des Behagens an Ihrem Geschenk dazu, was Sie mir zugut halten wollen!

Ihr dankbar ergebener Gottfr. Keller.

130. An Maria Knopf.

22. Januar 1884.

Verehrtes Fräulein!

In Ihrem gütigen Briefe vom 16. November haben Sie eine so liebenswürdige und anmutige Schilderung von sich selbst gemacht, daß ich mich nicht sympathischer erweisen zu können glaubte, als wenn ich meiner Trägheit den Zügel schießen ließ, um die holde Bequemlichkeit, deren Sie sich so artig beschuldigen, zu überbieten. Das hatte ich zwar nicht einmal nötig; denn von meiner Faulheit zeugt ja schon der kleine Katalog meiner Ihnen bekannten Werke, den Sie mir mitteilten, und der trotz seiner Kürze so vollständig ist, daß ich Ihnen nicht ein noch ungelesenes Buch senden konnte, das aus meiner Fabrik hervorgegangen!

Ich habe zwar immer vor, mich noch recht fleißig zu erweisen, wobei ich auf die Langeweile, Geiz, Eigensinn und andere Übel rechne, welche manchen alten Leuten anhaften und sie zur Tätigkeit anspornen; allein ich bin noch keineswegs sicher, ob die Torheiten bei mir einen so günstigen Verlauf nehmen werden.

Nun danke ich Ihnen aber auch allerschönstens für die neuste Güte und den freundlichen blumigen Weihnachtsgruß! Sie sind ja eine stete reizende Wandelbarkeit in aller Ruhe, deren Sie sich erfreuen! Aus einer würdigen Matrone, die ich mir vorstellte, ist ein Fräulein, sogar eine Senatorstochter[1]) geworden, aus der Gärtnerin vom Schwarzwald eine Zuckerbäckin wie man

[1]) Fräulein Knopfs Vater war Senator in Frankfurt a. M.

hier zu sagen pflegt); denn ich bin schon so vorwitzig, mir einzubilden, daß das süße Hausgebäck unter Ihrer eigenen Aufsicht entstanden sei.

Die Vorstellung solchen Fleißes hätte mich fast verleitet, an einem kleinen Roman, den ich jetzt schreibe, rascher zu arbeiten und das tägliche Pensum zu vergrößern; jedoch fürchtete ich bei reiflicher Überlegung, Ihnen durch ein so tobsüchtiges Gebaren zu mißfallen, was ich nicht wünschte.

Soeben fällt mir ein, daß im letzten Spätjahr „Gesammelte Gedichte" von mir erschienen sind, die zwar kein Damenbuch genannt werden können und zum guten Teil Ihnen schon bekannt sind. Ich werde mir daher erlauben, Ihnen den unförmlichen und sehr problematischen Band gelegentlich doch zu senden und Sie zu bitten, die alten, noch kruden Wildlinge, die Sie haben, dafür zu verbrennen.

Da der Januar noch nicht vorbei ist, so schließe ich meine herzlichsten Wünsche für gegenwärtiges Schaltjahr an. Möge dasselbe Ihnen seine 366 Sonnen wenigstens in der Seele schön und gleichmäßig heiter aufgehen lassen und über Ihrem und des Kaisers Reich freundlich hinweggehen.

Ihr mit größter Hochachtung ergebener Gottfr. Keller.

131. An Maria Knopf.

Zürich, 27. Mai 1884.

Verehrtestes Fräulein!

Also bin ich leider zu spät gekommen mit meinen Gedichten[1]), was mir sehr leid tut, besonders da ich Ihnen damit noch einen Brief abgepreßt habe, was mich hinwieder amüsiert.

[1]) Er hatte folgende Widmung hineingeschrieben:

Für die holden Frühlingsblüten,
Die der Ostermorgen brachte,
Folgt zurück ein Wintergärtchen
In Herbariumsgestalt,
Drin das Blumenheer von mehr als
Vierzig Sommern liegt gebettet,
Gänseblümlein, wilde Röschen,
Distelzeug und Sauerampfer;
Friedlich alles lang verblichen.
Denn da nun die trocknen Kräuter
Florens frische Kinder wittern,
Rauscht es in den dürren Blättern
Wie ein leiser Hauch von Lenzluft,
Und sie regen sich zu danken
Für den milden Ostergruß.

Zürich, 16. April 1884. G. K.

Die Beschreibung Ihres Wohnsitzes im Sommer, sowie die gütevolle Anlockung, denselben zu sehen, sind sehr reizend, besonders auch der Punkt wegen der Handschuhe, und wenn ich einmal wieder, wie ich vorhabe, dazu komme, den deutschen Norden und was auf dem Wege liegt, zu besuchen, so werde ich gewiß trachten, den kleinen Seitensprung auszuführen. Dies Jahr werde ich es schwerlich tun können; ich lebe mit einer kränklichen Schwester zusammen, die ich nicht allein lassen kann, ehe sich ihre Gesundheit etwas mehr befestigt hat oder wenigstens in einen gewissen Beharrungszustand getreten ist, der keine plötzlichen Änderungen befürchten läßt.

Sollten Sie aber mit Ihrem verehrten Herrn Papa, dem ich mich dankend höflichst empfehle, wirklich einmal hier „vorbei kommen", ehe ich dorthin gelange, so werde ich Ihnen mit Freuden meine Aufwartung machen, so herrlich ich es auf meinen kurzen Beinen vermag!

Mein Roman[1]), nach welchem zu fragen Sie so freundlich sind, wird wahrscheinlich im Herbst zunächst in der Deutschen Rundschau kommen, worauf ich dann etwas rascher weiterkutschieren werde, solang es mit der Schreiberei noch gehen will.

Diese Zeilen adressiere ich für alle Fälle noch nach Frankfurt in der Voraussetzung, daß sie Ihnen nachgesandt werden, und nun wünsche ich Ihnen recht frohe und sonnige Monate und die unverminderte Fähigkeit, dieselben zu genießen.

Ihr für die große Freundlichkeit dankbarer und aller Hochachtung voller

G. Keller.

132. An Nietzsche.

Zürich, 28. Sept. 1884, 27. Zeltweg-Hottingen.

Hochverehrter Herr!

Da ich annehme, Sie werden nun wohl hier angekommen und einlogiert sein, so bin ich so frei, Ihnen hiermit meine Wohnung zu bezeichnen; ich hoffe, Ihrem werten und willkommenen Besuche darin entgegensehen zu dürfen, um Sie persönlich zu begrüßen, indem mir das am einfachsten zu sein scheint.

Für Ihren Zarathustra danke ich herzlich bei diesem ersten Anlasse; denn bei dieser, wie einer früheren gütigen Zusendung,

[1]) Martin Salander.

war mir nicht klar ersichtlich, wohin ich einen Dankbrief hätte adressieren können.

Ihr mit vollkommener Hochachtung
ergebener und grüßender
G. Keller.

133. An Maria Knopf.

Zürich, 21. November 1884.

Höchstgeehrtes Fräulein!

Da hier der erste Schnee gefallen ist und Sie wohl auch wieder in Ihre ehrwürdige Stadt[1]) gezogen sind, will ich ebenfalls meine Mutlosigkeit überwinden und endlich Ihren gütigen Herbstgruß vom 15. September erwidern. Denn mit der Untugend obigen Namens haben Sie mich angesteckt, weil Sie mit Ihren Drohungen, mir nicht schreiben zu wollen, fortwährend unsere schöne dicke Freundschaft zu kündigen scheinen.

Wiederum hat mir Ihre schreckbare Demut, der ich allerdings nicht recht traue, die Sorge geschaffen, ich sei bei Ihrem huldreichen Besuche am Ende unartig und schnöde gewesen, was just nicht unmöglich ist, wenn auch ohne Absicht und Willen. Die Nachlässigkeit freilich, mit der ich den jungen Berliner Herrn[2]) die Damen nach dem Hotel zurückbegleiten ließ, statt es selbst zu tun, habe ich nachher blutig bereut, als er erzählte, die Herrschaften seien in der dunkeln Regennacht weit herumgeirrt! Noch jetzt kann mich kaum die Erinnerung an die angenehme kleine Gesellschaft am Fuße des hohen schlanken Ofens[3]) trösten, und ich sehe Sie noch vor dem zierlichen Gebäude sitzen, wie die Figur einer Muse am Piedestal eines Denkmales.

Sie müssen aber mit Fräulein B.... wiederkommen; hoffentlich werden wir dann bei schönem Wetter vorher eine Fahrt auf dem See oder auf einen Berg machen können.

Meine Schwester dankt schönstens für Ihren freundlichen Gruß und erwidert denselben bestens.

Ich bin leider immer noch mit meinem Roman beschäftigt, welcher etwas ernsthaft werden sollte und fast nicht will, obgleich die Zeit, die ihn eingegeben, schlimm genug ist.

Lassen Sie sich nichts anfechten und leben Sie froh und klug nach Ihrer Art in diesen Winter hinein.

Ihr mit allen Grüßen ganz ergebenster Gottfried Keller.

[1]) Frankfurt a. M.
[2]) Otto Brahm.
[3]) In der „Meise".

134. An Professor Adolf Exner.

Zürich, 16. Januar 1885.

Lieber Freund!

Sie haben mich mit Ihrer Magschaft in der Josefstädter Straße neuerdings zusammen in Dankverpflichtung gesetzt, welcher ich annäherungsweise der Frau Schwester gegenüber in einem Briefe Ausdruck zu geben suche. Wollen Sie die bezügliche Stelle sich gelegentlich dorten vorlegen lassen und gütige Notiz davon nehmen, so kann ich hier gleich zu einer andern Materie übergehen und Ihnen für den Brief vom 20. Juli v. Js. danken, den ich immer noch zur Beantwortung auf dem Tisch liegen habe.

Ihre Mitteilungen über die in Berlin gehörten Gespräche über mein corpus lyricum haben mich sehr interessiert[1]); ich denke zum Teil um kein Haar besser von dem Backstein von Band, zum Teil erkenne ich aber auch die notorische Erscheinung, daß dort seit 1866 viel Leute zusammengelaufen sind, die nicht mehr recht Hochdeutsch verstehen und alles für fehlerhaft halten, was nicht neusächsisch oder plattdeutsch anklingt. Es gibt jetzt bereits Verfasser von poetischen Lehrbüchern, welche durch ihre Demonstrationen unbewußt dartun, daß sie die richtige Akzentuierung verloren haben und des Sprachschatzes nicht einmal mehr mächtig sind. Es geht mir mit dem Buche übrigens, wie dem Bauer und seinem Sohne mit dem Esel; aus demselben Berlin haben mir zwei Gelehrte geschrieben, daß die von mir unterdrückten Gedichte, deren eine gute Zahl ist, durchaus wieder heraus müßten, und der jüngere davon wollte sie sogar auf eigene Faust redigieren und herausgeben.

Mit meinen Arbeiten, nach denen Sie fragen, bin ich in Rückstand gekommen wegen körperlicher Anfechtungen und schlechter Stimmungen resp. Nichtaufgelegtseins, dem anderseits genügliche Einnahme durch neue Auflagen entgegenkam, so daß ich mir sagen konnte: Du wärst ein Narr, wenn Du Dich strapazieren würdest in einer Zeit, wo man alle Tage sieht, was die zappeligen Streber erreichen. Doch werde ich schon auf dem

---

[1]) Exner hatte an Keller geschrieben: „In einer Gesellschaft [in Berlin, wo Exner im Frühling war] traf es sich, daß drei ehemalige Zürcher Professoren nebeneinander saßen, Dernburg, Mommsen und ich. Dadurch kam das Gespräch auf die alte Stadt und schließlich auf Ihre Gedichte. Der ‚Apotheker' wurde bestaunt und bewundert, an dem übrigen aber hinsichtlich der Verskunst herumgemäkelt. Mommsen sagte sogar in seiner scharfen Weise: ‚Ein Dichter, der keine Verse machen kann, das ist eben schlimm!' Mag sein, antwortete ich ihm, aber dafür kann er eine Prosa schreiben, die kein Lebender ihm nachmacht. Worauf der alte Mommsen ganz brav und ernst sagte: ‚Das muß ich bestätigen!'"

Platze erscheinen, wie des Swinegels Gattin beim Wettlaufe mit dem Hasen.

Seien Sie mit Ihrem verehrlichen Anhange bis auf weiteres schönstens gegrüßt von Ihrem

G. Keller.

135. An Marie Melos.

Zürich, 19. Juli 1885.

Hochverehrte Freundin!

Im Trubel dieser vergangenen Woche (es war ein dreitägiges Bach-Händel-Fest hier) habe ich richtig versäumt, rechtzeitig an unsern alljährlichen Notenaustausch zu denken; als es mir gestern nachmittag endlich einfiel, war es zu spät, und ich hatte schon ein Telegramm geschrieben, um es heute früh abgehen lassen zu können, als Ihre und Ihrer guten Schwester freundliche Botschaft eintraf, Mrs. Kroeker nicht zu vergessen, so daß ich dreifach beschämt mich ans Lesen machen konnte.

Seien Sie höchlich bedankt, und möge Ihnen Ihr lieber himmlischer Herr Vater es im neuen Jahre an nichts fehlen lassen, was zu Ihrem Heile dient, worunter ich indessen nicht etwa Zahnschmerzen oder andere körperliche oder moralische Heilsmaßregeln dieser Art mit verstanden haben möchte. Ich selbst bekomme leider kein Zahnweh mehr, dafür aber allerlei rheumatische Anzüglichkeiten und weiß aus Erfahrung, daß ich dadurch nicht mehr gebessert werde.

Das Telegramm ging heute dennoch erst um halb elf Uhr ab, da ich um halb ein Uhr nachts noch in einer Gesellschaft gesessen und, weil der glorreiche 19. Julius einmal angebrochen war, gleich noch auf Ihr Wohl den bewußten Pokal getrunken hatte. Die Freunde glaubten, ich sei ein Verehrer irgendwelcher alter Götter, die längst heimgegangen. Ihren letztjährigen Champagnerstöpsel habe ich seinerzeit richtig erhalten und mit Rührung von allen Seiten betrachtet.

Meine liebe Schwester, der es nicht gut geht, war mit mir über Eure schönen Gaben erfreut und überrascht. Sie dankt sehr und wird das weiße Gestricke beim nächsten kühlen Luftzuge umtun, wenn sie ihre langsamen Spaziergänge auf der benachbarten Promenade macht.

Auf welche Dame Ihre Anspielung geht, wird mir deutlich durch den Namen Maria, den Sie ihr zu geben scheinen und der von einer Fräulein Knopf in Frankfurt a. M. geführt wird. Diese ist allerdings eine wohlwollende Gönnerin meiner Wenigkeit und originelle Korrespondentin; denn sie bringt in ihren

Briefen nie mehr als zehn Zeilen zustande, wie sie behauptet, aus Dummheit; es ist aber reine Klugheit, lieber lesen als schreiben zu wollen.

Letztes Jahr war eine Frau aus München oder Stuttgart hier, die mit großem Spektakel bei mir einrückte und verkündete, sie habe ein Vierteljahr krank im Bette gelegen und endlich sich an meinem vierbändigen „Grünen Heinrich" gesundgelesen! Worauf sie behende weiterkugelte. Ich stand da und war versucht, mich einen Augenblick neben Christum zu stellen, der mit einem Sälbchen von Kot den Blinden geheilt hat. Die Sache schien mir aber nicht geheuer zu sein mit meiner Wundertätigkeit, und ich ließ sie auf sich beruhen, ohne mich beim heiligen Vater um die Seligsprechung zu bewerben. So viel von der Damenverehrung, deren ich, selten genug, teilhaftig werde. Nun aber gehen Sie gesund und munter in Ihre Sommerfrischen hinaus und stärken sich gründlich für das Jahr 1885/86.

Ihr getreulich ergebener

G. Keller.

136. An Maria Knopf.

[Zürich, Juli 1885.]

Verehrtestes Fräulein und Gönnerin!

Wenn auch spät, so danke ich Ihnen nur um so herzlicher für Ihr freundliches Gedenken meines Geburtstages, für Briefchen und Blumen! Wenn letztere auch als Heu angekommen sind (ein Zeichen, daß der Weg doch etwas zu weit für dergleichen Reisende ist), so haben sie mir als Symbole wohltuender Gesinnung nichts destominder Freude gemacht, und sie wurden unter feierlichen Reden in meinen Ofen gelegt, wo sie im Oktober oder November als das erste Feuer das Arbeitszimmer erwärmen sollen. Beinahe hätte ich ein Gedicht darüber gemacht; leider versperrt der vertrackte Roman, an dem ich immer noch langsam weiter herumwurzle, alle angenehmen Abschweifungen und lyrischen Ergötzungen.

Meine l. Schwester dankt sehr für Ihren Gruß und erwidert denselben. Ein Dienstmädchen hat sie zur Stunde noch nicht einzustellen beliebt, da sie noch immer hofft, durch einen glücklichen Zufall und auf dem Wege persönlicher Vermittlung guter Freunde und Bekannter eine zuverlässige Person erhalten zu können. Aber auch ohne dies Verhältnis glaube ich kaum, daß ich im Laufe des Sommers noch weg kann, und muß mich in diesem Falle mit kleinen ein- und halbtägigen Ausflügen entschädigen.

Aber ich langweile Sie immer mit der gleichen Geschichte; erscheine ich aber wirklich einmal in Ortenberg, so fürchte ich, ich werde noch langweiliger mich ausnehmen; denn ich bin für andere kein kurzweiliger Patron, weil es mir Egoisten genügt, wenn es mir selbst nicht langweilig ist, ein Mangel an gesellschaftlicher Erziehung.

Genießen Sie jetzt den herrlichen Sommer recht und empfehlen Sie mich wieder einmal dem Herrn Papa, wenn wohlderselbe auch dort ist.

Ihr verehrungsvoll ergebener

G. Keller.

137. An Ida Freiligrath.

Zürich, 9. August 1885.

Verehrte Frau Freiligrath!

Obgleich Sie wieder schöne feurige Kohlen auf mein Haupt gelegt haben, fangen dieselben doch erst jetzt an, mich so zu brennen, daß sie bereits ein kleines Loch in meinen herrlichen Strohhut gebohrt haben. Das Haar auf dem Schädel dagegen ist seit dem letzten Jahr um weitere zwei bis drei Quadratzoll weggesengt, und ich muß nun ein Ende machen.

Ihre lieben Bleistiftbriefe machen mir jedesmal so große Freude, und doch lehnt sich immer das Gewissen dagegen auf, Ihr Augenlicht so reichlich in Anspruch zu nehmen. Und nun fügen Sie noch die Arbeit Ihrer Hände hinzu! Wir wollen mit herzlichem Danke die erwiesene Ehre und Liebe annehmen, die Schwester und ich, jene, welche mit dem schönen Tuche sich schmücken und wärmen wird, sobald der Herbst kommt, und ich, dessen Ruhesessel eine elegante Zierde gewonnen hat. Allein, verehrteste Freundin, lassen Sie es mit der diesmaligen Güte bewandt sein! Sie haben in Ihrem glücklichen Familienkreise so viel Gelegenheit und Anlaß, Fleiß und Mühe Ihrer älteren Tage an Mann zu bringen, daß Sie den Rayon nicht noch auf so große Entfernungen ausdehnen dürfen.

Ihre gütigen Geburtstagswünsche erwidere ich mit den besten Glückswünschen für die jetzige Sommerreise und den Aufenthalt bei den Kindern in England, und ich freue mich, daß es Ihnen, als der Überlebenden, vergönnt ist, die alte Fahrt, welche einst mehr als einmal mit so verschiedenen Schicksalswendungen und Gemütsbewegungen gemacht wurde, jetzt in so heiterer Ruhe und guter Obhut fort und fort zu wiederholen.

Was mich betrifft, so hätte ich dies Jahr sowieso nicht

rheinabwärts fahren können, weil ich im Winter und Frühjahr nicht viel getan habe und nun im Sommer aushalten muß, um endlich mit einem Romane fertig zu werden, an dem ich schon lang mit wenig Tinteverlust herumboßle. Meine Verlagsverhältnisse haben sich allerdings verschoben. Was Herrn Weiberts Herz bei Ihnen hierüber ausschütten konnte, ist mir ganz unbekannt. Für mich steht die Sache einfach so. Als vor einigen Jahren mein Buch „Sinngedicht" in der „Deutschen Rundschau" angekündigt war, schrieb mir sofort der Berliner Buchhändler Hertz und wünschte das Buch zu verlegen. Ich sagte zu für den Fall, daß Weibert nicht darauf reflektiere. Hierauf erschienen die betreffenden Novellen während fünf wohlgezählten Monaten in der „Rundschau", ohne daß Herr Weibert, der sich um alle früheren Sachen von sich aus beworben hatte, auch nur mit einem Worte erwähnte, daß er die neuen Novellen bemerkt habe. Darauf schloß ich natürlich mit Hertz ab. So ging es auch mit den Gedichten. Schon vor zehn Jahren hatte er einmal geäußert, ob ich nicht meine Gedichte sammeln wolle? kam aber nie mehr auf die Sache zurück. Als es nun mit dem „Sinngedicht" so gegangen war und Hertz abermals auch die Gedichte, von denen er gehört, verlangte, gab ich sie natürlich auch. In den letzten drei Jahren mußte Weibert von allen meinen Sachen neue Auflagen machen. Plötzlich, ohne mir vorher ein Wort zu sagen, bot er das Verlagsrecht mit allen Vorräten dem Berliner an, der schloß sofort das Geschäft ab, ohne daß ich ein Wort dazu zu sagen hatte — und nun hat der Herr, der gegen mich vollkommen den Stockfisch machte, ein Herz auszuschütten!

Was Sie mir von dem Artikel in der „Didaskalia" melden, intrigiert mich einigermaßen. Ich habe denselben auf unserem Museum gesucht; aber die betreffende Nummer war schon verschwunden. Wer nach fünfunddreißig Jahren noch über jenen kurzen Aufenthalt in Düsseldorf, als Ferdinand mich von Köln dahin begleitete, schreiben mag, weiß Gott! Von einer Geburtstagfeier Hasenclevers weiß ich gar nichts mehr. Derselbe befand sich allerdings in einer Gesellschaft verschiedener Herren, die während zwei bis drei Tagen in Gasthöfen und Gesellschaftslokalen herumdinierten und viel Maitrank, Champagner 2c. vertilgten, ohne daß besondere Tollheiten vorfielen, ausgenommen den ersten Abend, als in einem Musik- oder Gesangvereine an der Wand hängende Zylinderhüte verarbeitet wurden, wobei ich nach einer dunkeln Erinnerung mich wacker beteiligte. Wenn man alt wird und sich an der Öffentlichkeit herumtreiben muß,

so ist es ein Übel, daß einem dergleichen versteckte Legendenmacher nachschleichen, noch ehe man das Zeitliche gesegnet hat. Es ist auf diese Art schon wiederholt über mich gelogen worden.

Der Fräulein Schwester hatte ich am Morgen des 19. Juli telegraphiert und gleich darauf geschrieben. Nun ist es auch schon wieder drei Wochen her und ich muß schließen, damit diese Zeilen Sie sicher auf Forest Hill bei den lieben Ihrigen und ihren Bienen finden!

Leben und kehren Sie dann glücklich an den Rhein zurück!

Ihr dankbar ergebener G. Keller.

Meine Schwester bittet, herzlich zu grüßen und dankt tausendmal.

138. An Käthe Kroeker-Freiligrath.

Verehrte Frau und Bienenpflegerin!

Schon habe ich bald wieder den Anstandstermin, Ihre freundlichen Geburtstagswünsche dankend zu erwidern, versäumt oder verträumt! Nun, ich will mich diesmal zusammenraffen und um so herzlicher für alles Frühere mit danken, und wünschen, daß Ihnen alles Gute und Heitere, dessen Sie sich erfreuen, erhalten bleibe und sich vermehre, wo noch irgendein Plätzchen bleibt! Vorzüglich soll es Ihnen noch lange vergönnt sein, die teuerste Mama allsommerlich bei sich zu sehen und mir, von Forest Hill aus, ihre anmutigen Botschaften zu empfangen.

Fräulein Melos schrieb mir am 19. Juli, Frau Freiligrath werde vielleicht erst Mitte August nach Deutschland zurückkehren. Ich bin daher so frei, einen Brief für sie beizulegen, mit der Bitte um gütige Nachsendung, wenn sie schon abgereist sein sollte.

An Sie, verehrteste Tochter der Verehrten, lasse ich den „Martin Salander" abgehen, von dem Sie sprechen, möchte Ihnen aber nicht raten, das sehr problematische Buch ins Englische zu übersetzen[1]). Es wurde nicht einmal in Deutschland verstanden, weil es nicht breit ausgeführt ist. Überdies entbehrt das Buch des ursprünglich geplanten Schlusses, der Hauptbewegung und allerhand Spektakel bringen sollte und nur wegen der vorgerückten Zeit durch das Geschick gekappt wurde. An der Stelle ist jetzt eine dürftige Skizze. Die Engländer, welche an den Reich-

[1]) Frau Käthe Kroeker-Freiligrath übersetzte den „Grünen Heinrich", und eine Auswahl aus den Seldwyler Erzählungen: „Kleider machen Leute", „Die mißbrauchten Liebesbriefe" und „Dietegen" ins Englische (Gottfried Keller, A selection of his tales, London 1891).

tum eines Dickens 2c. gewöhnt sind, würden die Beziehungen vollends nicht herausfinden. In Deutschland bessert es sich allgemach ein wenig, indem sie anfangen, das Ding zum zweitenmal zu lesen.

Ferner bin ich so frei, Ihnen den lyrischen Sündenwälzer, genannt Gesammelte Gedichte, „ergebenst zu überreichen", was ich schon lange habe tun wollen, aber aus Scheu vor dem Schnürchenbinden immer verschoben habe. Sie werden von selbst nicht zu heftig darin lesen! Ich empfehle mich auch Herrn Kroeker mit dankbarsten Grüßen, welche ich auch den lieben Kindern auszuteilen bitte, etwa als eine Art platonischen Konfekts, woran sie sich den Magen nicht verderben.

Haben Sie die Güte, das Kuvert, das die Epistel an Frau Mama enthält, nach Düsseldorf zu adressieren, wenn wohldieselbe wirklich nicht mehr bei Ihnen ist.

Ihr ganz hochachtungsvoll ergebener

Gottfr. Keller.

Zürich, 8. August 1887.

Auch die Photographie, die Sie zu verlangen die Güte hatten, liegt endlich bei.

139. An Adolf Vögtlin.

Zürich, 18. August 1887.

Geehrter Herr!

In letzter Zeit vom Briefschreiben abgehalten, muß ich vorerst um Entschuldigung bitten, wegen Verspätung dieser Antwort auf Ihren Brief vom 8. August. Die Erzählung „Romeo und Julia" usw. ist in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden, und wahrscheinlich ist es auch mit der englischen der Fall, da ich seinerzeit aus Schottland Anfragen erhielt, die ich nicht beantwortet habe. Wollen Sie sich nun mit der Geschichte auch abgeben, so ist das sehr freundlich und dankenswert; allein Sie brauchen ja keine Autorisation dazu, weil England bis jetzt mangels Verträgen kein gesetzliches Hindernis kennt. Ich bitte Sie also, nur drauflos zu übersetzen, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aber die Erwähnung einer ausdrücklichen Autorisation wegzulassen, und zwar aus folgendem Grunde: Es steht nämlich endlich die internationale Übereinkunft zum Schutze des geistigen usw. Eigentums nahe bevor und muß eine Organisation dieser Verhältnisse mit sich bringen. Soll dieselbe den einzelnen etwas nützen, so ist es wohl geraten, sich vor Torschluß nicht durch präjudizielle Handlungen das Spiel selbst

zu verderben, wie ich denn auch namentlich den Franzosen gegenüber keinerlei Einwilligung mehr gebe.

Wollen Sie die Dauer des jetzigen Zustandes noch zum Übersetzen benützen, so habe ich keine Bedingungen zu stellen. Eine Vorlage der Handschrift ist auch nicht nötig, da ich nicht genug Englisch kann, um sie zu beurteilen.

Ihr achtungsvoll ergebener G. Keller.

140. An Sigmund Schott.

Zürich, 9. Juni 1888.

Verehrter Herr Schott!

Obwohl begreiflich, sind Sie zum Glück doch ganz auf der unrechten Fährte wegen meines langen Schweigens. Ich stecke seit bald zwei Jahren in einer fast pathologischen Scheu vor dem Briefschreiben, die sich aus einem mir zu stark werdenden Anschwellen der Korrespondenzen entwickelte und sich auf alle alten guten Beziehungen wie auf die neusten erstreckt, so daß die Gerechten mit den Ungerechten darüber leiden, wenn sie überhaupt etwas entbehren oder vermissen.

Ich bin eben daran, ein paar Wochen dranzusetzen und aufzuräumen, soweit möglich; denn es handelt sich um eine Reihe von Briefen, die natürlich um so länger werden, je länger der verfluchte Streik dauert.

Vorderhand danke ich Ihnen herzlich für das übersandte Heft der „Revue internationale“ und für die in Ihrer Darstellung an meine Wenigkeit verwendete wohlwollende Aufmerksamkeit. Ich kann die ganze Arbeit, soweit ich sie bis jetzt übersehe, nur gut finden, abgesehen von Ranganweisungen, mit denen Sie mich selbst zu begünstigen so freundlich sind. Einige kleine faktische Unrichtigkeiten, wie z. B. der Grund meines langsamen Vorrückens, kommen nicht in Betracht. Der „Martin Salander“ ist mir verunglückt, ich habe jetzt noch den größten Teil der Freiexemplare unausgepackt liegen, so sehr ärgerte er mich. Ich mußte ihn nämlich abbrechen, da die „Rundschau“, wo er erschien, mit dem Oktoberheft 1886 einen neuen Jahrgang begann und Fortsetzungen in einem solchen unstatthaft sind. Für die Buchausgabe bestand der Verleger auf dem Weihnachtsmarkt, kurz ich wurde um die eigentliche pièce de résistance des Romans gebracht und werde, wenn ich mich besserer Gesundheit erfreue, sehr wahrscheinlich einen weiteren Band unter dem Titel „Arnold Salander“ schreiben, wozu das Material da ist. Über den „Martin“ und seine Tendenz kann ich mich jetzt nicht ver-

breiten, wir finden wohl Gelegenheit zu mündlicher Plauderei. Sie haben indessen den Unglücksvogel viel glimpflicher aufgefaßt oder wenigstens behandelt, als ich erwartete.

Ich muß mir auf dies und jenes, was Sie mir schrieben oder anregten, vorbehalten zurückzukommen in denjenigen Briefen, die ich auch Ihnen nachzubringen gedenke, vorzüglich auch hinsichtlich des Vortrages Ihres Freundes über meine Person als Autor, welche Sache ich auch schändlich vernachlässigt habe. Die Schrift hat mich sehr gefreut, schon wegen ihrer bis auf die Zitate ungewohnten Sachlichkeit. Ich werde so unverschämt sein, Ihnen trotz der argen Verspätung für den Herrn Verfasser noch einmal zu schreiben.

Mit vielen Grüßen Ihr

Gottfr. Keller.

141. An Paul Heyse.

Zürich, 26. Dezember 1888.

Lieber Freund! Ich muß das goldne Brücklein, das Du mir gebaut, doch noch im alten Jahr benutzen, um wenigstens mit einem Beine wieder auf Deine fruchtbare Uferseite zu gelangen. Freilich hätte sich so manches angesammelt, daß ich einen ordentlichen Aufsatz schreiben müßte, um alles nachzuholen; das ist mir jetzt nicht möglich — ich habe eine ordentliche Kompagnie solcher Gläubiger, die sich in Ungläubige zu verwandeln drohen.

Das Gerücht wegen Übersiedlung nach Wiesbaden ist natürlich unbegründet. Ich hörte im vorigen Herbst, man könne daselbst auch gut eine Winterkur machen, und nahm mir das vor. Jetzt mag ich aber nicht und will mich lieber noch mit meinen Rheumatismen gedulden. Gearbeitet habe ich in diesem Jahre noch nichts, da der lange Winter ebenso schlimm war für meine Leiblichkeit, und von dem schönen Mai an bis zum Oktober ist meine arme Schwester langsam gestorben unter vielen für mich schlaflosen Nächten!

Inzwischen ist auch Th. Storm gestorben! In seinem letzten Briefe kündigte er mir seine Novelle „Ein Bekenntnis" an und erzählte dabei, daß er damit Deine Erfindung „Auf Leben und Tod" unabsichtlich gekreuzt habe. Ich las dann das Werklein und sah, daß er verneint, was Du bejaht hast! Das animierte mich zur Diskussion, und ich wollte abends in Gesellschaft davon sprechen, fand aber, daß Damen anwesend seien und das Krankheitsmotiv, welches der gute Verewigte für seine Darstellung gewählt, nicht zur Sprache gebracht werden könne. Dieser novel-

listische Mückenfang wollte mich fast erheitern, wenn ich nicht schon vernommen hätte, daß es nicht gut um Storms Befinden stehe. (Unter Mückenfang meine ich das Fangen der in der Luft schwebenden Motive.)

Wenige Monate später trat mir das Problem persönlich nahe, als ich das schreckliche Leiden einer Herzkranken ansehen mußte. Meine Schwester konnte zuletzt nicht mehr liegen, noch sonstwie ruhen, und konnte sich wegen wachsender Einschnürung der Kehle durch alte Verkropfung auch nicht mehr nähren. In aller Schlichtheit und Ehrlichkeit fragte sie mehrmals, ob man ihr denn nicht zur Ruhe verhelfen könne und wolle. In meiner Dummheit fragte ich erst in der letzten Woche den Arzt, einen Kerl, der angesichts des moribunden Zustandes die Ärmste immer nur mit Messungen, Thermometer, Pulszählen, Schläuche-in-die-Kehle-stecken-wollen und dergleichen quälte, daß sie flehentlich aufschrie: ob er denn nicht lieber etwas Schlaf schaffen könne, worauf er gemütlich trocken sagte: Ja, ich kann etwas Morphium in das Mittel verordnen, das man holen muß. Hiedurch bekam sie jedesmal, wenn man es ihr gab, ein halbes oder ein ganzes Stündchen Ruhe und konnte den Kopf zum Schlummer anlehnen.

Man könnte die Konsequenz, die Du mit Recht hieraus gezogen hast, natürlich wegen des Mißbrauches der edlen Menschheit amtlich nicht ohne weiteres angehen lassen; allein ich habe nun erfahren, daß ich mit gutem Gewissen das Leiden hätte abkürzen dürfen.

Jetzt wünsche ich Deinen edlen Frauen und Dir selbst mit vielem Dank für freundliches Gedenken eine glückhafte Jahreswende!

Ja so! Du gehst nächstens nach Weimar, dem Untergang der Welt beizuwohnen! Ich wünsche den übermäßigsten Erfolg und werde für Mitteilung des Dramas dankerfüllt sein, da ich die Deutsche Dichtung lange nicht gesehen habe.

Dein dem Frühjahr mit Sehnsucht entgegenharrender

G. Keller.

142. An den Verleger Wilhelm Hertz.

Zürich, 10. März 1889.

Hochverehrter Herr!

Für die lange Verschleppung der Empfangsanzeige betreffend die mir vor nun schon 14 Tagen gütig übersandten 10000 Mark habe ich sehr um Entschuldigung zu bitten; ich bin von Rheuma so träg und unbeweglich, daß auch das Geld noch

in der Lade liegt, wie es kam. Ich lege aber nun mit bestem Danke die Quittung bei.

Daß die Gedichte an der bezeichneten Stelle als Band IX und X[1]) getrennt werden, wird nicht wohl zu umgehen sein, obgleich Band X mit den Rüge- und Schimpfgedichten nicht lieblich anhebt. Nur ist mir unklar, ob die beiden Abteilungen die alte, fortlaufende Paginatur beibehalten, dabei aber jeder seine Hälfte des Registers erhalten solle. Hier ist auch der Ort, wo ich gleich auf Ihr Geehrtes vom 8. dieses kommen muß, welches ich nebst den drei Photographien heute früh erhielt. — Bei seiner hiesigen Anwesenheit hatte Ihr Herr Sohn in Aussicht gestellt, es würde das Bild den „Gesammelten Gedichten" am Schlusse der ganzen Operation beigegeben werden, was mir willkommen war, da die Gedichtsammlung für den Einzelverkauf hiefür die geeignetste Stelle ist, da sie sozusagen das ganze Leben des alten Kerls begleitet. Auf der andern Seite seh' ich das Bild nur ungern an der Spitze des „Grünen Heinrich" im Einzelverkauf, weil unwillkürlich das bezügliche Lesepublikum es auf den kuriosen Helden bezieht und dummes Zeug schwatzt, wie: da haben wir ihn ja gleich, den Schwerenöter usw., was kein Unglück wäre, wenn nicht zugleich die Vorstellung eines jugendlichen Lebewesens, wie sie sich in jedem Leser je nach seinen Kräften von selbst bildet, zerstört, ja ausgerottet würde und ein für allemal der festgenagelte Kopf des vertrockneten Greises an die Stelle träte. Soviel im allgemeinen.

Speziell die Photographien betreffend, welche Sie sich verschafft haben (ich hätte sie Ihnen gratis aus meinem Vorrat senden können, da ich sie nicht verwende!), so möchte ich mir leider alle drei geradezu höflichst verbitten. Schon vom Photographen nicht gut placiert, sind sie vom Retoucheur nicht verstanden und verdorben, und schließlich würde auch der Radierer oder Graveur dadurch irregeführt. Eine andere, besser konditionierte Photographie wüßte ich mir zur Zeit hier nicht zu verschaffen.

Indessen hat sich nötigenfalls ein glücklicher Ausweg gezeigt. Meister Arnold Böcklin, dem ich von der Sache sprach, zeigte sogleich Lust, eine Zeichnung des Kopfes, ganz einfach gehalten, zum Zwecke der Vervielfältigung durch Phototypie in den Ateliers von Hanfstaengl Albert in München zu machen, wo weder die Hand eines Retoucheurs noch die eines Graveurs darüber käme, sondern der reine Strich des Meisters bestehen

[1]) Der bei W. Hertz erscheinenden Gesammelten Werke.

bliebe. Er ging sofort ans Werk und hat vorläufig ein originelles Bildchen entworfen, an welchem er nur die letzte Hand anzulegen hat. Ich glaube, es wird ein in seiner Art neuartiges Blatt entstehen.

Dies Frühjahr, ich glaube im Mai, muß Böcklin in Geschäften einen Aufenthalt in Berlin machen und wohl auch München berühren, wo er sich behufs zweckmäßigen Verfahrens in Sachen umtun könnte.

Sollten Sie geneigt sein, die gute Gelegenheit zu benutzen für die vorliegende Unternehmung, so würde es mir angenehm sein, Ihre gelegentliche Äußerung zu erfahren. Die übersandten Photographien werde ich Ihnen ehestens zurücksenden. Als Nachtrag muß ich noch mitteilen, daß gerade diese Bilder namentlich in der Schweiz schon mehrfach von illustrierten Winkelblättern u. dgl. in Holzschnitt ausgepeitscht worden sind und auch in dieser Hinsicht als alter Kohl erscheinen würden. Sogar in Dänemark hat ein solches Blatt vor Jahren schon denselben gebracht.

Die Revisionsbogen der Offizin Schade werde ich nach Ihrer gefälligen Anleitung möglichst pünktlich besorgen.

Mit erneuertem Ausdruck hochachtungsvoller Ergebenheit Ihr

G. Keller.

143. An Maria Knopf.

Zürich, Pfingsten 1889.

Verehrtes Fräulein und Gönnerin!

Sie haben eigentlich recht, daß Sie so unentwegt Ihre freundliche Gesinnung bewahren; denn was derselben nicht wert zu sein scheint, ist leider nur die Frucht einer Art förmlicher Lähmung im Briefschreiben, wie auch in anderem. Meine arme Schwester ist fast zwei Jahre lang allmählich gestorben, zuletzt auf schreckliche Weise an desorganisiertem Herzen. Ich hätte nie gedacht, daß der stillen Person solches geschehen könnte.

Jetzt lebe ich mit einer Person, die mir von milden Frauen oktroyiert worden ist und Köchin, Haushälterin, Ausläuferin und alles zusammen vorstellen soll, eine sogenannte bestandene Person, die aber wohl nicht bei mir sterben wird, wenn ich mich nochmals erholen kann, was möglich sein sollte.

Das Stauffersche Bild[1]) habe ich Ihnen als spaßhaftes Gegenstück zu dem kühnen Amazonenbild, das Sie mir vor zwei Jahren in Ihrer Photographie geschenkt haben, übersandt. Stauf-

[1]) Die Radierung von Karl Stauffer.

fer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radierung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erst einen photographischen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von allen Seiten zu machen, um den Gegenstand sich von allen Seiten einzuprägen. Nun mußte er aber während einer scheinbaren Pause, als er mich ruhen hieß, mich in der Erschöpfung auf dem Armsünderstuhl abgestohlen haben, wovon ich nichts merkte; denn diese gestohlene Aufnahme radierte er und nicht den Kopf, den er einer hiesigen Familie schenkte. Er hat es freilich auf meinen Vorhalt bei wenig Abzügen bewenden lassen, wie er sagte, und die Platte abgeschliffen. Die Arbeit ist freilich an sich gut, aber das Bild seiner Entstehung nach dumm.

Nun aber muß ich meine Verwunderung aussprechen, daß die ganze verehrte Familie jetzt nach Ortenau übergesiedelt ist und Landwirtschaft treibt. Ich wünsche sehr Glück zu der Idylle, solang es geht. Das Gute hat die Sache wenigstens, daß das Fräulein dem Herrn Papa den schönen Kirsch nicht mehr so leichtsinnig ausführen kann. Dies Jahr werden Sie mich schwerlich als gänsehütendes Alterchen in der Landwirtschaft verwenden. Ich muß dieser Tage mit meinen rheumatischen Gliedern ins Bad, und im Juli werde ich mich irgendwo im Gebirge verstecken, um dem schrecklichen 70. Geburtstage zu entgehen, mit dem man mich bedrohen möchte und den ich vermeiden muß.

Wenn einer vieles getan und geleistet hat und noch manches zu leisten imstande ist, so mag ich ihm solche Späße gerne gönnen. Ich ziehe vor mich zu entziehen und bleibe keinem was schuldig.

Letzthin war Hr. Johannes Proelß bei mir, mit dem ich über den Fall schwatzte. Jetzt hat er schon in der „Frankfurter Zeitung" ein Pourparler drucken lassen, damit sechs Wochen vor dem kritischen Tage schon die wohltätige Stille gestört wird und man ja den Schlupfwinkel ausspüren kann.

Ich empfehle mich bestens dem Herrn Stadtrat und der Fräulein B. Ich hatte auch gedacht, zuweilen später einen Spätherbst oder Winter in Wiesbaden oder so wo zuzubringen und dann einen Sprung in Ortenau vorbeizukommen. Allein wenn es so fortgeht mit dem Wohlgemuth-Handel, mögen die Götter wissen, wie es mit uns allen zu stehen kommt.

Bis dahin und darüber hinaus behalten Sie mir mit der ganzen Herrschaft Ortenau eine freundliche Gesinnung als

Ihrem ergebenen

Gottfr. Keller.

144. An Marie von Frisch.

Zürich, 7. Juni 1889.

Verehrte brave Frau Professorin!

Sie haben mich wieder sehr erfreut mit Ihrem Brief vom 3. März, für den ich schönstens danke. Ihre vier Haimonskinder stehen derweil mit andern Freundessachen auf meinem Schreibtisch und sehen zu. Ich wünsche zu allem, was Sie von dem rüstigen Leben der Ihrigen melden, Glück und Fortsetzung!

Daß ich meinem Siebzigertag aus dem Wege gehen will, haben Sie richtig vermutet. Ich gedenke, nachdem ich den Juni in Baden an der Limmat zugebracht haben werde, an einen Kurort am Vierwaldstätter See (zu) gehen und Luft nebst Wasserkünsten weiter (zu) genießen und mich dort still (zu) halten. Ich leide schon an dem Schwindel, indem es Lumpe gibt, die solche Unglückskandidaten schon Monate vorher um Material brandschatzen wollen. Ihr Wolfgangsee wäre ein schöner Schlupfwinkel, aber ich kann nicht so weit reisen, ehe ich von dem permanenten Hexenschuß im Kreuz hergestellt bin, wenn das überhaupt noch geschieht. Die letzten zwei Jahre konnte ich nichts dagegen tun, weil ich die stets leidende Schwester nicht ganz allein in fremden Händen lassen konnte. Sie starb auf schreckliche Weise an einem Herzklappenfehler. Die letzten acht Tage konnte sie weder liegen noch sitzen noch irgend anlehnen und fand keine Luft mehr. Ich mußte auch lange Nächte aufpassen und in der letzten die ganze Nacht mit der Wärterin dabei stehen und mit den Händen bereit sein, wenn sie in einer Art Verlies, das wir gebaut, mit dem Kopf nach vorn oder seitwärts fallen wollte. Das kam mir kurios vor. Und doch mußte ich später lachen, als sie zur Ruhe war und die Weiber erzählten, wie sie eines Nachts, als die Wärterin, die sie an einer langen Schnur am Beine zu ziehen pflegte, wenn sie etwas bedurfte, im Nebenzimmer eingeschlafen war, mit dem Stock in der Hand sich hinschlepote, sah, daß sie schlief und das Licht ausblies, das sie natürlich bereit hielt. Ein wahrer Holbein! Und sehr liebenswürdig! Ich habe über die Zeit immer mit Heulen zu kämpfen gehabt. Ein Fläschchen Tokayer, das sich bei den schönen Weinflaschen fand, die Ihr mir vor einem Jahre oder so geschenkt, lieferte ihr die letzten Erquickungstropfen aus einem winzigen Gläschen. Von meinem jetzigen Leben will ich jetzt nichts sagen, ich glaub' ich bin reingefallen durch wohltätige Frauen, die alte Mägde gut versorgen wollen.

Sie haben mir, ehe der „Martin Salander" noch fertig war, ein sehr schmeichelhaftes Briefchen geschrieben. Das Bücherbällchen, welches die Freiexemplare der Buchausgabe enthielt, habe ich, nachdem es seit Weihnacht 1886 in einem Winkel gelegen, erst dies Jahr aufgemacht. Sie und Adolf haben die Eurigen auch noch zu beziehen.

Ich weiß nicht, ob Sie schon hinter dem Schafberg sind; jedenfalls wird der Herr Gemahl, den ich schönstens und ehrerbietig grüße, noch in der Josefstädterstraße weilen. Ich hoffe dies Jahr wieder mobiler zu werden im Briefschreiben. 10000 Grüße

Gottfr. Keller.

145. An Jacques von Planta.

Hochgeehrter Herr!

Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß Ihr Herr Vater sich vor nunmehr 35 Jahren, als ich mich zu Berlin in ökonomischen Bedrängnissen befand, an einer von hiesigen Freunden vereinbarten Hülfe beteiligt, großmütigerweise, ohne mich persönlich zu kennen. Diese Hülfe bestand in der Übermittlung einer Summe, welche zum Teil aus einem verbürgten und verzinslichen Darleihen, zum Teil aus freien, ohne Rückzahlungsbedingungen geleisteten Beiträgen bestand.

Unter letzteren komparierte in edelster Weise Herr Nationalrat Rudolf Andreas von Planta mit der Bedingung, er hoffe, dafür auf Leistung einer Ode für die Lukmanierbahn. Ich hätte natürlich die Ode auch geliefert, ohne die Absicht gelegentlicher Rückzahlung aufzugeben. Und dennoch sind die — Fr., die ich seit ein paar Dezennien hätte regulieren können, aus Fahrlässigkeit bis jetzt unberichtigt geblieben.

Als Ihr Herr Vater mir letztes Jahr schrieb, er gedenke mich in einer andern Angelegenheit bei seiner nächsten Anwesenheit in Zürich zu sprechen, nahm ich mir fest vor, in Anbetracht unserer vorgerückten Jahre bei diesem Anlaß die Sache mit allem schuldigen Dank zu erledigen. Allein da ich wegen eines schweren Todesfalles und wegen eigener schlechten Gesundheit den ganzen Winter hindurch nicht unter die Leute kam, fand sich die Gelegenheit nicht, und ich war eben auf dem Sprunge, mich schriftlich an ihn zu wenden, als der beklagenswerte jähe Hinschied das Land erschreckte und auch mir sein memento mori zurief.

Ich möchte Sie also ergebenst bitten, die — Fr. zur Tilgung der alten Schuld und zuhanden wem Rechtens im stillen entgegenzunehmen. Zugleich lege ich weitere — Fr. bei mit

dem Ersuchen, dieselben zu einem milden Zwecke auf irgendeine Weise im Sinne des Verewigten zu verwenden, um mir ein bescheidenes Zeichen von Erkenntlichkeit zu ermöglichen. Ich weiß, daß er stets etwas zu unterstützen und zu protegieren hatte, und so könnten Sie, ohne den Ursprung zu nennen, gewiß etwa ein Löchlein verstopfen wie jenes, das er mit den andern — Fr. verstopfte, oder wenn gerade keines vorhanden ist, sonst den nächstliegenden Armenzweck bedenken. Auch dies würde dazu dienen, die so traurig gewordene Angelegenheit für mich in etwas zu mildern.

Im voraus für geneigtes Entgegenkommen meinen besten Dank abstattend, bin ich mit vollkommener Hochachtung

Zürich, 13. Juni 1889. Dr. Gottfr. Keller.

146. An Sigmund Schott.

Zürich, 4. Februar 1890.

Ihr Brief war mir sehr erfreulich und klingt mich an, wie eine Stimme aus dem Grabe aus besseren Zeiten. Ich kann Ihnen sagen, daß er mich aus der Lethargie erweckte, ungeachtet Sie den „Grünen Heinrich" nur philologisch gelten lassen wollen. Ich bin buchstäblich mit demselben in der Hand vom tatlosen Lager aufgesprungen, was der Arzt vergebens anstrebt. Ich werde nicht mehr lange vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen. Sie glauben kaum, welche Freude Ihr Artikel in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" hervorbringen wird.

188135
LG.
K297i
Author Keller, Gottfried
Title Gottfried Keller in seinen Briefen.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU